Erzählungen aus dem Ries.

Von

Melchior Meyr.

Neue Folge.

1. Der schwarze Hans. — 2. Georg.

Hannover.
Carl Rümpler.
1870.

Vorwort.

Die erste der hier zusammengestellten Erzählungen ist 1867 geschrieben und im Feuilleton der Wiener „Neuen Freien Presse" erschienen. Auf den Rath urtheilender Freunde habe ich an dem Ausgang eine Aenderung vorgenommen, die ich für glücklich halten muß. Das Gemälde geht jetzt aus dem ländlichen Charakter nirgends mehr heraus und der Schluß entbehrt nicht des versöhnenden Elementes.

In „Georg" hab' ich erlebte Geschicke dargestellt und die Treue gegen die vorliegenden Thatsachen höher geachtet, als eine mögliche Umdichtung, die mir wohl auch gelungen wäre. Nun wird man mir vorhalten, was ich selber weiß. „Die Erzählung ist in ihrem Verlauf mehr Geschichte als Poesie." Sei es! Die ausgeführte Schilderung der Kämpfe, die ein begabter, strebender, charaktervoller junger Mann zu bestehen hatte, kann sich

ein Novellist ebenfalls zur Aufgabe stellen. Sind die Entscheidungen des wirklichen Lebens anders, als der Leser sie zunächst wünscht, so liegt in wirklichen Begebenheiten doch wieder eine eigene Kraft; und wenn die ersten Eindrücke überwunden sind, kann sich das Herz des tiefer Nachdenkenden mit dem dargestellten Lebensloose einverstanden fühlen. Irdische Geschicke haben ihren eigenen Sinn, ja ihren eigenen Tiefsinn! In denen unsres Georg wird mancher, wenn er das Wesentliche im Auge behalten will, die seinen wiederfinden.

Durch die Hauptpersonen der neuen Erzählungen glaube ich die Sammlung meiner Rieser Figuren bereichert zu haben. Der „schwarze Hans" (nach den Mittheilungen eines Geistlichen!) ist eine Art Don Juan auf dem Lande. In „Georg" ist ein junger Mensch dargestellt, der in die Sphäre der Bildung hineinstrebt, ohne daß er aufhörte, Bauer zu sein. Daß mit diesem Beruf eine gewisse Cultur auf eine gesunde, gedeihliche Weise verbunden werden kann, das hat unser Rieser in der That gezeigt; und vielleicht wäre er ähnlich Angelegten unter seinen Standesgenossen zur Beachtung und Nachfolge zu empfehlen.

Der schwarze Hans.

I.

Am Anfang der Neunziger-Jahre des vorigen Jahrhunderts standen zur Maienzeit in einem Dorfe, das im Süden des Gaues nahe dem Wald gelegen war, Samstags nach dem „Betläuten“ einige junge Bursche auf dem Platz vor der Schmiede in traulicher Unterhaltung. Die Nacht war vom ersten Viertel des Mondes beleuchtet, die laue Luft erquickend, der Boden trocken. Das Behagen, das die Landleute am Ende der Woche zu empfinden pflegen, wo sie die Ruhe und das Vergnügen eines Feiertags vor sich haben, wurde dadurch erhöht, und das Gespräch wendete sich munter hierhin und dorthin. Endlich langte es an einem Gegenstande an, bei dem es zu verweilen pflegt.

„Ja“, fuhr ein braunhaariger, mäßig großer Bursche nach einigen Zügen aus seiner Ulmer Pfeife fort, „ich kann euch sagen, daß ich mich über das Mädchen verwundert hab'! Sie ist nimmer zum Kennen! Voriges Jahr ist sie noch mager gewesen und hat nichts gleichgesehen, jetzt ist sie rund und „g'schlacht“ und glänzt im Gesicht! Schön, sag' ich euch!“

„Bei ihrer Bas' ist sie in einer guten Nahrung gewesen!“ bemerkte ein Bursche, bei dem eine solche gleichfalls merklich angeschlagen hatte.

„Und den Winter über ist sie g'ruht!“ fügte ein schlanker junger Mensch von heiterm Gesichtsausdruck hinzu.

„Die Veränderung ist doch sehr groß!“ begann der Erste wieder. Die Kathrine ist jetzt das sauberste Mädchen im ganzen Dorf! — Und vergnügt, und lebhaft! — 's ist eine rechte Hex' geworden!“

„Du red'st, als ob du sie gern möchtest!“ bemerkte der Zweite.

„Thät mich nichts helfen,“ erwiderte jener. „Sie ist schon versorgt! Der Heinrich Bühler ist ihr schon voriges Jahr nachgelaufen, und jetzt läßt er sie gar nimmer aus.“

„Das thät mich nicht abschrecken,“ bemerkte der Dritte mit Laune. Ein Mädchen kann man einem immer noch wegnehmen, wenn man's geschickt angreift!“

„Da geht's nicht, mein lieber Mathes! 's ist ein hübscher Bursch und seine Mutter übergibt ihm den Hof. Wenn die Kathrine Kohlbäuerin werden kann, dann greift der Schreiner mit beiden Händen zu — und das Mädchen auch!“

„Ich thät doch nicht verzagen!“ entgegnete jener. „Die Weibsbilder haben oft wunderliche Sachen im Kopf!“

„Die hat nichts im Kopf als den Heiner!“ versetzte der Erste.

Der Schlanke machte eine Bewegung des Bedauerns. „Dann thust du mir leid, Kasper! Von Herzen!“

„Bah," entgegnete jener mit einem Nachdruck, der den Scherz zurückweisen sollte. „Mich geht sie nichts an! — Man red't nur davon!"

Nahende Tritte machten sie aufschauen. Von einer Seitengasse kam ein hochgewachsener, stattlicher Bursch gelassen auf sie zu und sagte guten Abend. Die jungen Leute erwiderten den Gruß auf eine Weise, die etwas Eigenthümliches hatte. Der Ton verrieth eine gewisse Zurückhaltung, drückte jedoch keine Geringschätzung, sondern eher eine Art Scheu, jedenfalls Respect aus. — Der Ankömmling war der „schwarze Hans".

Auch im Scheine des Mondes konnte man noch sehen, warum er so genannt wurde. Er hatte schwarze Augen und Haare und eine dunkle Gesichtsfarbe. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas nicht Gewöhnliches, man konnte sagen Fremdartiges. Er war sehr gut gebaut; schlank von Wuchs, breit von Schultern. Seine Züge waren nicht nur schön, sondern fein, und sein Benehmen ungezwungen, sicher — fast wie das eines Herrn, der zu Untergebenen tritt.

„Ich hab' euch eifrig reden hören," begann er. „Gibt's was Neues?"

„Nichts Besonderes!" erwiderte Kasper.

Mathes schüttelte mit Laune den Kopf. „Da müßt' ich doch bitten!" rief er. Und zu Hans fuhr er fort: „Der Kasper hat uns eben verzählt, daß er sich in die älteste Tochter des Schreiners, in die Kathrine, verliebt habe!"

„Lüg' in deinen Hals hinein!" rief der Angeschuldigte.

Hans betrachtete diesen. „Nun," versetzte er, „häßlich ist

sie nicht, aber dürr wie ein Zaunstecken — nimm mir's nicht übel, Kasper!"

Dieser lächelte. „Du hast sie auch noch nicht gesehen, wie ich merk'! Seit vierzehn Tag ist sie von ihrer Bas' im obern Ries heimkommen — und wie? Schau sie dir erst an!"

„Du mußt natürlich so reden!" bemerkte Hans mit Humor.

„Ich red' so, weil's so ist!" erwiderte Kasper. „Wenn du sie gesehen hast, wirst du mir Recht geben! — Du verstehst dich ja drauf!"

Die letzten Worte hatten einen etwas spöttischen Klang; Hans lächelte wie zu einer Schmeichelei. — „Du machst mich neugierig," sagte er.

Kasper wollte seine Meinung ganz darlegen und fuhr fort: „Bild' dir nicht ein, daß sie auf einmal gar zu stark geworden ist. Sie ist nur „vollkommen", wie's ein Mädchen sein soll. Alles ist wie man's wünscht! Ein Gesicht weiß wie Milch und roth wie eine Rof' — wunderschön!"

„Und der will nicht verliebt sein!" rief Mathes.

„Ich hab' nur Augen!" versetzte Kasper.

„Aber keine Courage!" entgegnete jener. „Er leugnet nur," fuhr er zu Hans fort, „weil er sich nichts zutraut. Nämlich der Kathrine läuft schon der junge Kohlbauer nach, und gegen den, meint er, kommt er nicht auf!"

Hans richtete sein Auge auf Kasper und rief mit offener Geringschätzung: „Gegen den Heiner? Bah!"

Kasper sah ihn verwundert an. „Ist der so schlecht?" versetzte er.

„Ein Milchgesicht," entgegnete Hans. „Wenn den ein Mädchen mag, dann ist nichts hinter ihr!"

„Das sind Ansichten," versetzte Kasper. „Von deinem Schlag ist er freilich nicht!"

„Nicht einmal von deinem," erwiderte Hans ungezwungen. — „Wenn ich du wär', in drei Tagen gehörte sie mir!"

„Und wenn ich du wär'," versetzte Kasper, „ich hätt' keine Aussichten!"

Hans zuckte die Achsel. „Da sieht man schon," sagte er, „daß du mich nicht kennst!"

„Nun," entgegnete Kasper, „das hätt' ich denn doch geglaubt! (Und sein Blick schien zu sagen: Dich kennt man nur gar zu gut!) „Aber," fuhr er fort, „es gibt halt Mädchen, die zu g'scheit sind, und zu diesen gehört die Kathrine. Die wird Kohlbäuerin!"

Hans mit einem Lächeln der Gleichgiltigkeit sagte: „Wenn's ihr Freud' macht — meinetwegen!"

Kasper hatte nach der Seite gesehen und erhob den Kopf. „Da kommt einer," sagte er, „der uns berichten kann! — Michel," fuhr er zu einem untersetzten Burschen fort, der eben zu der Gruppe trat, „du kannst unserm Streit ein End' machen! Nicht wahr, dein Vetter Bühler hat ein Aug' auf die Schreiners-Kathrine und will sie heiraten?"

„So viel ich weiß," versetzte der Bursch, „ist man einig."

„Da!" rief jener. „Das ist mehr, als ich gewußt hab'!"

Hans machte ein Gesicht wie einer, der genug hat.

„Unter diesen Umständen," sagte er zu Kasper, „müssen wir uns eben nach einer Andern umsehen! Nicht den Muth verloren — es gibt schon noch Mädchen im Ries! — Guten Abend beieinander!"

Mit diesen Worten ging er seines Wegs.

Die Bursche schwiegen eine Weile. Dann sagte Jacob, der Wohlbeleibte: „Der ist aber heute gesprächig gewesen! Sonst geht er an einem vorüber, als könnt' er gar nicht Deutsch!"

„Er ist heut' guter Laune," sagte Kasper. „Aber was sich der Mensch für ein Ansehen gibt!" fuhr er fort, als Hans hinter der Schmiede verschwunden war. „Er benimmt sich grad, als ob er der Herr vom Dorf wär'! Ein Söldnerssohn und Maurer! So viel sind wir doch ungefähr auch!"

„'s ist ein aparter Mensch," bemerkte Mathes. „Aber wenn er sich was rausnimmt, schlecht steht's ihm nicht an, und wer weiß, von wem er herkommt! Seine Mutter hat ihn ledigsweis gehabt — wer weiß, wer sein Vater ist!"

Kasper schüttelte den Kopf. „Wenn's ein Herr wär'," entgegnete er, „dann wär' besser für ihn gesorgt worden!"

„Ist nicht immer nöthig, mein guter Kasper! Die sind nicht immer so gewissenhaft! — Nun, am Ende, der Hans verschafft sich selber, was er braucht!"

Kasper nickte mit Bedeutung. „Aber nicht blos mit der Kelle!" bemerkte er.

Der andere sah ihn an und lächelte. „Man sagt ihm nach, daß er auch eine Büchs hat!"

„Man sagt's ihm nach!" wiederholte Kasper foppend. „Bis jetzt hat man ihn noch nicht erwischt; aber er mag sich in Acht nehmen!"

„Wenn ihn einmal ein Jäger trifft," entgegnete Mathes, „dann mag sich der Jäger in Acht nehmen!"

„Dann hätt's auch für den Hans ein End'!" versetzte Kasper.

„Was wär's?" erwiderte der andere. „Dann ging er halt über die Grenze! Aber den kriegt schon keiner! Dem geht Alles durch! Die Hirsch' und die Reh' und die Mädchen gehören sein — und wer ihm dazwischen kommt, der kann sich vorsehen. Sein Vater mag gewesen sein, wer er will — Schand macht ihm der Hans keine!"

„Buben," rief hierauf der dicke Jacob, „jetzt spür' ich aber einen Durst, daß ich's nimmer länger aushalten kann! Gehen wir in's Wirthshaus!"

Der Vorschlag wurde angenommen, und langsamen Schrittes wandelte man ins „grüne Bäumle", wo man einen Tisch besetzte, Bier und Branntwein kommen ließ und sich dann mit dem üblichen Kartenspiel unterhielt.

II.

Den anderen Morgen stieg die Sonne am wolkenlosen Himmel empor und brachte einen jener festlichen Vormittage, die man nur auf dem Lande in ihrer ganzen Schönheit fühlen kann. Es kommt da mit dem Schimmer zugleich eine Stille über die Welt und eine Gelassenheit, eine Ruhe in die Gemüther, daß die Leute träumend umhergehen, wie im Paradiese. Und ein Paradies ist in dieser Zeit auch das Dorf — mit seinen blühenden Gärten und Gärtchen, mit den Wohlgerüchen des Wonnemonds, mit der leise fächelnden, köstlichen Luft. Die jungen Gesichter lächeln, ohne zu wissen warum, und die alten sind von einem Behagen erfüllt, dem eine gewisse Feierlichkeit einen höheren, man kann wol sagen poetischen Ausdruck gibt.

Es sind die Stunden, wo sich die Landleute innerlich am glücklichsten fühlen. Der Gedanke an den Gottesdienst weckt einen Ernst in den Seelen, der unter anderm dazu dient, die Sorgen vergessen und die Herzen empfänglicher zu machen für angenehme Regungen. Man ist am Sonntag allerdings fröm-

mer als an Werkeltagen, hauptsächlich aber auch verlangender nach Wohlgefühl und geeigneter, Freude zu empfinden. Und daß Menschen, die ohnehin in eine schöne Zukunft sehen, in dieser Zeit lauter Licht und Vergnügen sind, das ist natürlich.

Die Tochter des Schreiners, die schöne Kathrine, war in der großen unteren Kammer, welche dazu mehr Bequemlichkeit bot, als ihr eigenes, nach hinten gelegenes Dachkämmerchen, eben beschäftigt, sich zu waschen und sich für den Feiertag anzuziehen. Sie hatte die Arbeiten gethan, die ihr für das Hauswesen oblagen, jetzt konnte sie mit gutem Fug die Sorge auf ihre Person richten. Die Sonne schien zum Fenster herein — in die mit Wasser gefüllte irdene Schüssel auf dem Sims, und der goldene Widerschein gaukelte an der geweißten Decke hin und her, was die Heimlichkeit der hellen Kammer noch vermehrte. Kathrine mit einem großen Schwamm „koste" sich behaglich „ab". Sie wusch Gesicht, Hals, Brust und Arme — und zwar mit Eifer. Als sie sich genug gethan hatte, preßte sie den Schwamm aus und hing ihn an einem Nagel der Wand auf. Dann trat sie wieder vor den Spiegel.

Die abgekosten Wangen der Jungfrau glänzten in der frischesten Röthe, die reizend aufgeworfenen Lippen lächelten, die großen blauen Augen schimmerten inniges Vergnügen. Woran mochte sie denken? Was sie von ihrer Gestalt unmittelbar oder im Spiegel sah, schien ihre Seele vorzugsweise zu beschäftigen. Sie hatte Freude an sich selber, die achtzehnjährige Blonde — und man konnte ihr das auch nicht verargen! Das Gesicht hatte in seiner heiteren Anmuth etwas

ganz besonders Einnehmendes. Die Schönheit ihres Wuchses sprang in die Augen. Von Hals und Vorderarmen war die Helle, die sie im Winter zu erlangen pflegen, kaum noch wieder geschwunden: sie zeigten nur einen Hauch jener bräunlichen Röthe, die erst der Sommer mit seinen Arbeiten im Freien ihnen wieder verleiht. Oberarme, Schultern und Brust glänzten in reinster Weiße.

Wenn Kathrine nicht selber gesehen hätte, daß sie wirklich und sonderlich schön war, sie wäre doch nicht ohne Kunde davon geblieben! In der kurzen Zeit, wo sie sich bei ihren Eltern befand, hatte sie es zum Ueberfluß gehört! Auf dem Lande noch mehr als in der Stadt ist es vor Allem das körperliche Aussehen und das Befinden, wovon man den ersten Anlaß zum Gespräch nimmt; und in der Regel befleißigt man sich dabei einer großen Aufrichtigkeit. Hat Jemand, den man eine zeitlang nicht gesehen, merklich an Farbe und Rundung verloren, so darf er sich darauf gefaßt machen, daß man ihm die bedenkliche Sachlage mit allem Nachdruck ungeheuchelten Staunens ins Gesicht erklärt. Dagegen wird ihm eine Zunahme mit redlicher Bewunderung als wirkliches Verdienst angerechnet; und wenn er dadurch gar noch sichtlich hübscher geworden ist, so kann die Anerkennung, die man ihm zollt, den Charakter wahrer Hochachtung an sich tragen.

Kathrine, nach halbjähriger Abwesenheit heimkehrend, erhielt von Verwandten und Bekannten des Lobes eine Fülle. Und wenn sie sich auch dagegen wehrte und entgegnete, das werde wol so arg nicht sein, oder gar: man treibe nur sei-

nen Spott mit ihr und das sei gar nicht recht! — so zog sie doch in ihrem Innern von dem Gehörten nur wenig ab und überließ sich ganz dem Bewußtsein des Glückes, so zu sein wie sie war. — Es ist so schön, gepriesen zu werden — in einer Welt und von Menschen, die manchmal ihre Stimme nur erhalten zu haben scheinen, um andere damit zu tadeln und zu schmähen!

Am meisten hätte das Mädchen von der Macht ihrer Lieblichkeit der junge Bauer überzeugen müssen, von dem in dem Gespräch bei der Schmiede die Rede gewesen. Heinrich Bühler hatte in der That schon ein Auge auf sie, als sie noch allzu schlank war und böswillige Bursche mit einer Anspielung auf das Handwerk ihres Vaters behaupteten, sie wäre aus Holz geschnitzt! Aber die feiner fühlende Seele ahnte in der Knospe die entwickelte Blüthe und war im Stande, sich schon in das zierliche Profil und in das sprechende Auge zu verlieben. Heinrich hatte der Kathrine nicht nur seine Neigung zugewendet, er hatte ihr's auch schon zu verstehen gegeben und sich um ihre Gunst beworben, obgleich noch in einer vorläufig sehr bescheidenen Weise. Als er sie nach ihrer Heimkehr in zufälliger Begegnung zum erstenmal wieder sah, war er ganz außer sich. Er starrte sie an wie ein Wunder, fragte sie wiederholt, ob es denn wirklich die Kathrine sei, und brach immer wieder in die Rufe glückseligen Staunens aus. Das Mädchen, durch diese Anerkennung geschmeichelt, gerührt, lächelte sehr freundlich, und ihre Blicke weilten auf dem blonden Burschen mit offenem Wohlgefallen. Dadurch wurde er von seinem ersten

Schrecken geheilt; er überwand seine natürliche Schüchternheit und sprach endlich seine Wünsche und Hoffnungen ohneweiters deutlich aus. Die Schöne erröthete, aber die Miene sagte nicht Nein, wenn auch der Mund noch Ausflüchte suchte. Bei der nächsten Zusammenkunft, die nicht mehr zufällig war, kam es nach einer näheren Erklärung auch zum Ja des Mundes — und Kathrine war Heinrich's Mädchen!

Nun kannten aber das Glück und die Zärtlichkeit des Burschen keine Grenzen mehr! Wenn er bei der Geliebten war, brachte er buchstäblich den Mund nicht mehr zusammen. Er verschlang ihre Züge und hing mit förmlicher Trunkenheit an ihr. Sagte er ihr etwas Schönes, so wurde seine Stimme weich und unsicher, und die Augen bekamen einen feuchten Glanz. Kathrine, als sich dies wiederholte, konnte nicht umhin, mit einem gewissen Lächeln vor sich hinzusehen und den Kopf zu schütteln. „Was ist das für ein guter Mensch!“ sagte sie zu sich selbst. „So etwas ist mir meiner Lebtag nicht vorgekommen!“ — Bei den bekannten ländlichen Rangvorstellungen hatte sie den Antrag des jungen Bauers zuerst für eine große Ehre genommen; jetzt fühlte sie sich ihrerseits als kleine Herrin und widerstand gelegentlich nicht dem Verlangen, mit ihm — wie freundlich immer — ihren Scherz zu treiben.

Nachdem sie sich angezogen, so weit es im Hause nöthig war, und zuletzt auf die zurückgestrichenen Haare noch ein Häubchen gesetzt hatte, ging sie in die Stube hinüber, wo Vater und Mutter im Behagen des Feiertags auf der Wandbank saßen. Beide schauten auf sie mit Wohlgefallen. Den

Mund der ansehnlichen Schreinerin umspielte ein glückliches Lächeln und sie sagte: „Du hast dich ja geputzt wie an der Kirchweih'! — Du könntest geradenwegs zum Tanz gehen!“

Die Tochter verzog ein wenig die Lippe. „Ich hab' meine gewöhnlichen Sonntagskleider an,“ entgegnete sie. „Nur der Schurz ist neu —“

„Und die Kappe!“ ergänzte die Mutter.

„Nun ja,“ versetzte das Mädchen. „Einmal muß man sie doch zuerst anthun!“

Der Schreiner, eine magere Gestalt mit einem gesund röthlichen, nicht unfeinen Gesicht, schmunzelte. Er machte gern sein Späßchen — was er nämlich dafür hielt — und sagte jetzt: „Wenn sie auch heute nicht zum Tanz geht, umsonst wird sie die schöne Kappe doch nicht aufhaben. „Ebber“ (etwer, Jemand) wird sie schon darin sehen!“

Die Schreinerin lächelte. „Wie viel ist's denn?“ sagte sie, indem sie das Auge auf die Wanduhr richtete. „Bald halber Neune! — Mich nimmt's Wunder, daß er noch nicht da ist!“

„Mir ist's auch auffallend,“ erwiderte der Schreiner mit einer scheinheiligen Sorge. „Vorgestern ist er schon nach Sieben gekommen, weil er ganz nothwendig etwas von mir gebraucht hat! Wenn er heut' nicht auch nothwendig was braucht und ausbleibt — dann mach' ich mir Gedanken!“

Die Züge des Mädchens drückten eine glückliche Selbstgewißheit aus; die Anspielung auf eine Möglichkeit, die nicht möglich war, konnte sie nur erheitern. „O je!“ rief sie zu dem Alten.

Die Mutter war zu guter Laune, um das Spiel nicht fortzusetzen. Nun," sagte sie, „Alles kommt vor in der Welt! Und grad einer, der's so übermäßig treibt und ganz weg ist, der kann am ehesten —"

„Einmal wegbleiben," ergänzte der Schreiner.

Kathrine zeigte mit einem sonderbaren Aufziehen der Lippe ihre weißen Zähne. „Wenn ich Alles so gewiß wüßt'," erwiderte sie, „dann wär's gut!"

Die Mutter zuckte die Achsel. „Ich wär' nicht so sicher an deiner Stell'!" entgegnete sie. „Die Mannsbilder taugen alle nichts — Jeder kann falsch sein! Der Beste kann einmal umstehen!"

„Der Heiner," versetzte Kathrine, „brächt's nicht zu Stand, wenn er sich's auch vornähm'! Geh weiter! Er ist nur gar zu —"

Sie fühlte, was sie sagen wollte, und schwieg.

Der Alte schenkte ihr den Satz nicht. „Nur gar zu treu, willst du sagen?" Und zur Mutter gewendet, fuhr er fort: „Da siehst du! Die Weibsbilder taugen nichts! Der wär' nun offenbar ein Bischen Falschheit am Heinrich lieber, weil sie selber gern ein wenig falsch sein möcht'! — Wie?" setzte er mit einem begütigenden Tone hinzu, als er sah, daß die Tochter den Spaß ernsthaft nahm.

„Der Heiner," versetzte Kathrine, „ist mir lieb, wie er ist — ich will und mag keinen Andern! Ich hab' nur gemeint, er thut mir eigentlich gar zu viel Ehr' an!"

Die Mutter schüttelte den Kopf und sagte dann gutmüthig:

„Laß dir's nur gefallen! Wenn er dein Mann ist, wird's noch eine Zeit lang dauern; dann hört's aber auf einmal auf, und du wirst mit Seufzen an die Höflichkeiten und die schönen Reden denken, die dir jetzt zu viel sind!“

Die Miene der Tochter sprach die Erwartung aus, daß sie diese Erfahrung an sich nicht machen werde. Auf einmal, nach einem Blick durch's Fenster, wurde sie roth und rief: „Aha!“

Die Mutter sagte zum Alten: „Für heut' haben wir noch nicht Recht gehabt, Vater!“

Nach einer Weile ging die Thür auf, und der erwartete junge Bauer trat ein. Er trug eine dunkelgrüne Sammtjuppe mit versilberten Knöpfen und eine Fischotterkappe, die er erst gestern vom Markt aus Nördlingen mitgebracht hatte. Mit verhältnißmäßiger Würde grüßte er und gab der Schreinerin, die ihm entgegengekommen war, die Hand. Nach einigen herkömmlichen Reden sagte der Schreiner mit wenig verhüllter Schlauheit: „Kann ich dir vielleicht mit etwas dienen, Heinrich?“

Dieser, die Frage würdigend, entgegnete mit entsprechender Laune: „Heut' nicht, Schreiner, heut' bring' ich was!“

„Ei,“ rief Kathrine, „da bin ich neugierig!“

Die Mutter sah ihn an und versetzte mit einem gewissen Ernst: „Du wirst dir doch keine Unkosten gemacht haben, Heinrich?“

„Keine Sorg', Bas',“ entgegnete jener, „ich hab' keinen Kreuzer ausgegeben!“ Er griff in die innere Tasche seiner

Juppe und zog einen Strauß von Aurikeln und Narcissen hervor, in deren Mitte ein Röschen steckte.

„Ei, die prächtigen Blumen!“ rief die Alte. „Und,“ setzte sie schalkhaft hinzu, „die bringst du mir?“

Der Bursche lächelte etwas „verhofft“. Aber er war heute fester als sonst und erwiderte nickend: „Euch, Bas' — wenn Ihr sie annehmen wollt!“

„Ich dank' schön,“ versetzte diese und nahm den Strauß in Empfang.

Kathrine mit einem angenehmen Mäulchen trat näher. „Darf man,“ sagte sie, „ein wenig dran riechen?“

„Warum denn das nicht?“ versetzte die Alte und gab ihr den Strauß. Das Mädchen brachte die Rose an ihr Näschen, sog den Duft ein und rief: „Ah, das schmeckt herrlich!“

„Und die schönen Blumen,“ fragte die Schreinerin den Burschen mit Anerkennung, „sind alle aus deinem Garten?“

„Meine Mutter,“ erwiderte Heinrich zur Erklärung, „ist eine Liebhaberin! Sie hat immer was drauf gehalten!“

Kathrine wollte der Alten den Strauß zurückgeben.

Diese lächelte gutmüthig. „Behalt ihn nur,“ sagte sie. „Der Heinrich wird mir's wol nicht übelnehmen, daß ich ihn wieder verschenk', und jetzt muß ich ohnehin in die Küche!“

„Und ich,“ bemerkte der Schreiner, „in den Stall; denn von der Kathrine ist nicht zu verlangen, daß sie jetzt nach den Kühen schaut. Es wär' auch wirklich schad' um den Anzug!“

Beide gingen hinaus.

Die Liebenden, allein gelassen, schwiegen. Heinrich schaute in der Stube umher, als ob er sie noch nie gesehen hätte.

Wäre dies der Fall gewesen, sehenswerth erschien sie allerdings. Sie war zierlicher und reinlicher, als es sonst bei ländlich Mittelbegüterten der Fall zu sein pflegt. Das Handwerk hatte mit Behagen für sich selber gesorgt! Alles was von Holz war, nahm sich besonders nett aus und zeigte frische hellbraune Farben, und die Strahlen der Sonne, welche durch die blanken Fenster hereinschienen, gaben dem Ganzen einen sehr traulichen Charakter.

Das Mädchen brach das Schweigen. „Nun," sagte sie, indem sie gefällig auf den Strauß blickte, „darf ich ihn behalten?"

„Du hast ihn ja geschenkt bekommen!" erwiderte der Bursche.

„Aber er muß mir auch von dir vergönnt sein!" sagte das Mädchen.

Heinrich zuckte die Achsel. „Geh!" versetzte er. „Uebrigens," fuhr er lächelnd fort, „wenn ich dich allein getroffen hätt', von dir hätt' ich mir doch etwas dafür ausgebeten!"

„Ei!" rief Kathrine mit einem guten Theil wirklicher Verwunderung. Und schalkhaft setzte sie hinzu: „Gewiß einen „Bahtsch" (Patschhand)? — Da hast du ihn!"

Sie gab ihm die Hand, er schlug ein — mit einer Miene, als ob das nicht ganz seine Rechnung gewesen!

Das Mädchen betrachtete ihn mit schelmischem Vergnügen. „Weil du's wirklich so gut mit mir gemeint hast," fuhr sie fort,

„so will ich dir jetzt auch eine Ehr' anthun: ich will den Strauß anstecken und ihn tragen den ganzen Tag!"

Sie schaute an ihrer Brust hernieder, um die rechte Stelle ausfindig zu machen.

„Halt!" rief der Bursch und trat schnell an sie heran. Er hatte den Gedanken gefaßt, ihr ihn selber ans Leibchen zu stecken.

„Wie?" rief Kathrine mit neckender Ausweichung, „soll ich ihn nicht tragen?"

„Doch! Freilich!" erwiderte er unentschlossen. Das scheinbare Mißverstehen hatte ihn gestört und ihm den Humor zum Muthe genommen.

Kathrine sah ihn an — und von dem Gefühle, das in ihr sich erhoben, drückte sich eine merkliche Andeutung in ihrem Gesicht aus. Dann steckte sie sich den Strauß selber „ans Herz" und sagte: „Ich will ihn tragen dir zu Ehren! Und wenn sich eine Gelegenheit gibt, daß ich dir dafür auch eine Freud' machen kann, so will ich's nicht versäumen! Da," setzte sie hinzu, indem sie ihm gutmüthig die Hand reichte, „sei nochmal bedankt!"

Heinrich drückte die Hand und behielt sie in der seinen. Er sah die Geliebte zärtlich mit glänzenden Augen an; — zu seinem Glücke fehlte nichts mehr!

Die Thür ging auf und es erschien die Mutter. „Heinrich," sagte sie, „da fällt mir grad was ein! Ich hab von deiner Mutter einen eisernen Hafen „verdliehen" (entlehnt) und jetzt brauch' ich ihn nicht mehr, weil ich mir selbst einen gekauft

hab'! Sag' ihr, daß ich ihn heut' noch bringen werde, wenn mir nichts dazwischen kommt — ich hab's nur vergessen!"

Heinrich sah sie galant an. „Aber warum solltet Ihr —?" sagte er; „kann ich ihn nicht selber heimtragen?"

„Warum nicht gar!" rief die Schreinerin. „Das würde sich nicht schicken! Ein junger Bursch mit einem Hafen!"

„Wenn's weiter nichts ist," versetzte Heinrich, „da mach' ich mir nichts draus!"

„Am Sonntag!" fuhr die Schreinerin fort.

„Einerlei!" entgegnete jener entschlossen, obwol ihn selbst eine Vorstellung überkam, daß er damit auffällig werden könnte. „Gebt ihn nur her!"

„Er ist zwar klein," sagte die Schreinerin, „und nicht schwer; aber es geht doch nicht! Es geht wirklich nicht!"

„So macht doch keine Umstände!" rief der Bursche fast gereizt.

Kathrine, ohne eine gewisse Schalkheit in ihrem Blicke verbergen zu können, sagte: „Wenn er's durchaus haben will, so laß ihm doch die Freud'!"

Die Mutter ging in die Küche, kam mit dem Hafen zurück und übergab ihn dem Burschen, indem sie sagte: „Aber nur, weil du's nicht anders thust!" Heinrich lächelte, reichte Mutter und Tochter die Hand, ließ einen Gruß für den „Vetter" zurück und verließ die Stube.

Die Schreinerin sah ihm nach, dann richtete sie auf die Tochter einen Blick, dessen Ernst durch eine Andeutung von Lächeln gemildert war, und sagte: „Mädchen, du bekommst

wahrhaftig einen guten Mann! Er wird dich in Ehren halten und thun was dich freut — und er wird so bleiben, wie er ist! Dieser Schlag ändert sich nicht!"

* * *

Der schwarze Hans war am gestrigen Abend von der Schmiede weg nach Hause gegangen. Er hatte etwas Anderes vorgehabt, er wollte noch „über Feld" gehen; allein durch das Gespräch der Bursche war er davon abgebracht worden. Die Unterhaltung im Nachbardorfe, die er aufsuchen wollte, reizte ihn nicht mehr: seine Gedanken hatten sich auf das gerühmte Mädchen gerichtet und er fand ein Vergnügen darin, sich mit ihr zu beschäftigen. Es entstand in ihm eine Neugierde, zu erfahren, ob der Kasper die Wahrheit gesagt habe, und er wollte sich davon so bald als möglich überzeugen. Indem er sich vorstellte, daß der Heinrich, der ihm von Jugend an zuwider gewesen, einen so schönen Schatz haben sollte, empfand er einen gewissen Verdruß. „Das wär' ja gegen alle Regel," sagte er zu sich selber, „ein solcher Kielhas'!" Und mit dem Humor seiner Gattung setzte er hinzu: „Wenn das sein könnt', dann gäb's keine Gerechtigkeit mehr in der Welt! Ich will's noch nicht glauben!"

Den schwarzen Hans charakterisirte eine gewisse Ruhe, die aus einem großen Selbstvertrauen stammte. Er hatte schon so viel erreicht — im Grunde war ihm bis jetzt Alles durchgegangen; er glaubte fest, daß, wenn er etwas ernstlich haben

wollte, er es auch erlangen werde! Mit einem Gefühl unbedingter Zuversicht ging er zu Bette und schlief den Schlaf des Gerechten.

Am andern Morgen, als er, in seinem Garten spazierend, des gestrigen Abends dachte, lächelte er über sich selber. Es kam ihm närrisch vor, daß er aus der Rede des Kasper so viel gemacht, und um eines Mädchens willen, die er noch nicht kannte, den beabsichtigten Gang zu einer andern aufgegeben hatte, bei der er der besten Aufnahme sicher war. Wer wußte, ob ihm die Kathrine überhaupt gefiel. Sein Geschmack war nicht immer der der andern!

Endlich erhob sich in ihm doch die Neugierde wieder. Er wollte die Gepriesene sehen und ging deßwegen, als die Zeit gekommen war, in die Kirche. Indessen, wie er von der „Vorkirche“ zu den Weibern niederlugte, sah er im Kirchenstuhl die Schreinerin.

Der schöne Nachmittag gab seinen Gedanken eine andere Richtung. Er wollte den gestern unterlassenen Gang nachholen, den Tag im dortigen Wirthshaus verbringen und dann ein Haus aufsuchen, wo man ihn freundlich willkommen hieß.

Mit einem tüchtigen Knotenstock bewaffnet, einsam, wie er zu thun pflegte, trat er die Wanderung an. Sein Haus (nämlich das seiner Eltern) stand auf der Anhöhe zunächst dem Walde; er ging die Gasse hinunter, dem Bache zu, über welchem der kleinere Theil des Dorfes lag, den man „das Weiler“ nannte. Als er den Steg hinter sich hatte und auf dem Fußweg des Angers weiter ging, kam ihm lebhaften Schrittes ein

Mädchen entgegen. Er faßte sie ins Auge und rieth richtig. Es war Kathrine.

Eine kleine Strecke vor ihr blieb er stehen, betrachtete sie und rief mehr im Tone der Anerkennung als der Bewunderung: „Bist du's oder bist du's nicht?"

Das Mädchen, welches noch einen Schritt vorgegangen war, sah ihn von der Seite an. „Nun," erwiderte sie schnippisch, „ich werd's ja doch wohl sein!"

Hans lächelte. „Du darfst mir die Frag' nicht übelnehmen, Kathrine! Sapperment, du bist verwandelt! Und — verloren hast nichts dabei!"

Diese Bemerkung war dem Mädchen nicht neu; vom schwarzen Hans machte sie aber doch eine eigene Wirkung. Sie verzog den Mund, nicht ohne Vergnügen.

„Weißt du," fuhr der Bursche mit der Ungezwungenheit eines gewiegten Kenners fort, „daß du jetzt das schönste Mädchen im Dorfe bist?" Und mit Sicherheit setzte er hinzu: „Keine kann gegen dich aufkommen! Nicht eine einzige!"

Kathrine, wenn sie auch für das Anmaßliche in diesem Benehmen ein Gefühl hatte, konnte doch dem Wohlklang des Ausspruches nicht widerstehen. Sie erröthete. Den Hans kannte sie gut. Es war ein gefährlicher, „böser" Mensch, und ein ordentliches Mädchen durfte sich vor ihm in Acht nehmen. Aber er war der Keckste und Stärkste im Dorf, er war gefürchtet in der ganzen Umgegend, und das hatte auch bei ihr ein Gefühl des Respects erzeugt. Mochte man gegen ihn haben, was man wollte — das waren ihre Gedanken — zum

Lügen war er zu stolz; und was er ihr jetzt gesagt hatte, das sagte er nicht einer jeden! — Indessen die Schmeichelei durfte sie nicht annehmen; mit einem gewissen Eifer entgegnete sie daher: „Ich bin, wie ich bin, und ich will nicht anders sein, als andere!“ — Dann, mit einem Nachklang des Unwillens, aber doch schon wieder gutmüthig, setzte sie hinzu: „Guten Abend für heut'“ und wollte gehen. Hans trat ihr in den Weg. „Wohin willst du denn so schnell?“ rief er.

„Ich muß eine Kamrädin besuchen!“

„Das wird keine solche Eil' haben!“ Und mit einem Lächeln, das die scherzhafte Absicht verrieth, sagte er: „Ich hab' dich so lang' nicht gesehen — und bin doch dein Vetter!“

„Sehr weitläuftig!“ entgegnete das Mädchen spitzig.

Hans lachte. „Nah' genug, daß ich mich darüber freuen kann, wie gut du aussiehst und wie schön du geworden bist! Du bist ausgeschlagen wie eine Blum'!“ Kopfschüttelnd fügte er hinzu: „Ich fürcht', ich fürcht', da wird's Geschichten geben im Dorf!“

Nun wurde es dem Mädchen zu viel. „Mit mir gibt's keine Geschichten!“ versetzte sie scharf.

„Weißt,“ erwiderte der Bursch mit einer Art von Gutmüthigkeit, die aber etwas Vornehmes hatte, „auf dich allein kommt's hier nicht an! Du verrückst den Burschen die Köpf' — und dann ist der Teufel los!“

„Ich verrück' Keinem den Kopf,“ entgegnete Kathrine mit Nachdruck; und nicht ohne Selbstgefühl setzte sie hinzu: „Ich bin versehen!“

Hans nickte. „Ich hab' davon gehört!" sagte er. „Nun — es muß dich aber nicht verdrießen! — an die Geschichte glaub' ich noch nicht recht!"

Das Mädchen sah ihn betroffen an. „Nicht glauben!" rief sie. „Wir sind so gut wie versprochen!"

„Das ist so gut wie nicht versprochen!" entgegnete Hans. „Geh'," fuhr er geringschätzig fort, „der Heiner! — Er verdient dich nicht, trotz seines Bauernhöfles!"

„Das ist meine Sach'," versetzte Kathrine stolz. „Wenn er mir recht ist —"

„Er kann dir nicht recht sein!" widersprach Hans. „Er paßt nicht für dich!"

Jetzt riß dem Mädchen die Geduld. „Aber das ist ja unverschämt!" rief sie erröthend. „Der Heinrich soll nicht für mich passen! Warum? Was ist gegen ihn einzuwenden?"

„Er ist ein guter Kerl! Pah!"

„Ein schöner Fehler," entgegnete sie höhnisch.

„Er ist kein rechtes Mannsbild! Er hat keine Schneid!"

Nach diesem Einwurf trat das Mädchen vor den Burschen, sah ihn an und rief: „Jetzt hör' auf Hans — jetzt hab' ich's satt. Der Heinrich ist gutmüthig und thut einem lieber einen Gefallen, als daß er einem einen Streich spielt — aber gelitten hat er noch von keinem was! Und er ist ein braver Mensch: ein Mensch, der hält, was er verspricht, und auf den man sich verlassen kann wie auf unsern Herrgott! Wenn der mein Mann ist, dann weiß ich, was ich hab'. Er macht nicht jeder das Maul und hat nicht in jedem Dorf eine andere!

Er läuft nicht des Nachts herum mit einem genagelten Stock und schlägt einen nieder um ein gutes Wort! Er ist von Leuten da, auf die man sich etwas einbilden kann, und mir ist er lieb und sonst geht's Niemand was an! — So, jetzt wünsch' ich guten Abend!"

Hochgeröthet, mit kräftigen Schritten ging sie an ihm vorüber.

Hans schaute ihr nach — keineswegs verletzt, sondern mit einem spöttischen Lächeln, das aber alsbald in einen Ausdruck von Anerkennung überging. „Das Mädle," rief er, „hat ein Maul wie ein Schwert; — und das hat just noch gefehlt! — Zum Teufel! Sie gefällt mir, und ich hätt' sie um den Hals nehmen mögen am hellen Tage!"

Er stand eine Weile nachdenklich; dann sagte er: „Wir wollen sehen!"

Mit gemessenen Schritten setzte er seinen Weg fort.

III.

Es war vierzehn Tage später. Die Familie des Schreiners hatte das Abendessen eingenommen, die beiden jüngeren Kinder, ein Bursche von vierzehn Jahren und ein Mädchen von zwölf, waren auf den Anger gegangen, um sich noch mit ihresgleichen zu belustigen — statt ihrer saß am abgedeckten Tisch Heinrich neben der Geliebten. Die jungen Leute schauten vergnügt zusammen, und die Schreinerin betrachtete sie mit zufriedenen Blicken.

In der letzten Zeit war der erfahrenen Frau die Tochter einigemal sonderbar vorgekommen. Kathrine hatte ihr von den Reden des Hans erzählt und wie sie sich über den unverschämten Menschen geärgert, es ihm aber auch gehörig hinausgegeben habe, und die Alte hatte sie gelobt und sie dringend ermahnt, dem Burschen so wenig Audienz zu geben als möglich; denn es sei ein gefährlicher Mensch, der schon manche närrisch gemacht habe, von der's Niemand geglaubt hätte. Und Kathrine war darauf böse geworden und hatte geantwortet: ihr sei er nicht gefährlich, und wenn sie ihm keine Audienz mehr gebe,

so sei es nicht, weil sie fürchte, zuletzt auch närrisch zu werden, sondern, weil ihr so freche Menschen in der Seele zuwider seien und sie einen Ekel vor ihnen habe. Damit schien die Sache abgemacht. Aber später war das Mädchen zuweilen dagestanden, als ob sie von einem Gedanken gedrückt und geplagt wäre, und gegen den Heinrich war sie manchmal sehr kurz angebunden, als ob ihr etwas an ihm nicht recht wäre. Das hatte der Alten wahre Sorgen gemacht. Aber gottlob, diese Laune verlor sich nach und nach — und jetzt saßen sie neben einander wie Leute, die sich gern haben und die zufrieden sind von ganzer Seele.

Jene Laune an Kathrine war in der That nicht nur der Mutter aufgefallen, sondern auch Heinrich. Für ihn wurde sie aber eben der Grund einer vortheilhaften Aenderung. Durch einen gelegentlichen Ausbruch davon betroffen, gekränkt, dachte er über sich nach und überzeugte sich, daß er gegen das Mädchen gar zu gut und zu weichherzig sei. Er fühlte, daß er sich dadurch etwas vergebe, sich bei ihr selber schade, und machte sich von dem Augenblicke an eine ruhigere Haltung zum Gesetz. Die Wirkung zeigte sich alsbald. Kathrine schaute den Geliebten, der nun in einem gewissen freundlichen Stolze vor ihr stand, mit Blicken des Wohlgefallens, der Freude, der Achtung an, und eben darin lag die Ursache, daß sie heute wieder so glücklich neben einander saßen.

Bald nach dem Weggehen der Kinder war man auf ein dörfliches Ereigniß zu sprechen gekommen, das in denen, die es nichts anging, eine billige Schadenfreude zu erwecken pflegt,

und nicht nur der Alte scherzte darüber, sondern auch Heinrich. Die ganze Familie war von dem Vergnügen belebt, das man hat, wenn von andern etwas zu Tage kommt, das sie gerne verborgen hätten.

Die Thür ging auf, und mit einem guten Abend trat der uns vom Gespräche bei der Schmiede her bekannte Kasper herein. Er zeigte in seiner Miene einen Ernst und eine Wichtigkeit, die ihm nicht gewöhnlich waren; Heinrich sagte daher: „Kasper, du kannst uns was verzählen — ich seh' dir's an! Sag's — wir sind just im Zug!“

„Allerdings,“ erwiderte Kaspar, nachdem er auf der Bank Platz genommen hatte, „kann ich was verzählen! Aber — nicht grade was Gut's!“

„Nun,“ rief die Schreinerin, „es wird doch kein Todtschlag vorgekommen sein!“

„Hat nicht viel gefehlt!“ entgegnete der Bursch.

„Wie!“ rief die Frau einigermaßen erschrocken. „Aber sag', verzähl' uns!“

Man rückte zusammen und Kasper begann: „Ihr habt vorgestern gehört, daß der Webersfritz von B. in eine Heugabel gefallen sei und sich den Arm durch und durch gestochen habe?“

„Ja wol!“ sagte die Schreinerin.

„Der Stich ist richtig; aber die Heugabel ist falsch.“

„Es hat ihn also,“ versetzte Heinrich, „einer mit einem Messer gestochen?“

„So ist's! — Und wer hat's wieder gethan? Der schwarze Hans!“

Kathrine richtete sich neben dem Geliebten auf. Die Mutter rief: „Das ist aber doch gar zu arg mit dem Menschen!“ — Der Schreiner schüttelte bedenklich den Kopf.

Kasper fuhr fort: „Seit der Fastnacht geht der Hans mit der Schneidersgret in B. — ein saubres Mädle, das ganz vernarrt ist in ihn. Die Besuche, die er des Nachts bei ihr macht, haben natürlich die dortigen Bursche geärgert; denn einen Fremden läßt man nicht gern herein, zumal wenn eine so schön ist, wie die Gret. Man hat dem Hans gedroht und ihm gesagt, er soll in seinem Dorf bleiben, sonst werde man ihn einmal zusammenschlagen, daß er das Aufstehen vergesse. Es gibt dort wilde Kerle, und mancher andere hätte sich schrecken lassen. Der Hans ging aber nach wie vor in aller Ruhe zu seiner Gret, immer mitten durch die Dorfgasse, als ob ihm kein Mensch was anhaben könnt'. Freilich hatte er immer den dicken Stock bei sich, den er sich extra für die Nacht gemacht hat, unten mit Eisen beschlagen; in seiner Hosentasche steckt das Messer, das er sich spitzig zugeschliffen hat wie ein Stilet; und man weiß, er führt diese Sachen nicht zum Spaß bei sich! Wegen dessen wurden die Bursche immer wieder scheu gemacht. Aber der Webersfritz, der die Gret selber gerne haben möcht', hat seinen Kameraden keine Ruh' gelassen, und am letzten Dienstag wollte man ihn endlich abstrafen! Die Bursche, sechs an der Zahl, ließen ihn ruhig zum Schneider hineingehen, warteten aber, bis er wieder herauskam. Es war um die

zweite Stunde. Als Hans die Gasse herunterging, rannten sie mit Holzscheitern auf ihn los; aber er hatte sie zu rechter Zeit noch gesehen, er schwang seinen Stock, und wie, das könnt' ihr euch denken. Es gab Löcher im Kopf und Beulen; drei von den Burschen hatten bald genug und gingen blutig auf die Seite. Die anderen schlugen um so wüthender drein; der Hans kriegte seinen Theil auch, das Blut rann ihm über's Gesicht und endlich riß ihm der Webersfritz noch den Stock aus der Hand. Da wär' doch jeder andere verloren gewesen! Aber der Hans, was thut er? Er fährt schnell ein paar Schritte zurück, zieht sein Messer, stürzt mit rasender Schnelligkeit auf den Fritz und sticht ihm den rechten Arm mitten durch. Der Fritz thut einen Schrei, läßt den Stock wieder fallen; Hans nimmt ihn wie der Blitz und schlägt zu, bis sie Alle davonlaufen. Dann nimmt er sein Messer vom Boden und steckt's ein, wischt sich das Gesicht mit seinem Sacktuch, schüttelt sich und geht weiter, als ob nichts vorgefallen wär'!"

„Das ist aber doch ein verfluchter Kerl," rief die Schreinerin.

„Und anhaben," bemerkte der Schreiner, „kann man ihm wieder nichts! Er hat sich gewehrt, das kann man Niemand verbieten!"

„Natürlich," erwiderte Kasper. „Darum hat der Webersfritz auch die Heugabel erfunden. Aber die Geschichte ist jetzt doch 'rausgekommen. Ich hab's von einem, der dabei gewesen ist und am ersten aufgehört hat, weil er nur aus Gefälligkeit

mitgegangen ist. Ich hab' ihm aber versprechen müssen, daß ich ihn nicht angeb'!"

Die Hörer saßen da mit Gesichtern, die alle, jedes in seiner Art, mitten in der Mißbilligung eine eigene, tiefe Zufriedenheit ausdrückten. — Der Hans war ein unheimlicher Mensch; seine Vornehmheit kränkte, seine Anmaßung beleidigte und sein Lebenswandel gab großes Aergerniß. Aber er war vom Dorf, er hatte gesiegt über ein halbes Dutzend Bursche des andern Dorfs: jedes vom Dorf konnte mit ihm triumphiren! Und so vermochte nun selbst die Schreinerin ihre Genugthuung nicht zu verbergen; und Kathrine sah vor sich hin, bewegt, ernst, mit einem Ausdruck förmlicher Anerkennung im Gesicht.

Das Schweigen, das eingetreten war, unterbrach Heinrich. „Es ist merkwürdig," sagte er, „wie die Menschen sich eigentlich gleich bleiben! So ist jetzt der Hans von Jugend auf gewesen! Immer hat er gethan, was er gemocht hat, und vor Niemand hat er sich gefürchtet! Immer ist er gern allein gewesen, und wenn er mit seinen Kameraden zusammengekommen ist, dann hat er sie entweder commandirt oder er hat sich mit ihnen rumgeschlagen!"

Kathrine, wie aus einem Nachdenken erwachend, sagte: „Ein sonderbarer Mensch!"

Heinrich fuhr fort: „Wie er noch in die Schule ging, sind wir öfter zusammengekommen, obwol er über zwei Jahr' älter ist, und wir haben allerlei Sachen mit einander gemacht. Ein Hauptvergnügen von ihm war, die Buben anzuführen, wenn sie „in die Birn" oder „in die Aepfel gehen" wollten. Er hat uns

da befohlen wie ein General. Die einen mußten mit ihm in den Garten und auf die Bäume steigen, die andern mußten an verschiedenen Stellen Wache halten, und er hat ihnen gesagt, wie sie rufen oder pfeifen sollten, wenn Jemand des Wegs käme. An Tagen, wo die Leute im Feld waren, ist es uns öfter gelungen, daß wir mit gepfropft vollen Taschen davongingen, ohne daß Einer von uns erwischt worden ist. Und sagen muß ich es, wie 's ist: der Hans machte sich nichts aus der Beute; er warf seine Aepfel, oder was es eben war, meistens Einem hin, den er gerade leiden mochte. Aber es freute ihn, wenn recht viel zusammengekommen war und wenn Jeder seine Schuldigkeit gethan hatte."

„Sieh, sieh!" rief hier der Schreiner mit schlauen Augen, „jetzt merk' ich, wer mir damals meine Bäume geleert hat! Du, Heinrich, und deine Spießgesellen!"

Der Bursche lächelte wie zu einem Vorwurf, der einem Ehre macht, während die Andern ihn vergnügt betrachteten. Nach einer Weile sagte er: „Einmal hab' ich mit dem Hans einen Handel gehabt, der wol mit dran Schuld sein mag, daß er immer etwas gegen mich gehabt hat bis auf den heutigen Tag."

„Was ist das gewesen?" rief Kathrine. „Erzähl's uns!"

„Du mußt dir nicht zu viel erwarten," entgegnete der Bursch, „es ist eben ein Bubenhandel gewesen; aber man lernt doch den Hans daraus kennen und auch uns Andere. Ich hab' schon gesagt: entweder hat der Hans commandirt oder er hat zugeschlagen! Eine zeitlang hat er's vornehmlich auf drei

Bauernsöhne abgesehen gehabt, wovon ich einer war. Wenn er einem von uns ankommen konnte, so gab's was. Das wurde mir denn doch endlich zu arg, und ich beschloß, mich zu rächen. Ich beredete die andern, die ein paar tüchtige Kerle waren, daß wir ihn zusammen angreifen, niederwerfen und uns an ihm satt schlagen wollten. Eines Abends sollte die Sache vor sich gehen. Wir standen auf dem Anger beisammen zu einer Zeit, wo der Hans auch gewöhnlich herunterkam, und nicht lange, so sahen wir ihn anrücken. Er hatte einen braungebeizten Stock in der Hand, wir waren ohne Waffen — unverzagt begannen wir ihn herauszufordern und ihn zu schimpfen. Er stellte sich hin und rief: „Kommt, wenn ihr Courage habt! Kommt, ihr elenden Bauernsöhne!" Dabei fuchtelte er mit seinem Stock, daß es pfiff. Als wir uns besannen, verhöhnte er uns, und es schien ihm das größte Vergnügen zu machen, unsere Furcht vor seinem Stocke zu sehen. Ich, vorne stehend, wurde zornig über meine Kameraden und mich und beschloß, mich zu opfern. Muthig ging ich auf ihn zu und nahm die Hiebe auf Kopf und Schultern in Empfang, wie sehr sie mich brannten, und es gelang mir, ihn um den Leib zu fassen. Er hatte aber den Arm mit dem Stock frei und schlug mich damit fortwährend, und meine guten Freunde zauderten immer noch! Da, nachdem ich ihnen alle möglichen Scheltworte zugerufen, kamen sie endlich herbei. Daß ich's kurz mach': vereinigt warfen wir ihn hin und legten uns über ihn; ich zerbrach ihm den Stock und schlug ihn mit der Faust nach Herzenslust. Er war in unserer Gewalt; wie grimmig er sich wehrte, gegen uns

Drei konnte er nicht mehr aufkommen. Da rettete ihn ein närrischer Umstand!"

Heinrich hielt inne. Die Andern schauten ihn neugierig an.

„Er blutete," fuhr der Bursch mit einem Lächeln fort, das nicht ohne Beschämung war. „Er blutete an der Stirn und aus der Nase, und namentlich von dieser ging eine dunkle Rinne die Backe und das Kinn herunter. Nun weiß unser Herrgott, wie's über mich kam: kurz, ich glaubte, wir hätten ihn todtgeschlagen und er wäre nicht weit vom Sterben! Ein fürchterlicher Schrecken packte mich an und brachte mich bald von Sinnen; ich hielt noch einen Arm von ihm, aber ich schlug nicht mehr und starrte ihm in's Gesicht. Den Andern war's ähnlich zu Muth, wie sie mir nachher gesagt haben: kurz, wie auf eine Verabredung, ließen wir ihn los und — liefen davon!"

„Ach!" rief Kathrine spöttisch lächelnd. Und mit einem Ton des Mitleids, ihn mütterlich streichelnd, setzte sie hinzu: „O du guter Heinrich!"

Der Bursch zuckte die Achseln. „Was willst du?" sagte er. „Es war eine Dummheit, aber ich hab' sie gemacht!"

Die Schreinerin, gleichfalls mit einem Licht des Spottes in ihrem freundlich breiten Gesicht, fragte: „War's denn aber dann aus mit eurem Davonlaufen?"

„Für den Tag, ja. Später bekam jeder meiner beiden Kameraden noch seine Tracht Prügel von ihm — ich ging leer aus. Er traf mich nicht mehr so, daß er mir ankommen konnte; das nächste Frühjahr kam er aus der Schul' — und nun war ch ihm zu klein! Er hätte sich geschämt, einen Schulbuben zu

schlagen! Aber gemocht hat er mich von dieser Zeit an nicht mehr. Während er mir doch früher zuweilen großes Lob gegeben, wenn ich beim Aepfelstehlen meine Sache gut gemacht hatte, lief er jetzt an mir vorüber, sprach nur mit mir, wenn's durchaus nicht anders ging, und machte ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Ich kann dich nicht leiden!"

Kathrine und Kasper zeigten eine Miene, als ob sie das bestätigen könnten. Der Schreiner, nach einer Weile, bemerkte: „Der Hans ist von seiner Mutter her mit uns verwandt: mein Vater und ihr Vater waren Geschwisterkindskinder; aber er hat nichts von uns! Er hat andere Manieren — sein Gesicht ist nicht wie man's bei uns hat, und seine Farbe nicht!"

„Bei uns im Ries gibt's allerhand," sagte die Schreinerin. „Aber," setzte sie dann aus tiefem Herzensgrund hinzu, „wie dem noch ein Mädchen trauen kann! Sechs, die er gehabt und wieder verlassen hat, weiß nur ich! Und allemal ist wieder eine so dumm!"

„Bas'," versetzte Kasper, „ich glaub', Ihr solltet sagen: so leichtsinnig! Dumm ist die Schneidersgret nicht; im Gegentheil, sie ist ein gescheites Mädchen! Wenn man ihr ins Herz sehen könnt', ich glaub' auch nicht, daß sie wirklich hofft, der Hans werde bei ihr bleiben. Aber sie ist eben toll mit ihm — sie ist stolz darauf, daß sie jetzt diejenige ist, der er nachläuft — und sie lügt sich selber an!"

Die Wangen der Kathrine hatten sich geröthet. „Wie es solche Mädchen geben kann," rief sie, „das kann ich gar nicht verstehen! Ein Mensch, wo man gewiß weiß, daß man ange-

führt ist! Welche Schande! Wie kann man sich selber eine solche Schmach anthun? Ich begreif's nicht!"

Heinrich faßte ihre Hand und drückte sie. „Du bist eben ein braves Mädchen," rief er, „ein Mädchen, das Ehrgefühl hat!"

Der Vater saß mit ernster Zufriedenheit, und die Mutter sah mit Antheil auf das Paar. Dann sagte sie: „Jede freilich ist nicht so „ringsinnig" und glaubt so einem Menschen! Gott sei Dank, es gibt noch Mädchen, an denen all seine Kunst verloren wär'! Aber wenn ich an die denk', die sich schon von ihm haben anlügen lassen! Drei von ihnen sind jetzt verheiratet und wohlversorgt! Sie sind vorher gescheit gewesen, sie sind jetzt gescheit: wie ist's möglich gewesen? frag' ich. Und ich sag', der Mensch muß was können; er muß eine böse Kunst wissen, sonst kann ich mir's nicht erklären!"

Die Schreinerin sagte das in vollem Ernst. Heinrich, mit einem unmerklichen Lächeln, versetzte: „Ich glaub', das rechte Wort hat der Kasper gesagt. Und was den Hans betrifft, unverschämt ist er, nachgeben thut er nicht, und reden kann er — das sind seine Künste!"

Kasper hatte nachdenklich vor sich hingesehen. „Ich," sagte er, „bin jetzt nur neugierig, welche die Nächste sein wird! Denn mit der Schneidersgret hat's am längsten gewährt!"

„Was!" rief Kathrine; und die Schreinerin setzte hinzu: „Aber woher willst du wissen —?"

„Derjenige," erwiderte Kasper, „der mir die Geschichte von der Schlägerei verzählte, hat mir noch gesagt, der Hans wäre

nachher, ohne ihn zu sehen, an ihm vorübergegangen und hätte für sich gerufen: „Die Esel — hätten sie nicht noch ein paar Tag warten können?“ Daraus, meint jener, wär' abzunehmen, der Hans hätte auch an der Gret schon wieder genug und der Fritz könnte sie jetzt haben.“

Kathrine erhob sich von ihrem Sitz. Mit erzürntem Ton rief sie: „Aber jetzt redet mir von diesem Menschen nichts mehr! Ich will nichts mehr hören!“

Die Mutter nahm sie bei der Hand und drückte sie ihr mit einem Blick des Beifalls.

„Es ist noch nicht aller Tage Abend!“ versetzte Kasper. „Der findet noch seinen Mann! Und ein gut's Ende nimmt's nicht mit ihm, das weiß ich gewiß! — Aber jetzt,“ fuhr er aufstehend fort, „muß ich nach Hause! Ich hab' euch nur die Geschichte verzählen wollen.“

„Ich geh' mit dir,“ versetzte Heinrich; „ich hab' noch ein kleines Geschäft bei einem Nachbar.“ Er trat zu Kathrine und sagte: „Gute Nacht, Liebe! Schlaf wohl! Aerger' dich nicht über den schlechten Menschen! Solche gibts keine zwei im Ries — und das Handwerk, das er treibt, wird man ihm noch legen!“

Er verließ mit Kasper die Stube. Die beiden Alten gaben ihnen das Geleit und gingen dann ihren Geschäften nach. Kathrine war allein.

In der Stube, die nach Morgen lag und Blumenstöcke am Fenster hatte, fing es bereits an zu dunkeln. Das

Mädchen stand in sich versunken. Eine sonderbare Erregung sprach aus ihrem Wesen.

Warum machte sie sich so viel aus der Geschichte, die sie gehört hatte? Im Grunde ging es sie nichts an! Konnte sie sich um alle Mädchen kümmern, die der Hans anführte? — Das wär' doch eine rechte Thorheit!

Vor ihrer Seele stand seine Gestalt. Ein böser Mensch! Ein Mensch, der, wie die Mutter glaubte, eine böse Kunst wußte und damit die Mädchen unglücklich machte! — Sie schauerte, ihr Herz empörte sich — aber sie konnte von dem Bilde nicht wegkommen!

Sie wollte ihre Gedanken auf den Guten, den Redlichen, den Liebenden lenken — es gelang ihr nicht. Der, welchen sie liebte, zerfloß — der, welchen sie haßte, stand vor ihr und ihr Blick haftete an ihm.

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn und strich sie wiederholt. „Was bin ich doch für ein dummes Ding!“ rief sie endlich. „Bin ich verhext? Das hätt' ich doch wahrlich nie geglaubt, daß man an einen Menschen denken muß, den man nicht leiden kann, und von dem man nichts wissen will! Hat wirklich der Teufel sein Spiel?“

Sie schwieg und holte Athem. „Es ist so schwül in der Stub',“ sagte sie nach einer Weile; „ich will noch ein wenig in die frische Luft!“

Sie verließ das Haus und ging von ihrem Hof auf den Anger. Aber sie hatte kein Verlangen, Leute zu sehen, und richtete daher ihre Schritte zu einem schmalen Gang zwischen

zwei Gartenhecken, der auf das Wiesenland hinausführte. Durch diesen wandelte sie langsam und ging dann auf dem Fußpfad weiter, der auf der Wiese an den Gärten hinlief. Ihr Blick war zu Boden gerichtet, ihre Seele mit sich selber beschäftigt, ein plötzliches Geräusch entriß sie ihren Gedanken. Sie schaute auf — und fuhr zusammen. Der schwarze Hans, leibhaft, stand vor ihr!

Obwol sich die Sonne bereits hinter die fernen Hügel gesenkt hatte, war's auf der Wiese doch noch hell. Der Bursche trat einen Schritt näher und sagte mit Anstand, beinahe treuherzig: „Guten Abend, Kathrine!"

Das Mädchen, ohne zu danken, rief: „Wie kommst denn du da her?"

Jener, mit einem Lächeln, das etwas Melancholisches hatte, wiederholte: „Wie komm' ich da her!" Dann setzte er hinzu: „Das könnt' ich dich ja auch fragen!"

Kathrine, die sich zu fassen begann, entgegnete: „Ich geh' spazieren hinter meinem Garten!"

„Nun ja," sagte der Bursche mit einer gewissen Laune, „das thu' ich auch!"

Diese leichten Reden gaben dem Mädchen ihre Geistesgegenwart wieder. „Der Weg da," versetzte sie, „ist allerdings für Jedermann — ich kann dir ihn nicht wehren — und am End' brauch' ich ihn auch nicht mehr für mich! — Guten Abend!"

Sie wendete sich, um zu gehen. Aber der Bursche hatte sie schnell beim Arm gefaßt und rief mit einem Blicke des Vor-

wurfs: „Warum willst du schon wieder fort? Bin ich ein Mensch, mit dem man nicht einmal reden kann?"

Kathrine, indem sie den Arm freizumachen suchte, rief: „Laß mich gehen! Was willst du von mir?"

„Ein bischen schwätzen," versetzte jener, „weiter nichts!"

„So laß mich los!"

„Wenn du mir versprichst, daß du nicht gleich davonlaufen willst — auf der Stell'!"

„Nun ja," sagte das Mädchen endlich. Der Bursch ließ den Arm frei. Kathrine stand mit einem Ausdruck von Unmuth und Sorge da. „Du weißt nicht, was du thust," sagte sie. „Es ist spät; und wenn man mich hier bei dir stehen sieht —"

„Ah so," rief Hans, „das ist die Furcht? Nun," setzte er spöttisch tröstend hinzu, „es wird jetzt nicht gleich Jemand des Weges kommen! Und wenn auch — wer ein gutes Gewissen hat, der kann die Leute reden lassen!"

„Das ist am Ende wahr," entgegnete das Mädchen. „Und ich für meinen Theil," fuhr sie mit einem nicht zu mißkennenden Blick fort, „ich hab' ein gutes Gewissen!"

„Also!" versetzte der Bursche vergnügt. Und mit der ihm eigenen überlegenen Laune fuhr er fort: „Dir traut Niemand was Böses zu; am allerwenigsten dein Heinrich! Der baut Häuser auf dich!"

„Das kann er auch," erwiderte Kathrine mit Nachdruck.

Hans nickte; dann sagte er: „Ich darf nimmer d'ran zweifeln, obwol ich's noch immer nicht begreife!" — Und mit

dem Klang ehrlichen Unwillens fügte er hinzu: „So ein unverschämtes Glück haben! Solch ein Bursch! Wenn er rasirt ist, könnt' er ein Mädchen vorstellen! Er ist kein Mannsbild — geh! Ich hab ihn nicht gemocht, so lang' ich ihn kenn'!"

Das Mädchen lächelte spöttisch. „Die Ansichten sind verschieden," erwiderte sie. „Wenn du ihn nicht gemocht hast, so haben ihn Andere gemocht, von denen es ihm vielleicht lieber gewesen ist!"

„Sein Vater," fuhr Hans fort, ohne sich durch diese Antwort irremachen zu lassen, „ist schon so ein Süßer gewesen! Ein Duckmäuser, ein Schönmehlschwätzer —"

Der Spott im Gesichte Kathrine's nahm einen ernsten Charakter an. „Und was ist denn deiner gewesen?" rief sie mit unzweideutigem Blick.

Der Bursch, die Frage verstehend, lächelte vornehm. „Ich weiß es nicht," entgegnete er. „Aber ein Tropf ist er nicht gewesen — das kann ich dir sagen; denn sonst hätt' er keinen solchen Sohn!"

„Stolz bist du," versetzte Kathrine, „das kann dir Niemand abstreiten!" Und spottend fuhr sie fort: „Vielleicht ist's ein Baron gewesen — oder gar ein Graf! Und darum ist's dir nun auch, als ob der Wald dir gehörte, und die Hirsch' und die Reh' für dich d'rin herumliefen!"

Hans lächelte. „Es ist mir wirklich so," erwiderte er. „Sollen die Herren nur allein wissen, wie's einem zu Muth ist, wenn man ein Stück niederbrennt?"

„Er bekennt!“ rief das Mädchen überrascht. „Er gesteht's ein!“

„Nun,“ versetzte Hans mit einem Vertrauen und einer Achtung, durch welche unwillkürlich ein Licht der Zärtlichkeit hindurchbrach, „du bist ein braves Mädchen, du gibst mich nicht an!“

„Weißt du das so gewiß!“ entgegnete Kathrine.

„Geh',“ rief Hans, „du bist stolz! So stolz wie ich!“ Er schaute sie an, und in einem Augenblick verwandelte sich sein Wesen. Sein Aussehen verrieth eine tiefe innere Erregtheit. „Du willst dir Unrecht thun,“ rief er mit heftigem Ernst; „aber ich leid's nicht!“ Entschlossen ging er auf sie zu, ergriff ihre Hand und fuhr mit einem brennenden Blick, mit dem Gefühl der tiefsten Berechtigung fort: „Kathrine, wir Zwei passen zusammen! Was ich bin als Mannsbild, das bist du als Mädle! Vor dir muß jede Andere weichen im Dorf und vor mir jeder Bursch! Kathrine, du mußt die meine werden!“

Das Mädchen hatte ihm bei den letzten Worten die Hand entrissen. Sie starrte ihn an und rief: „Bist du verrückt?“

„Ich hab' Verstand für dich und mich!“ entgegnete Hans mit stolzer Miene und wildem Selbstgefühl. „So ein erbärmlicher Mensch wie der Bühler verdient dich nicht — du bist tausendmal zu gut für ihn! Du bist für mich in der Welt — und du wirst mein! Ich sag' dir,“ fuhr er heftig, mit einer Art Raserei des Begehrens fort, „du wirst mein, du magst dich stellen, wie du willst!“

Kathrine sah ihn an, ihre Lippen bebten vor Schreck und

Zorn; aber sie konnte nicht reden. Hans fuhr fort: „Seit dem Tag, wo ich dich zum erstenmal gesehen hab', läßt's mir keine Ruh! Manches schöne Mädchen ist mein Schatz gewesen — ich brauch's nicht zu leugnen! — aber mit dir verglichen sind sie alle nichts! Du bist schön — schöner wie die schönste! Und du bist stolz! Du wehrst dich und du sperrst dich — und das gefällt mir! Du willst mich nicht und du stößt mich weg — eben darum mußt du mein werden, kost' es, was es wolle!"

Diese Rede gab dem Mädchen endlich den Gebrauch ihrer Zunge wieder. „Der Hochmuth hat dich wahnsinnig gemacht, Hans!" rief sie mit einem Blick verachtenden Mitleids. „Du bist von Sinnen! Man muß dich ins Narrenhaus schicken!"

Der Bursch lächelte mit höhnischer Sicherheit. „Ich weiß, was ich will," entgegnete er, „und es wird sich zeigen, wer Recht hat. Du und der Bühler, das ist zu dumm — das ist unmöglich! Mein wirst du, so wahr ich hier vor dir stehe! Und wenn ich dich hab', wenn du mir gehörst ganz und gar, dann will ich dich daran erinnern!"

Kathrine zitterte vor Wuth und Empörung. „Was!" rief sie, „so red'st du zu mir? So gehst du mit mir um? Du bist ein Schandhund! — der frechste, schamloseste Mensch, der auf Gottes Erdboden herumlauft!"

Hans war bei dem Schmähwort aufgefahren, hatte sich aber schnell gefaßt und betrachtete sie mit verhältnißmäßiger Ruhe. „Das bin ich nicht, Kathrine," entgegnete er mit einem Tone der Abwehr. „Ich bin toll, ja! aber nur die Lieb' zu dir hat mich toll gemacht! Ich kann nicht leben ohne dich,"

fuhr er mit glühender Leidenschaft fort; — „ich muß dich haben — und darum werd' ich dich haben!"

Das Mädchen, mit funkelnden Augen, mit bitterstem Hohn, entgegnete: „Wie Vielen hast du denn das schon gesagt, wortwörtlich? Keine Ruh haben — nicht leben können? — ja wol! So lang du eine nicht hast, da läßt's dir keine Ruh' und du kannst nicht leben ohne sie! Aber wenn eine so dumm und so schwach gewesen ist, dir zu glauben, dann kannst du ganz gut leben ohne sie, und auf einmal drehst du ihr den Rücken zu! Pfui! Du bist gewissenloser als Räuber und Mörder! Du bist ganz gottvergessen und man kann nur nicht begreifen, daß dich unser Herrgott bis jetzt ungestraft gelassen hat und daß du immer noch herumgehen kannst, um die einfältigen Dinger, die dir glauben, ins Unglück und in Schande zu bringen!"

Der Bursch hatte ihr zugehört und kaum den Mund verzogen. „Ereifer' dich nicht, Kathrine!" entgegnete er dann gelassen. „Du sprichst von Dingen, die vorbei sind! Ich hab Manches gethan, was nicht recht gewesen ist — was willst du? Der Uebermuth hat mich verführt und die Dirnen haben mir's leicht gemacht! Aber jetzt hab' ich's satt, ganz und gar satt! Ich mag sie nicht mehr, die leichtsinnigen Creaturen, die sich einem an den Hals werfen! Ich hab' keine Freude mehr an dem Herumlaufen —"

„Du!" fiel das Mädchen höhnend ein. „Wie lang ist's her, daß du zu der schönen Schneidersgret gegangen bist nach B. und daß du wieder deinen Stock und dein Messer hast brauchen müssen? Du siehst, man kennt deine Sachen!"

Hans lächelte nicht ohne Selbstgefühl. „Man darf sie kennen," versetzte er. „Eben der Gang ist der letzte gewesen; — ich hab' mir's geschworen — und ich werd's halten!" Und ehe Kathrine zu Worte kommen konnte, fuhr er fort: „Alles muß ein Ende nehmen in der Welt — auch das Caressiren und das Possentreiben mit den Mädchen. Ich hab' das Meinige gethan — ich kann mich jetzt zurückziehen und wacker sein mit Ehren! Du thust mir Unrecht, Kathrine; mit dir hab' ich's gut im Sinn! Mein Vater gibt mir sein Haus, wann ich will; meine Base, die Sternweberin, die mich liebt, als ob ich ihr Sohn wäre, steuert bei — schlag' ein und sei mein Schatz! In einem Vierteljahr bist du mein Weib!"

Kathrine, einen Schritt zurücktretend, schaute ihn an und nickte. „Und du bildest dir ein," rief sie, „daß ich das glaub'? Du hoffst, daß ich so unsinnig bin und dir was Gut's zutraue? So lang ich meine fünf Sinne beisammen hab', geschieht das nicht! Aber wenn du's auch ehrlich meintest — und wenn unser Herrgott vom Himmel herunterkäm' und zu mir sagte: dasmal spricht er die Wahrheit und du kannst ihm trauen — ich thät mich bedanken! — Ich mag dich nicht!" fuhr sie mit der ganzen Erregtheit des Stolzes fort. „Ich will nicht haben, was schon so Viele gehabt haben! Ich will einen Menschen zum Mann haben, der noch keiner nachgegangen ist, als mir — und so Einer wird der Meine! Der Heinrich hat mein Wort und ich halt's ihm, und ich halt's ihm mit tausend Freuden! Wenn ein Mädchen die Wahl haben kann zwischen ihm und dir, und sie nimmt dich, dann verdient sie, daß man

ihr die Füße zusammenbindet und sie im Feld herumschleift, bis sie hin ist!"

Mit wogender Brust, mit dem Blick einer Siegerin, zürnend, verachtungsvoll, stand sie da. Dann wendete sie sich und wollte gehen.

„Halt!" rief der Bursch mit Donnerstimme.. Er hatte zufahrend ihren Arm gefaßt und hielt ihn wie mit einer eisernen Klammer.

„Was willst du?" rief das Mädchen entsetzt. „Willst du mir Gewalt anthun? Laß mich los — auf der Stell' — oder ich schrei!"

„Ich will nichts," versetzte Hans mit Stolz, „als daß du nicht in dieser einfältigen Wuth von mir weggehst! Du nimmst den Heinrich und gibst mir den Korb — gut! Ich weiß, was ich wissen muß — und werd' mich darnach richten! Todtschießen wird sich der Sohn meines Vaters nicht, weil ihm von einer Närrin ein erbärmlicher Kerl vorgezogen wird! — Ich lass' dir deinen Heiner, bist du damit zufrieden?"

„Aber!" rief Kathrine, indem sie ihren Arm loszumachen suchte.

„Aber," fuhr der Bursche fort, „ich will nicht haben, daß du dir nun einen Zorn einbildest und einen Haß, und daß du an mir vorübergehst, als ob ich der Teufel wär'! Du verschmähst mich — meinethalb, das kannst du! Ich aber, ich verlang', daß wir miteinander sind wie vorher! Du gehst mich nichts an und ich geh' dich nichts an; aber du bist meine Base und ich dein Vetter — dabei bleibt's! Das," fuhr er

mit erhöhter, befehlender Stimme fort, „das ist die Bedingung, die ich mach': nichts. ist vorgefallen zwischen uns! Wenn du mir das versprichst, dann lass' ich dich los! Wenn nicht, so halt' ich dich fest und wenn du das ganze Dorf zusammenschreist!"

Kathrine ließ ihm den Arm und schwieg. Dann sagte sie mit Hohn, aber mit Ruhe: „Ich wär' eine Thörin, wenn ich dir etwas nachtragen thät — es ist nicht der Mühe werth, daß man gegen so Einen bös ist! Also gut, wir wollen wieder sein, was wir gewesen sind — es ist wenig genug!"

„Dein Wort darauf?"

„Ich geb' dir's!"

„Gut — ich hab's!" rief der Bursche. „Und nun geh' hin, wohin dein Herz verlangt!" Er ließ sie frei und sagte fortgehend mit spöttischem Nicken: „Guten Abend, Bäschen!"

Kathrine kehrte in großer Aufregung nach Hause zurück.

IV.

Der schwarze Hans war kein Mensch von Berechnung; er handelte nicht nach vorausbedachten Plänen, sondern nach Eingebungen. Er folgte, wenn in seinem Herzen ein Wunsch entstanden war, dem erregten Drange und dem Gedanken des Augenblicks. Aber er hatte einen angebornen Tact, und es standen ihm Reden und Manieren zu Gebot, für deren Wirksamkeit der Erfolg sprach. Er verband Kühnheit mit einem gewinnenden, schmeichelnden Wesen, und die Eigenthümlichkeit, wie er beide nach einander handhabte, verfehlte niemals ihres Eindrucks. Mit der Ueberzeugung, daß man ihm nicht widerstehen könne, ging er auf den Wahlplatz — und diese Ueberzeugung hatte ihn noch bei keinem Unternehmen betrogen.

Zum erstenmal war er abgewiesen — abgewiesen, wo es ihn kränken und schmerzen mußte. Kathrine hatte einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht, als irgend ein Mädchen vorher. Ihre Schönheit hatte ein heftiges Verlangen in ihm erregt, ihr stolzes Benehmen hatte ihm Respect eingeflößt, er hatte sich gesagt: „Das ist endlich ein Mädchen, die für dich paßt!“

Und er war zu dem Entschluß gekommen, die andere zu lassen, um diese zu gewinnen, und am Ende (da das ledige Leben zuletzt doch auch aufhören müsse) sie zu seinem Weibe zu machen. Aber die Bekanntschaft der Kathrine mit Heinrich? Wenn er, der Hans, auftrat, mußte der Andere weichen; das Mädchen mußte ihm zufallen, wie ihm bis jetzt noch Jede zugefallen war. Mit diesen Gedanken begab er sich Abends auf die Wiese, um sie womöglich zu sehen und zu sprechen, was ihm über Verhoffen gelang. Um so beschämender verfehlte er den Zweck der Unterredung. Von seinem gewöhnlichen sicheren Verfahren abgehend, unternahm er einen Sturm — und dieser wurde abgeschlagen!

Als der Bursche am anderen Tage über den Auftritt nachdachte, war er mit sich und seinem Benehmen keineswegs zufrieden. Er tadelte den Uebermuth, der ihn wieder verführt habe, aber diesmal nicht zum Sieg! Er nannte sich selbst einen hoffärtigen Gesellen und meinte, es sei ihm recht geschehen, daß er eine noch Stolzere gefunden habe! — Nur der Einfall, wie er mit der Erbosten zuletzt wieder Frieden geschlossen, fand Gnade vor seinen Augen.

Zu thun war für jetzt in dieser Sache nichts mehr. Seine Ehre verlangte, daß er das Mädchen gehen ließ und sich seinerseits vergnügte, so gut es ging. Zur Schneidersgret wollte er nicht mehr zurückkehren, sie war ihm zu verliebt! Am Ende konnte er ja eine zeitlang auch ohne Geliebte leben! Und wer weiß, was derweil geschah. Auf dieser Welt ist Vieles möglich, und andere Umstände haben einem schon oft einen Vor-

theil verschafft, wodurch man allen Schaden wieder gut machen konnte.

Einige Tage später begegnete er der Kathrine auf der Gasse. Er sagte mit einer gewissen vetterlichen Treuherzigkeit den Gruß der Zeit, und sie dankte ihm ehrbar. Zufrieden schritt er weiter. — Kathrine war, als sie ihn herankommen sah, roth geworden und ihr Herz hatte zu klopfen begonnen. Als er so ruhig vorüberging, sagte sie zu sich: „Gottlob — er hat's aufgegeben — jetzt hab' ich Fried'!"

Ihr war eine große Sorge genommen! Am Sonntag, in ihr Haus zurückkehrend, hatte sie eine Scheu empfunden, der Mutter von diesem zweiten Zusammentreffen mit Hans etwas zu sagen, und sie glaubte, es sei überhaupt gut, wenn keinem Menschen etwas davon bekannt würde. Nachdem einige Tage vergangen waren, ohne daß irgend wer sie darüber beredete, konnte sie die beruhigende Ueberzeugung haben, daß sie mit dem Burschen auch von Niemanden gesehen worden sei. Nun war nur noch zu fürchten, Hans möchte mit seiner bekannten Hartnäckigkeit seine Zusage brechen und seine Bewerbung erneuern. Die Begegnung zeigte, daß er dies nicht im Sinne habe: also kam sie, Kathrine, mit dem Uebelberufenen nicht ins Geschrei — der Geliebte wurde nicht irre an ihr — und sie konnten ruhig ihrem Glücke entgegengehen.

Der Auftritt mit Hans hatte den größten Vortheil eben für Heinrich. Kathrine, um unwillkührliche Regungen in ihrem Innern zu ersticken, benahm sich gegen den Erwählten liebevoller als je. Sie vermied das vornehm spielende Wesen,

in das sie früher zuweilen verfallen war, gänzlich und zeigte einen ernsten Eifer, ihm die Gewißheit zu geben, daß sie Alles auf ihn halte. Der Bursche, dies wahrnehmend, fühlte eine tiefe Zufriedenheit. Er fuhr dennoch weislich fort, in Vermeidung allzu großer Zärtlichkeit eine männliche Haltung an den Tag zu legen, und die ruhige Würde ließ ihm gut und immer mehr stellte sich zwischen dem Liebespaar das naturgemäße Verhältniß fest.

Es war eine schöne Zeit für den wackern Burschen — die schönste seines Lebens. Denn wie sehr die ersten Wallungen der Leidenschaft das Herz beglücken, ihre natürliche Heftigkeit hat im Gefolge eine Unruhe und eine Sorge, welche die Seele wieder bedrücken und die Freude trüben kann. Das Gefühl, welches die sichere Gegenliebe gibt, ist süßer, voller, beseligender. Die Liebe im Herzen haben und nicht sorgen müssen um Erwiderung, sondern diese an sich kommen lassen, und nicht nur die Forderung der Liebe befriedigt sehen, sondern auch die Forderung der Ehre — das ist eine Wonne für den Mann, und gerade für einen so guten, bescheidenen, wie es Heinrich war. Er liebte in der größern Ruhe, die er zeigte und jetzt wirklich hatte, die Kathrine nicht weniger als früher, sondern mehr. Wenn er sie betrachtete und ihre Schönheit, welche jetzt durch den liebenden Eifer erhöht war, ihm in die Seele glänzte, da hatte er eine Empfindung, als ob das Glück, das „schönste Mädchen im Ries" zum Weib zu bekommen, für ihn doch eigentlich zu groß wäre. Er fühlte nicht nur, er sagte sich: die Kathrine sei er für seine Person nicht werth, und er

habe in dieser Sache offenbar weit mehr Glück gehabt als Verstand!

Zuweilen stieg nun doch mitten in der Sicherheit ein Gedanke in ihm auf, als ob er sie am Ende noch nicht wirklich hätte — und sie ihm noch genommen werden könnte! Aber das war gleich dem Schatten eines Wölkchens, der über eine sonnige Ebene läuft. — „Ich bin ein Narr," sagte er zu seiner Beruhigung, „daß ich glaub', das könnt' geschehen, wo doch Alles dagegen ist!" Gleichwol setzte er einmal, nach einer Weile Besinnens, hinzu: „Die Schreinerin meint, erst im October; aber was frag' ich danach! Gleich nach der Ernt', im August noch mach' ich Hochzeit!"

Eines Abends, als er wieder mit der Familie zusammensaß, erschien Kasper mit einem ähnlichen Gesicht wie an jenem Sonntag. In der That hatte ihn der Drang hergeführt, seine Nachricht von damals zu ergänzen und zu beweisen, welch guter Prophet er gewesen! Er theilte mit, der Hans habe die Schneidersgret nun wirklich verlassen. „Er ist nochmal zu ihr gegangen" (lautete der Bericht) — „in der Abendstund', und da ist er so unverschämt gewesen, zu thun, als ob er die Bekanntschaft aufgeben müsse, weil er bei der Feindschaft der dortigen Bursche seines Lebens nimmer sicher sei! Die Gret, die recht gut weiß, daß der Hans sich nimmermehr fürchtet, hat es für einen Spaß gehalten und geantwortet, die Courage werde ihm schon wieder kommen. Aber der Hans ist dabei geblieben und hat ihr ganz ernsthaft erklärt, es ginge nicht mehr, bis sie endlich zornig geworden ist und gesagt hat: jetzt

sehe sie, wo er hinauswolle! Und darauf hat er gesagt: wenn sie das sehe, dann sei's gut; was man nicht mehr fortsetzen könne, das müsse man lassen, und er sei gekommen, ihr zu sagen, daß ihre Bekanntschaft ein Ende habe! Damit hat er ihr wohl zu leben gewunschen und ist gegangen. Die Gret hat nun gethan wie rasend — sie hat geweint, geschrien, geschimpft und geschworen! Dann hat sie sich doch nochmal besonnen und eine Botschaft an ihn geschickt; nach Allem, was er ihr gesagt habe, könne er nicht so gewissenlos handeln und sie verlassen; er solle wieder kommen, Alles solle dann vergessen sein. Aber der Hans hat ihr geantwortet: es sei aus, und dabei bleibe es!"

Durch diese Erzählung wurde Kathrine in eine Aufregung versetzt, die sie nur mit großer Mühe so weit niederhalten konnte, daß man ihr nichts anmerkte. Hätte Jemand Argwohn gehabt und sie beobachtet, die Bewegung ihrer Brust würde sie gleichwol verrathen haben. „Er hat die Gret verlassen," rief's in ihr, „weil er dich will! Er hat seine Absicht noch nicht aufgegeben! Er thut nur so! Wenn eine Gelegenheit kommt, dann fängt er wieder an!"

In diesem Gedanken lag für Kathrine, wie sie war, ebenso viel Bestrickendes wie Kränkendes. Aber ein anderer rettete sie vor jeder Anfechtung. „So wie er der Gret überdrüssig geworden ist," fuhr's augenblicklich in ihr fort, „so wird er jeder überdrüssig werden!" Und die Vorstellung, daß ihr ein solches Schicksal nur zugedacht werden könnte, empörte sie dergestalt, daß ihr Herz gegen den Bösewicht in Haß und Verachtung erbebte.

Während dies in der Schweigenden vorging, hatten die Andern über den Hans ihre Urtheile ausgesprochen, und die Schreinerin fuhr fort: „Es ist eine Schlechtigkeit von dem Menschen, das ist gewiß; aber die Gret hat's am End' auch nicht besser verdient. Sie hat den Menschen gekannt, und sicher hat ihr Jedermann abgerathen! Aber sie hat sich eben nicht weisen lassen — nun ist's ihr gegangen, wie's den Andern vor ihr gegangen ist, und sie hat nur, was sie hat haben wollen!"

Kathrine, mit hochgerötheten Wangen, nickte und rief: „Ganz recht geschieht ihr! Wer sich mit dem Menschen einläßt, der weiß, daß er betrogen ist — der will betrogen sein — und wenn er's dann wird, dann hat er nur, was ihm gehört! — Ich hab' nicht das geringste Mitleid mit ihr!"

Heinrich sah die Geliebte an: der Ausdruck war für sein Gefühl zu stark — er konnte ihn nur dem Zorne der Erregten zugute halten.

Kasper zuckte die Achsel und sagte mit gelassenem Spott: „So arg geht's ihr auch nicht! Derjenige, der mir Alles verzählt hat, der hat mir auch noch berichtet: obwol sie zuguterletzt noch am ärgsten gethan habe, so wäre sie jetzt doch drauf und dran, sich wieder zu trösten — mit dem Webersfritz!"

Kathrine verzog die Lippe verachtungsvoll. „Da fällt einem ein Sprichwort ein!" rief sie. „Geht! Wir haben schon wieder viel zu viel gered't von Menschen, die nicht werth sind, daß man sie in den Mund nimmt!"

„Du bist streng, Kathrine!“ versetzte der Schreiner. „Aber ich hör' dich gern so reden!“

„Ja, ja,“ fügte die Schreinerin bedeutsam hinzu. „Aber jetzt ist's auch wirklich genug! Lassen wir die Sache gut sein!“

Kasper nickte zustimmend. Dann, mit entsprechender Miene, fuhr er fort: „Reden wir von was Lustigem! — Wir sind in der ersten Meßwoch' — in vier Tagen ist der „Bauernsonntag“ — treffen wir uns in der Stadt?“

Die Frage war an Heinrich gerichtet. Dieser versetzte: „Ich hab' schon dran gedacht.“ Und indem er mit ländlicher Anmuth sich zu seiner Nachbarin wendete, fuhr er fort: „Wie meinst du, Kathrine — soll ich dich zum Tanz führen?“

Das Mädchen lächelte. „Ich hab' nichts dagegen,“ erwiderte sie. „Wenn's der Mutter recht ist —“

Das Gesicht der Alten klärte sich in gutmüthiger Laune auf. „Geh,“ rief sie, „da führt mancher sein Mädchen hin, der noch lang nicht so nah am Heiratstag ist, wie der Heinrich!“

„Das mein' ich auch!“ versetzte Kasper lachend — in Erwägung, daß mancher sein Mädchen hinführte, der an alles Andere eher dachte, als an den Heiratstag! Nach einer Weile fuhr er mit einem gewissen Dahlen fort: „Ich selber führ' des Mohrenschusters Ev' hin. Das ist aber freilich nicht nur meine Nachbarin, sondern auch mein Bäschen!“

„Richtig,“ bemerkte der Schreiner mit Schalkheit. „Aber so besonders nah ist meines Wissens die Verwandtschaft nicht!“

„Ist auch nicht nöthig!“ versetzte der Bursch mit Humor.

„Im Gegentheil,“ erwiderte jener, „'s ist so besser! — Sie hat sich im letzten Jahr recht gemacht, das Evle — sie hat eine „Bostur“ bekommen und ist jetzt ein „schwarzbraunes Diendl“, wie's nur eine gibt. Du kannst Staat machen, Kasper, mit so einem Bäsle!“

Alle sahen vergnügt. „Wenn's nur nicht schlecht Wetter wird!“ rief Kathrine. „Es wär' recht schade!“

Kasper mit der Sicherheit eines Kenners fiel ein: „Das Wetter wird gut! Wir haben drei Tage nach einander Regen gehabt, heut' hat sich's aufgehellt und morgen ist's schön! Wenn's aber am Freitag schön ist, dann ist's am Sonntag ganz schön — das ist so gewiß wie das Evangelium!“

„Ohnedem,“ bemerkte der Schreiner, „hat der Bauernsonntag den Segen. Ich denk' mir's kaum, daß er mit wüstem Wetter gekommen wär'. Unser Herrgott hat offenbar Mitleid mit den Mädchen, die an dem Tag in ihrem schönsten Staat nach Nördlingen wollen.“

Die folgenden Tage gaben den Wetterpropheten Recht. Nach der Erde, welche zu dieser Zeit im reichsten Schmucke prangt, richtete sich der Himmel und ließ die Sonne scheinen über sie, daß sie selber leuchtete in den frischesten, blühendsten Farben — und dieser Doppelschein regte in Hunderten von jungen Herzen selige Erwartungen an.

Kathrine hatte das Fest vor Augen, das zu den vornehmsten und berühmtesten Vergnügungen des Rieser Landvolks gehört — und in der lichten Zeit, bei der herrlichsten Aussicht wich

die letzte Trübung aus ihrer Seele. Ihre Heiterkeit sollte aber doch noch eine Störung erleiden.

Am Samstag Abends hatte sie eine Freundin besucht, um sie, die noch zweifelhaft war, auf morgen zum Mitgehen zu bereden. Auf dem Heimweg, der am Bache hinging, kam ihr Hans entgegen. Das wäre nun an und für sich gleichgiltig gewesen. Aber dem Mädchen fiel plötzlich wieder ein, was der Kasper von ihm erzählt hatte, ihr Herz klopfte — nach ihrem Gefühl, aus Unwillen, aus gerechtem Zorne — und als Hans mit gelassener Freundlichkeit guten Abend sagte, erwiderte sie den Gruß trutzig, mit einem Klang von Geringschätzung.

Der Bursche blieb stehen und rief: „Was ist das? Ich muß dich erinnern, Kathrin' — das läuft gegen die Abred'! Kein böses Gesicht, wenn ich bitten darf! Wenn du dein Wort nicht hältst, dann bin ich durch nichts gezwungen, das meinige zu halten! Das merk' dir!"

Er ging vorüber. Das Mädchen war beschämt und sehr ärgerlich über sich selber. Sie fühlte, wie dieser Bursche sich ihr doch eigentlich aufgedrängt hatte, und ihr nun trotz Allem und Allem im Wege stand. „Wenn ich nur den Menschen nimmer sehen thät'!" rief sie aus. Und nicht ohne Bosheit setzte sie hinzu: „Die Jäger haben ihn wieder in Verdacht, daß er droben im Wald des Fürsten ein Stück Wildpret geschossen hat! Könnten sie ihn denn nicht einmal erwischen, daß er eingesperrt würde, oder aus dem Lande müßte? Man soll Niemand Böses wünschen; aber das wär' besser für Alle — manches Unglück würde dadurch verhütet werden!"

V.

Der Morgen des Sonntags brach wunderschön an; kein Wölkchen stand am Himmel, dagegen glänzte die Erde voller Thauperlen. Ein wohliges Gefühl ging durch den ganzen Gau. Wenn zu einem althergebrachten Vergnügen so schönes Wetter kommt, dann ist's, als ob die Natur ein Uebriges thun wollte, die Freude des Tages zu erhöhen und ganz zu machen — und dieser Einklang füllt die Herzen mit glückseliger Empfindung.

Von unserm Dorfe hatten drei Paare ausgemacht, die Wanderung nach Nördlingen zusammen anzutreten: Heinrich und Kathrine, Kasper und Eva, Mathes und die gestern noch beredete Sibille. Bald nach dem Mittagessen machten sie sich auf den Weg. Heinrich hatte einen Leiterwagen herrichten lassen, um die Gesellschaft etwa anderthalb Stunden zu fahren; denn die Entfernung betrug über zwei Stunden, und die hoch-stehende Junisonne brannte heiß hernieder. Nach der voraus-gegangenen Erleichterung kamen sie zwar immer noch erhitzt und durstig, aber doch nicht allzu müd in der Stadt an und verfügten sich hier sogleich in ein ansehnliches Wirthshaus in

der Reimlingergasse, das die Ledigen ihres Dorfes an diesem Tage zu besuchen pflegten.

Man fand in der oberen Stube eine passende Tafel und schon ein bekanntes Paar: den dicken Jacob mit seiner runden Walpurg.

Fröhlich grüßend, setzte man sich zusammen, ließ Bier kommen und Bretzgen, labte sich, ruhte aus und saß in tiefem Behagen. Bald nach den dreien langte noch ein Paar vom Dorfe an: Heinrich's Vetter, der untersetzte Michel mit einer stattlichen Braunen, die größer war, als er selber — die Tafel war voll und das Gespräch so traulich, als es unter lauter guten Freunden zu sein pflegt.

„Eine Stunde ging hin — und Niemand vom Dorfe fand sich weiter ein. „Wo bleiben denn unsere Leute heut'?" fragte Heinrich den Michel.

„Ich weiß nicht," entgegnete dieser. „Sie müssen wo anders eingefallen sein!"

„Sonst waren wir hier gegen Zwanzig von unserm Dorf!" bemerkte Heinrich.

„Und die Herren des Wirthshauses!" fügte Mathes hinzu. Indem er einen bedeutungsvollen Blick auf die andere Seite der Stube gehen ließ, fuhr er fort: „Heut' werden wir uns nicht groß aufführen dürfen. Die von M. sitzen dort an drei Tischen und in der Nebenstube sind noch etliche!"

Heinrich lächelte. Mit den Ledigen von M. lebten die von unserm Dorfe auf einem gespannten Fuß, seitdem es auf einer Hochzeit in einem Nachbarorte zwischen ihnen eine Schlägerei

gegeben hatte. Nach einer Weile sagte er: „Dann müssen wir eben unsern Stolz für eine bessere Gelegenheit sparen. Das Lustigsein wird man uns nicht wehren!“

Er nahm Kathrine und führte sie in die Tanzstube. Mathes und Kasper mit ihren Mädchen folgten.

Sie vergnügten sich eine gute Zeit. Niemand legte ihnen etwas in den Weg. Freilich ließen sie mit richtigem Tacte die Bursche von M. den Ton angeben und tanzten die Tänze, die jene vorsangen oder verlangten. Und von einem und dem andern stämmigen Kerl mürrisch oder spöttisch angesehen, thaten sie, als ob sie's nicht bemerkten.

Als sie müde waren, kehrten sie an ihren Tisch zurück, tranken, aßen, scherzten über ihre Lage und ihre Bescheidenheit, nahmen von den Mädchen wohlgemeinte Foppereien in Empfang und waren so vergnügt, daß sie sich's kaum besser wünschen mochten.

„Man kann sich doch unter allen Umständen gut unterhalten,“ bemerkte Mathes mit Laune.

„Alles hat seine Sach',“ versetzte Heinrich lächelnd. „Wenn man den Herrn spielt und 'rumstolzirt und prangt, kommt man oft vor lauter Hoffart gar nicht zur Freud'!“

„Das heißt,“ versetzte Kasper, „dann ist eben das Prangen die Freud'!“

„Das schon,“ entgegnete Heinrich. „Aber die Freud' ist nicht so schön, als wenn man vergnügt ist und vor Vergnügen ans Prangen gar nicht denkt!“

Kasper zeigte eine Miene, als ob er damit nicht ganz einverstanden wäre.

Heinrich fuhr beschwichtigend fort: „Lassen wir diesmal Andern die Freud' —"

„Und essen wir und trinken wir," setzte Mathes hinzu, „und strecken wir uns nach der Decke!"

Die Mädchen lächelten — und Kathrine konnte nicht umhin, auf eine gewisse Weise den Mund zu rümpfen.

Nach einer Weile stand Kasper auf und bat sich die „Ehr'" aus von Kathrine. „Du erlaubst es?" rief er Heinrich zu. Dieser nickte, und der Bursch mit stattlichen Tritten führte das Mädchen auf den Tanzboden.

Kasper war nicht, wie Mathes ihm vorgeworfen, in die Schreinerstochter verliebt; aber er wußte ihre Schönheit doch vollkommen zu taxiren und fühlte jetzt ob seiner Tänzerin einen gewissen Stolz. Selbstbewußt und kraftvoll drehte er sich mit ihr im Kreise herum. Als ein neuer Reihen begann, strampfte er, während die an den Händen gehaltene Tänzerin zierliche Tritte machte, den Tact mit besonderem Nachdruck und Geräusch, zeigte eine Miene, als ob er Keinem zugeben könne, daß er's besser verstehe wie er, und tanzte den Reihen mit einem Schwung, daß er an ein Paar, welches vor ihm sich etwas langsam bewegte, wiederholt anprallte.

Von den Kameraden hatte Jacob seine Rundliche auf den Tanzboden geführt.

„Hellauf," rief Kasper ihm zu, als er ihn erblickte. „Es

geht herrlich hier, und die Kathrine tanzt so gut, daß ich nimmer aufhören möcht'!"

Das Glück des Burschen war begreiflich; aber er machte sich darin auch auffällig. Seine Miene, ohne daß er's wußte, hatte etwas Herausforderndes, was übelwollenden Menschen Aergerniß bereiten konnte. Zwei vierschrötige Bursche aus dem feindlichen Dorfe warfen befremdete, mißbilligende Blicke auf ihn, und einer knurrte etwas für sich hin, das einen drohenden Klang hatte.

Unsern Kasper konnte das um so weniger anfechten, als er's gar nicht bemerkt hatte. Denn die Maß Bier, die durch seine Gurgel gegangen war, hatte auch schon zu wirken begonnen. Nach dem dritten Reihen stellte er sich breit in die Mitte hin, warf seinen Kopf zurück und stimmte mit frischem, hellem Ton ein Lied an. Es waren Reime zu Ehren seiner Tänzerin. Noch war er aber nicht mit der ersten Zeile fertig, als jener Vierschrötige, der das „Sich-aufführen" des Menschen bereits unangenehm empfunden hatte, schreiend ein anderes begann und es mit ihm zu Ende sang. Der dirigirende Musikant schüttelte den Kopf und blickte zweifelnd. Es war ihm unmöglich, die beiderseitigen Ansprüche auszugleichen und einen Tanz zu spielen, aus dem ungefähr jeder seine Melodie heraushören konnte: denn Kasper hatte einen Walzer, jener andere einen Dreher gesungen. Nachdem er sich einen Moment besonnen, stimmte er, weil man eben im Walzerspielen war, das Lied Kasper's an.

„Halt!“ schrie der Lümmel, indem er, braunroth vor Zorn, auf den Musikanten zulief, „mein Lied muß gespielt werden!“

Die Künstler hielten inne; sie wußten, daß der grobe Kerl viele Kameraden hier hatte, welche gegen sich aufzuregen durchaus wider ihr Interesse lief. Ihre Instrumente in der Hand haltend, schauten sie zu den Burschen herunter, bereit, demjenigen zu gehorchen, der das Recht davonriß.

Und schon war Kasper mit Kathrine zu ihnen getreten. „Ich hab' zuerst angefangen,“ rief er stattlich, „meins muß kommen!“ — Allein mit einem gewissen Instinct nach Begütigung trachtend, setzte er hinzu: „Nachher kann man Dreher spielen, so viel man will — ich hab' nichts dagegen!“

Dadurch machte er aber seine Sache nicht besser. „Eine große Ehr',“ entgegnete der andere höhnend. Und mit grimmigen Augen rief er den Musikanten zu: „Wir haben heut' Walzer genug getanzt — ich will einmal einen Dreher!“

Sämmtliche Paare von seinem Dorfe, zehn an der Zahl, waren herbeigekommen und hatten sich hinter ihn gestellt. „Ja, ja,“ riefen die Bursche, „einen Dreher wollen wir haben!“

Die Musikanten erhoben ihre Instrumente, um der Mehrheit zu Willen zu sein. „Aber Herrgottsakerment,“ schrie Kasper entrüstet, „kann man sich so was gefallen lassen?“ Er fühlte sich an der Juppe gezupft. „Laß gut sein,“ flüsterte ihm Jacob zu, „wir sind zu wenig, wir können nichts machen!“

Der Dreher wurde gespielt. Kasper stieß einen tüchtigen Fluch aus — und tanzte mit. Denn wenn er mit seiner Tänzerin fortgegangen wäre, hätte er sich den Verdruß allzu sehr

ansehen lassen! — Dieser Meinung schien auch Kathrine zu sein, obwol sie sich mit sehr ergebenem Gesicht herumdrehte und man ihr die Mühe, welche sie's kostete, die Beschämung hinunterzuschlucken, recht gut ansah.

Es gibt aber Schicksale, denen man nicht entgeht, welchen Weg man auch einschlage. Ein Erfahrener hat es gesagt: wer frech ist, der muß leiden, und wer bescheiden ist, der muß dulden!

Den siegreichen Gesellen schwoll der Kamm. Die Lust des Uebermuthes durchdrang ihre Seelen und sie sahen nicht ein, warum sie etwas unterlassen sollten, was ihnen Vergnügen machte. Einer von ihnen trat zu Kasper und sagte spottend: „Du kannst ja drehen vom Ausbund! Warum hast du denn diesen Tanz nicht haben wollen?" — Und der Lümmel, der mit seinem Lied durchgedrungen war, setzte dummstolz lächelnd hinzu (denn er glaubte zu scherzen): „Du kannst froh sein, Kasper, daß wir dich überhaupt mittanzen lassen! Heut' geht's nicht wie damals auf der Hochzeit — heut' geht's nach unserm Kopf! Also mach' dich nur nicht mausig, daß dich die Katz' nicht frißt!"

Das war der Kathrine zu viel. „So," rief sie feuerroth, „wenn wir hier auf einem öffentlichen Tanzplatz tanzen, dann soll das eine Gnad' von euch sein?"

„Wol Kathrine," setzte ein dritter hinzu, der mit dem Lümmel verwandt zu sein schien. „Denn wenn wir euch die Stub' verbieten wollten, wer könnt' uns dran hindern?"

„Dazu habt ihr nicht das Recht!" rief Kasper entrüstet.

Die Burschen lachten, und Kasper selber fühlte, wie wenig die Instanz, die er angerufen, in diesem Fall zu bedeuten habe.

Der Erste, Spöttische, der vor Kathrine stand, nickte ihr, die ihres Verdrusses kein Hehl hatte, zu und sagte: „Ja, ja! Es ist freilich recht grob von uns, daß wir einem so schönen Mädchen und ihrem Tänzer durch den Sinn fahren! Aber man muß nicht immer prangen wollen und sich auch zuweilen in der Demuth üben! Heut' haben einmal wir die Geißel in der Hand — und wir knallen damit!"

„Kurz zur Sach'," fuhr der Dritte zu Kasper fort, „daß einer von euch thut, als ob er Herr und Meister hier wär' auf dem Tanzplatz, das dulden wir nicht! Mit dem hoffärtigen Aufführen also bleib' zu Hause! Im Uebrigen könnt' ihr tanzen — wenn ihr wollt!"

Auf diese Worte zuckte Kasper, als ob er Gift verschluckt hätte, und Kathrine zeigte einen Ausdruck flammender Geringschätzung. „Wir danken recht schön für die Erlaubniß!" rief sie. „Komm, Kasper — jetzt hab' ich genug!"

Dieser knurrte noch mit einem Seitenblick: „Das ist schändlich!" — ließ sich aber von dem Mädchen doch aus dem Saale ziehen. Jacob mit seiner Tänzerin folgte ihnen.

Als sie an der Tafel ankamen, fanden sie die Ihrigen schon unterrichtet. Michel, der als Zuschauer auf dem Tanzboden gewesen, hatte die Hauptsache mit angesehen und die Gesellschaft soeben in Kenntniß gesetzt.

Heinrich war in großer Aufregung. Sein sonst helles Gesicht war dunkelroth geworden, er knirschte mit den Zähnen.

Wie gutmüthig er war, er hatte einen entschiedenen Sinn für das, was Recht ist, und Unrecht konnte ihn gewaltig aufbringen. „Muß man sich nun das gefallen lassen?“ rief er zornig. „Ich hätt' gute Lust, ich ging' jetzt hinaus und ließ' es auf Alles ankommen!“

Jacob, der die Vorsicht des kühlen und ruhigen Blutes hatte, schüttelte den Kopf. „Es geht nicht,“ sagte er, „wir sind fünf und — nehmt mir's nicht übel, nicht gerade die Stärksten von unserem Dorf! Gibt's Händel, dann kriegen wir Schläg', daß man uns nach Haus tragen muß! Es sind drei oder gar vier gegen einen — und darunter Kerle wie die ungar'schen Ochsen!“

Was bei Jacob das Phlegma, das that bei Mathes die Laune. „Ein verfluchter Handel!“ rief er mit einem Gesicht, das durch wirklichen Verdruß immer noch scherzenden Humor durchblicken ließ. „Was macht jetzt mehr Schand'? Wenn wir ruhig hier sitzen bleiben und nach und nach abziehen? — oder wenn wir Streit anfangen und auf die Straße hinausgeschmissen werden?“

Heinrich stampfte mit dem Fuß. „Daß grad' heut' unsre Leut' nicht da sind! — Wir hätten's extra ausmachen sollen!“

Michel, der nächst Jacob der Kaltblütigste war, sagte: „Jetzt ist die Kapp' schon verschnitten! Ein andermal machen wir's besser, Heinrich! Für heut' ist's verspielt!“

Unser Bursche stieß einen grimmigen Seufzer aus. „Von dem Tag,“ sagte er dann, „hätt' ich mir auch mehr Vergnügen erwartet!“

„Und ich desgleichen!“ setzte Kathrine mit einer gewissen Schärfe hinzu.

Heinrich sah sie an. „Soll ich dich zum Tanz führen?“ rief er trotzig, entschlossen. „Es kommt nur auf dich an!“

„Ich geh' mit!“ rief Kasper, seine Nachbarin bei der Hand fassend. „Wir wollen doch sehen!“

Kathrine schüttelte den Kopf. „Lassen wir's!“ entgegnete sie mit einer Miene der Ergebung, die nicht ohne ein Licht des Spottes war. „Ihr könnt nichts durchsetzen, und da ist's besser, daß ihr gar nichts anfangt!“

Die andern Mädchen, die Geliebte Jacob's voran, stimmten bei, und so blieb es beim Nachgeben und beim Frieden.

Das Auftragen von Schweinebraten und Würsten, welche die Burschen bestellt hatten, zog die Gedanken von der unangenehmen Geschichte ab und gab ihnen erfreulichere Ziele. Trotz Allem war man hungrig geworden, und man verzehrte nun die Abendmahlzeit mit Appetit, trank dazu Bier und Wein und kam zusehends in eine bessere Stimmung.

Die triumphirenden Bursche hatten unterdessen auf dem Tanzboden ihre Alleinherrschaft weitergeführt. Sie hatten vorgesungen, gejauchzt und geschrien, und die braunen Gesichter, schon von manchem tiefen Trunk belebt, glänzten in Stolz und Selbstzufriedenheit. Sie waren keine eingefleischten Wüthriche, die guten Söhne des Rieses: nur auf unsere Bursche hatten sie's dermalen abgesehen. Diese sollten sich heute ducken und vor ihren Mädchen etwelchen Schimpf nunterschlucken müssen, ungefähr wie sie auf jener Hochzeit: darauf wollten sie halten.

Andere Ledige aus anderen Dörfern sollten sich dagegen wol auch rühren dürfen; und wenn einer von diesen jetzt ein Lied anstimmte, so ließen sie's ihn singen und tanzten danach. Sie dachten dabei freilich: wenn das die Kerle sehen, denen wir's verboten haben, dann werden sie sich um so giftiger ärgern!

In dieser Hoffnung sahen sie sich indeß getäuscht. Unsere Bursche kamen nicht mehr auf den Tanzboden. Sie aßen ihren Braten und ihre Würste, ließen sich danach Torten kommen, um das Mahl zu krönen, und schienen weiter gar keinen Wunsch mehr zu haben.

Seit dem Zusammenstoß auf dem Tanzboden war ungefähr eine Stunde verflossen. In einer Pause kamen die drei, welche den Kasper mit Kathrine vertrieben hatten, wieder zusammen, und der Lümmel rief: „Es läßt sich keiner mehr sehen von den Menschen!“ Und mit großartiger Verachtung setzte er hinzu: „Es sind doch rechte Lumpenkerle!“

Mit einer Anspielung auf den Spitznamen eines Dorfes bemerkte der Spöttische: „Sie riechen eben den Braten — wie die von Krauthausen!“

„Ja, ja!“ versetzte der Vetter lachend, „das ist auch jetzt keine Kunst!“

„'s ist doch eine Schand'!“ rief der Lümmel unmuthsvoll. „Wenn mir das passirt wär',“ fuhr er grandios fort, „und ich wär' ganz allein, ich thät' Händel anfangen mit einer ganzen Stub' voll — und nachgeben thät' ich nicht, und wenn sie mich todtschlügen! Dann erst recht nicht! Das Donnerwetter gleich! Mich nicht vorsingen lassen und mir das Maul ver=

bieten — so einen Hundskerl, den fräß' ich auf einem Schub Kraut!"

„Nu, nu," versetzte der Spöttische, indem er ihn lachend von der Seite ansah. Nach einer Weile sagte er: „Aber die Bursche kommen allerdings ein wenig zu gut weg! Ich hätt' gedacht, sie riskirten's wenigstens noch einmal — und es gäb' dann ein Bischen was." Er schwang die rechte Faust mit anmuthiger Geberdensprache.

Der Vetter schmunzelte beipflichtend. „Aber warum," versetzte er dann, „gehen wir nicht zu ihnen, wenn sie nicht zu uns kommen?"

„Recht hast!" rief der Lümmel mit dem Kopfe emporfahrend, wie einer, dem man unvermuthet ein Licht aufgesteckt hat. „Wir wollen hinaus und sie drangsaliren, die Hosen—! Kommt!"

Rüstig schritten sie auf die Thür los.

„Wo geht ihr hin?" rief's aus einer Gruppe der Ihren.

„Wir wollen den Kapper und seine Kameraden uhzen (aufziehen)! Kommt mit!"

Noch fünfe schlossen sich an.

Unsere Leute versahen sich eines solchen Besuches nicht im geringsten. Sie waren mit Wein und Torten nahezu fertig, und die Bursche dachten schon daran, sich die Zeche machen zu lassen — sie waren vergnügt, und nicht am wenigsten mochte dazu der Gedanke beigetragen haben, daß sie bald jedem Bereich der Anfechtung und der Kränkung entgangen sein würden: da sahen sie ihre Gegner auf sich loskommen! Ueber ihre Ab-

sichten konnte kein Zweifel sein. Die Gesichter schimmerten in dem Glanze jener Unverschämtheit, die sich unwiderstehlich weiß und darum gesonnen ist, sich durchaus keinen Zwang anzulegen. Die drei voran, die fünfe hinterdrein, traten sie zur Tafel, und der Spöttische begann: „Nun, Kasper, schmeckt dir das Essen? Freut mich! Von Herzen! Ich hab' wirklich gefürchtet, durch den Verdruß, den du auf dem Tanzboden gehabt hast, wäre dir der Appetit verdorben!"

Unsere Gesellschaft schaute auf den Haufen mit den dumpfen Sinnen der Bestürzung; Kasper in Grimm und Verlegenheit wurde brennend roth. Was sollte er darauf sagen? Welche unter den möglichen Antworten sollte er wählen? Eine nur schien darauf passend zu sein; aber dann begann die Schlägerei sogleich — und es fragte sich doch — — Er kam nicht zum Entschluß — und schwieg.

Der Lümmel ließ seine Blicke auf den Verblüfften herumgehen und weidete sich inniglich an der Tortur, die er auf den Gesichtern wahrnahm. Mit jener Plumpheit, welche über Ironie erhaben ist und immer grade zur Sache geht, rief er: „Warum ist denn keiner von euch mehr hinausgekommen zum Tanz? Ich hätt' doch geglaubt, ihr hättet ein Bischen mehr Courage! So leicht, das muß ich schon sagen, hab' ich nicht geglaubt, daß ihr's uns machen thätet!" Und wie von einem unwillkürlichen Ekel erfaßt, setzte er hinzu: „Pfui Teufel!"

Kasper schien endlich die richtige Antwort gefunden zu haben. „Ihr habt heute gut unverschämt sein," entgegnete er;

„von euch ist das ganze Dorf hier — wir sind nur Wenige — zufällig Wenige —“

„Und diese Wenigen,“ fiel der Spöttische ein, „sind noch dazu diejenigen, die am wenigsten Schneid' haben!“

Kasper zitterte vor Wuth. „Ich nehm's mit jedem auf von euch!“ schrie er, indem er heftig aufstand. „Laßt einmal einen herkommen — den Stärksten von euch, wenn ihr wollt — ich mach's mit ihm aus!“

Die Bursche lachten — mit kränkendem Vergnügen. Einer vom zweiten Glied rief mit einer gewissen Freundschaft im Ton: „Laß gut sein, Kasper! Da thätest du auch nichts gewinnen! Jeder von uns bricht dich zusammen!“

„Das mein' ich auch,“ rief der Lümmel, im Hochgefühl seiner Knochen, während er auf die geschmeidige Figur des Gegners einen verachtungsvollen Blick warf.

„Der G'scheite gibt nach,“ fuhr der Spöttische fort, „und ihr,“ fügte er hinzu, indem er seine Augen auf der Gesellschaft herumgehen ließ, „ihr seid gescheit alle mit einander! Die einzige Person, welcher ich nicht ganz trau, ist die Kathrine. Die wenn ein Mannsbild wär', ich glaub', da könnten wir jetzt die Füß' in die Händ' nehmen und davonlaufen!“

„Ja,“ rief Kathrine mit zornfeuchten, blitzenden Augen und unwillkürlich sich ballender Faust, „ich wenn ein Mannsbild wär', ich wüßt' jetzt, was ich thät'!“

Heinrich hatte sich schon vor dieser Antwort erhoben; er stand mit bebendem Mund, aber mit einer verhältnißmäßigen Ruhe. In der ersten jähen Betroffenheit, und weil Kasper der

Angesprochene war, hatte er diesem das Wort gelassen. Jetzt, nachdem der Kamerad so wenig ausgerichtet hatte, mußte er für die Gesellschaft eintreten, dazu war er entschlossen. Im Gefühle seines Rechtes und seiner Stellung als der Vornehmste unter den Seinen rief er mit ebensoviel Zorn als Würde: „Schämt euch! Es ist eine Schand', daß ihr hier über uns herfallen wollt, zwanzig gegen fünfe. Wenn ihr Ehr' im Leibe hättet, dann würdet ihr sagen: grad heut' mögen wir nicht — wir wollen warten, bis wir gleicher sind! Aber ihr habt keine Ehr' im Leib' —"

Weiter kam er nicht. Die feindlichen Bursche brüllten wie Stiere und drangen gegen ihn, der mit Kathrine auf der andern Seite der Tafel saß, vor. „Noch einmal sag' das," schrie der Lümmel, seine Faust erhebend, „und ich schlag' dich todt!"

Die Kameraden Heinrich's waren alle aufgesprungen, entschlossen zur Abwehr; die Mädchen standen hinter ihnen, Kathrine bei Heinrich. Dieser streckte eine rasch ergriffene zinnerne „Kante" (Bierkanne) gegen den Lümmel und schrie: „Nur zu, Kerl — nur zu!"

Da erscholl noch ein Wort der Vergleichung. Jener verhältnißmäßig Gutmüthige unter den Gegnern, ein Bauernsohn, dem unser Bursche wirklich leid that, rief: „Heiner, die Kant' weg! Wir wollen euch nichts thun! Deßwegen sind wir nicht gekommen! Aber schimpfen darfst du nicht mehr und die Kant' mußt du hinsetzen! — Thu's," fuhr er mit beginnendem Unwillen fort, als der Bursche zauderte, „thu's gleich, ich rath's

dir! Wenn du den Hoffärtigen spielst und uns 'rausforderst, dann steh' ich für nichts mehr!"

Der entstandene Lärm hatte rasch die volle Zahl der feindlichen Bursche vom Tanzboden und der Nebenstube hergeführt. Ein wildes Schreien, ein drohendes Tosen erfüllte die Stube. Die Uebermacht der Angreifer erschien furchtbar. Jacob, der Heinrich am nächsten stand, faßte diesen beim Arm und rief mit dringendem Flüstern: „Gib nach! Es hilft nichts! Der Kächele meint's gut!"

Heinrich, erschüttert, ließ den Arm mit der Kanne sinken.

Die Gesichter der voranstehenden Gegner erhellten sich glorreich. „So," rief der Spöttische, der neben dem Lümmel stand, glänzend von Bosheit, „hübsch vernünftig sein und Fried' halten — dann kommt man mit graden Gliedern nach Hause!"

Der Lümmel strahlte in einem Stolz, und um sein breites Maul spielte ein Triumphgrinsen, daß bei seinem Anblick auch einem Unbetheiligten die Hand gejuckt hätte. Mit einer Vornehmheit, welche man Herablassung in rohester Gestalt nennen konnte — mit einer gewissen stupiden Gutmüthigkeit, nämlich ohne eine Ahnung von dem tödtlich Beleidigenden in seinen Worten, rief er: „Ihr seid Esel, wenn ihr Händel anfangen wollt! Wir haben euch nur einen kleinen Schimpf anthun wollen, weiter nichts! Schlagen haben wir euch gar nicht wollen! Und wenn ihr nun ruhig und still seid, dann könnt ihr hier sitzen und euer Mahl verzehren, ohne daß man euch was thut! Daß ihr gegen uns nur ein miserabler Haufe seid, das sehen wir selber. Wir haben uns blos einen Spaß machen

wollen; den haben wir jetzt gehabt — und nun könnt ihr euch meinetwegen wieder erholen von eurem Schrecken!"

Die Lippen Heinrich's wurden bleich vor Wuth; aber die Hand des Entschlußlosen ruhte. Die Augen der Kathrine füllten sich mit Thränen. Die Fäuste geballt, mit erstickter Stimme rief sie: „Schrecklich! Schrecklich! Sich das gefallen lassen müssen! Das anhören müssen und nichts machen können! O ich möcht' in die Erde versinken!"

Ein Geräusch von der Thür her machte sie aufschauen. „Ha!" rief sie, indem ein Strahl wie ein Blitz über ihre Züge ging. Mit schauernder Stimme setzte sie hinzu: „Gott sei Dank!"

VI.

Auch die Blicke Anderer hatten die Richtung auf die Thür genommen und ihre Gesichter verriethen denselben plötzlich erhaltenen Eindruck. Die Gestalt des schwarzen Hans war durch sie in die Stube getreten.

Der Bursch hatte die Fischotterkappe auf dem rechten Ohr sitzen und die Ulmer Tabakspfeife in der Hand. Den Aufruhr wahrnehmend, rief er mit scharfer Stimme: „Heda! Was gibt's hier?“

Der Klang dieser Stimme, der Zuruf des allgemein Gekannten und Gefürchteten übte eine magische Wirkung. Die Mienen der Leute von seinem Dorf hellten sich im Moment auf, die der Gegner verdüsterten sich. Dieselben Bursche, die noch vor einem Augenblick die verkörperte Hoffart und Anmaßung gewesen waren, traten jetzt betroffen, erschreckt, einen Schritt zurück.

Hans erblickte die Gesellschaft an der Tafel, erkannte die Gegner und errieth die Lage der Dinge sogleich. Von den letz-

teren war nur der Lümmel trotzend stehen geblieben. Hans, auf die Tafel zuschreitend, rief mit dem Ton eines Herrschers: „Platz da!" schob den Burschen auf die Seite und trat mit gefurchter Stirn zu den Seinen. „Was ist hier los gewesen!" rief er.

„Hans," rief Kathrine, bebend vor Aufregung, „wir sind gekränkt worden — es ist gar nicht zu sagen, wie!" In wenigen Worten theilte sie ihm die Beleidigungen mit.

Der Zorn, den unser Dorf-Heros hierauf an den Tag legte, hätte vielleicht auch andere als Bauernbursche erschreckt. Er stampfte den Boden, daß er zu brechen drohte, seine dunklen Augen schossen Blitze auf den Haufen, der ein paar Schritte vor ihm stand, und wilddrohend streckte er die geballten Fäuste gegen sie. „Was!" rief er mit wuthblassen Lippen, „das habt ihr euch herausgenommen? Ihr gegen uns? Hört jetzt, was ich euch sag'! Wenn einer von euch gegen einen von uns nur noch muckt, dann kann er seine arme Seel' bereit machen! Lebendig kommt er nicht mehr aus diesem Hause heraus! Merkt euch das! Ihr wißt, daß ich mein Wort halt'!"

Der unbedingte Muth hat unter allen Umständen eine dämonische Gewalt. Wer ihn besitzt, der hat nicht nur selber das Gefühl einer Art von Allmacht, sondern flößt es auch andern ein. Er selber glaubt, daß ihm nichts widerstehen könne, und die andern fürchten es; und während er selber alles wagt, sorgen die andern dafür, daß ihm alles durchgehe.

Hier kam freilich noch etwas hinzu. Hans galt nicht nur

für einen Menschen, der im Zorn einen niederstoßen konnte, sondern man hatte von ihm auch die Meinung, daß er keine Beleidigung ungerächt lasse. Der Bursche, der ihn angriff, hatte nicht nur einen Stich zu riskiren, sondern er wußte auch, daß Hans, wenn er unter Umständen jetzt nichts erreichte, sich später um so gründlicher bezahlt machen würde. Als Mittel dazu hatte er außer seinem Eisenstock und seinem Messer auch noch seine Büchse; und wenn er Gelegenheit fand, auch diese zu gebrauchen, dann ließ er sie nicht unbenützt. Nun kann der Bauernbursch gewöhnlichen Schlags, um seinen Kopf durchzusetzen, es wol auf Hiebe, Beulen und auch Wunden ankommen lassen; wenn aber das Leben selber aufs Spiel gesetzt werden soll, dann geht's ihm wie noch manchem andern Sterblichen auch: er wird stutzig. Hat ihm die Aufregung die nöthige Besinnung gelassen, dann wird er sie anwenden, um sich so gut es geht aus der Affaire zu ziehen. Sein Ehrgefühl sträubt sich nicht länger mehr, Vernunft anzunehmen — er kämpft mit seiner Leidenschaft — und er wird der Selbstüberwindung fähig.

Die feindlichen Bursche waren noch immer vier gegen einen! Hätten sie sich über unsere Leute hergestürzt, ihr endlicher Sieg — trotz aller Thaten, die von Hans erwartet werden konnten — wäre nicht zweifelhaft gewesen. Allein sie überlegten; in die dicken Schädel war durch das Erscheinen des Gefährlichen nur ein Gedanke gekommen; aber dieser eine reichte hin, die Seelen zu spalten und auf die Kraft der Unverschämtheit seine entmannende Wirkung zu üben.

Sie standen zürnend, entrüstet — aber unentschlossen. Der

Zweifel hatte sie gelähmt. Hans beurtheilte sie richtig und wußte, wie weit er gehen konnte. Nachdem er eine zeitlang gewartet hatte, trat er einen Schritt gegen sie vor und rief: „Sind wir jetzt fertig mit einander oder nicht? Was wollt ihr? Warum steht ihr noch da? Wollt ihr hier Maulaffen feil haben? — Geht! Geht eurem Vergnügen nach und laßt jeden andern sich lustig machen, wie's ihm gefällt! Ich rath's euch" — setzte er mit funkelnden Augen hinzu — „und ich rath' euch gut!"

Seine Stimme hatte einen Klang, als ob er Herr über Leben und Tod wäre. Es war stark, was er den Burschen zumuthete, sehr stark, und es antwortete ihm auch ein drohendes Murren. Aber keine That folgte nach; die Entmuthigung siegte, und die feindliche Macht begann sich allmälig aufzulösen. Die hinten Stehenden, die von Anfang an nur das Interesse gehabt hatten, die Sache mit anzuschauen, und die sich jetzt unbeachtet sahen, verließen die Stube oder setzten sich wieder an ihre Tische an der entgegengesetzten Seite. Die mittleren und die vorderen rückten nach. Sie thaten das langsam und mit einer gewissen Manier: als ob sie die Geschichte satt hätten und gehen wollten, weil es ihnen so gefiel. Aber sie täuschten damit Niemanden, nicht einmal sich selber.

Die lächerlichste Figur unter allen spielte der Lümmel; und wer sich vorher über ihn geärgert hatte, der konnte jetzt wahres Vergnügen haben. Es kam ihn augenscheinlich furchtbar hart an, statt in Wonnen des Triumphs zu schwelgen, die Qual der Niederlage hinunterwürgen zu müssen. Die Brutalität bäumte

sich in ihm; mit verzogenem Maul und giftigem Blick schaute er von der Seite auf den Hans. Aber die Sorge, die auf seine Seele gefallen war, drückte die Rachgier nieder, und der Grimm, der sich in dem breiten Gesicht malte, erhielt einen unglaublich komischen Zusatz durch die aufgetragenen Pinselstriche der Zaghaftigkeit. Seine Miene schien unserm Burschen sagen zu wollen: „Dich kennt man! Du bist jeder Schandthat fähig! Dir muß man aus dem Weg gehen! Aber warte nur!“ Der Mund sprach indeß weder diese Worte, noch bildete er überhaupt articulirte Laute: mit einem drohenden Grunzen wendete der endlich Alleinstehende sich um und folgte seinen Kameraden in die Nebenstube.

Die Scene hatte sich in kurzer Zeit gänzlich verändert. Die Gesichter unserer Leute an der Tafel drückten tiefe Zufriedenheit aus; die Mädchen glänzten vor Lust, die Bursche schmunzelten glorios. Was sie betrifft, so hatte allerdings der einzige Hans vermocht, was sie zusammen nicht vermocht hatten — und das hätte einige Eifersucht in ihnen erregen müssen; aber der Hans war vom Dorf, er war der Ihre: sie selber hatten gesiegt durch ihn! — Unvermerkt gesellte sich nur zu der Genugthuung Heinrich's ein dumpfes Bedenken. Seine Züge wurden ernster, eine Art Verlegenheit malte sich in ihnen. Aber gegen dieses störende Gefühl kämpfte seine gute Natur; er vermochte es niederzuhalten und seine Miene zu denen der anderen zu stimmen. Das Vergnügen war nahezu allgemein: auch alle unbetheiligten Zuschauer in der Stube waren davon ergriffen. Man weidete sich an der Demüthigung, welche der

Anmaßung widerfahren war; man gab sich dem Genuß der Schadenfreude hin — man triumphirte mit den Triumphirenden! Die Lächerlichkeit, womit sich zuguterletzt noch der Lümmel bedeckte, ergötzte nicht nur Männer und Weiber aus andern Dörfern, auch einige Bursche von seinem eigenen Dorfe konnten sich einer innigen Zufriedenheit nicht erwehren. Hervorragende Verdienste erwecken freilich Neid, welcher sich dann bei solchen Gelegenheiten Luft zu machen pflegt.

Der Held des Tages stand nach seinem Triumph mit gerechtem Stolz in der Mitte der Seinen. Seine Aufregung hatte sich gelegt — ruhig schaute er umher und lächelte. Es war das Lächeln der Ueberlegenheit, durch eine gewisse Schelmerei verschönt — jenes Lächeln, das dem Sieger geziemt und das auf die Bewunderer den angenehmsten Eindruck macht.

Seine Seele war grundvergnügt. „Niclas," rief er einem alten Aufwärter zu, der diensteifrig herbeikam, „eine Flasche Wein auf den Schrecken!" Der Aufwärter eilte hinweg — alle setzten sich an die Tafel.

Mit einem Lächeln der Dankbarkeit, mit einem Blicke wirklicher Achtung bot Heinrich dem Helfer sein gefülltes Glas. „Trink, Hans!" rief er. „Du bist ein Bursch', wie's keinen zweiten mehr gibt! Und wahrhaftig, du bist zur rechten Zeit gekommen!"

Kathrine an seiner Seite nickte bedeutsam. „Ja, das ist er!" sagte sie. „Keine Minute hätt' er länger ausbleiben dürfen."

Hans betrachtete sie, nahm das Glas und rief: „Auf's Wohl!" Er trank es aus, stellte es Heinrich zurück und sagte:

„Ich hab' keine Ahnung davon gehabt, in was ich da hineinkomm'! In der Bergergass' hab' ich gehört, es wären Leute von uns in diesem Wirthshaus — da wollt' ich auch her. Wie ich an die Stieg' komm', da erzählt einer, es gäb' droben Händel; aber nicht wer, nicht wie. Daß meine Leut' in Noth wären, das hab' ich mir nicht denken können; aber gefreut hat's mich dann, daß ich dazugekommen bin — mordmäßig."

Der Aufwärter erschien mit der Flasche; Hans schenkte ein und bot den Mädchen zu trinken. Diese nippten, etwas mehr als gewöhnlich, und als das Glas wieder an ihn zurückgekommen war, ergriff Kasper das seine und rief: „Hans, du sollst leben! Du hast dich heut' aufgeführt wie ein Held! 's ist schade, daß du nicht Soldat geworden bist, du thät'st General werden!" Lächelnd stießen die Bursche an und leerten die Gläser.

Kasper, im Siege schwelgend, fuhr fort: „Die Kerle haben sich heut' rächen wollen, weil ihnen damals auf der Hochzeit ihr Spruz nicht durchgegangen ist. Wie unverschämt sie gewesen sind, das glaubst du gar nicht. Aber jetzt sind sie heimgeschickt, daß sie sich schämen müssen, so lange sie leben!"

Kathrine saß mit einem eignen Ausdruck. „Freilich", bemerkte sie, „hätten sie auch nicht geglaubt, daß ein Einziger der Sach' eine andere Gestalt' geben könnt'!"

Auf diese unverholene Anerkennung hin heftete Hans einen innigfrohen Blick auf sie. Er war indeß kein Prahler; nicht ohne eine natürliche Anmuth, mit dem entsprechenden Ernst im

Hintergrunde, sagte er die Wahrheit. „Sie fürchten mich, die guten Gesellen! Und — sie haben nicht Unrecht!“

Ein Schweigen folgte, indem jedes seinen Gedanken hatte. Kathrine sprach den ihrigen aus. „Zuweilen,“ sagte sie, „hat's doch auch sein Gutes, wenn man sich vor einem fürchtet!“

„Ja, ja,“ versetzte Mathes vergnügt; „Alles hat sein Gut's in der Welt — und kein Mensch kann vorher wissen, was ihm noch alles zum Nutzen sein kann!“

Die Gesellschaft, die ihn verstand, lachte.

Hans hatte so Manches auf dem Gewissen — jedes am Tische hatte schon besondere und allgemeine Anklagen gegen ihn gerichtet. Aber jetzt war Alles vergessen; man sah nur die Kraft und den Sieg und alle waren bestrebt, dem Helden etwas Angenehmes zu erweisen, wär's auch nur durch freundliches Zunicken. Mit Recht wird in aller Welt Geschichten der Muth gepriesen! Er ist und bleibt eine der mächtigsten, überwältigendsten Eigenschaften des Menschen und erzwingt Achtung in jeder Erscheinung.

Vom Tanzboden her klangen auf einmal Clarinette und Geige, die Musikanten hatten ihre Mahlzeit eingenommen, und die Lustbarkeit fing wieder an. Hans stand auf. „Heinrich,“ sagte er, „darf ich mit meinem Bäschen einige Reihen tanzen?“

„So viel du willst!“ entgegnete Heinrich mit Würde. Des Mädchens Züge hatten sich flüchtig geröthet. Sie trat vor, gab dem Burschen die Hand, und sie gingen hinaus.

Hans, indem er Kathrine zum Tanz führte, hatte verschie-

dene Zwecke. Einer davon, und zwar der nächste war, seinen Sieg über die Gegner dadurch zu vollenden.

Den Walzer, der schon im Gange war, machte er nicht mehr mit; er blieb an der Seite stehen, betrachtete sich die Paare und sah mit Vergnügen mehrere aus dem feindlichen Dorfe darunter. Nachdem der Reihen vorbei war, trat er mit Kathrine vor die Musikanten, machte sie durch einen Wink aufmerksam und sang mit kräftiger, wohllautender Stimme ein Lied. Der einfache Sinn der Vierzeilen war, daß der Bursch, wenn er ein rechter Bursch sein wolle, „Courage haben müsse wie der Teufel". Die Musikanten, welche von der Sachlage genaue Kunde hatten und den Hans, wenn er bei Gelde war, als sehr splendid kannten, strichen und bliesen mit wohlgefälligen Mienen aufs eifrigste.

Unser Paar tanzte zuerst, und wer die männliche Vornehmheit des Burschen und die Schönheit des erregten Mädchens betrachtete, der mußte sich sagen, daß es von allen das hervorstechendste sei. Ein alter Musikant, während er die beiden so stolz und schön sich drehen sah, hatte sogar den Gedanken des Hans. „Diese zwei Leute," sagte er sich, „passen zusammen, als wenn sie für einander gegossen wären!"

Und behaglich seine Baßgeige streichend, setzte er hinzu: „In unserm Ries kommt doch manchmal noch was recht Feines zum Vorschein, wenn's gut geht!"

Drei Lieder wollte unser Bursche singen. Das zweite pries das Jägerleben und handelte von der Freude des Treffens. Beim Vortrag desselben erhellten sich einige Gesichter schlau.

Was vom Jäger galt, das galt auch vom Wildschützen — und dieser hatte eigentlich das schärfere Vergnügen. — Der alte Musikant betrachtete ihn und sagte sich: „Der hat wieder eine Extra-Einnahme gehabt — und wird heut' besser zahlen als der reichste Bauernbursch! Bravo!"

Das dritte Lied sprach die uralte Wahrheit aus, daß dem Burschen, der von allen der stärkste und keckste sei, auch das schönste Mädchen gebühre. Hans trug die Reime, die im Gau bekannt und schon von Vielen gesungen waren, ungezwungen vor, man brauchte darum nichts Besonderes herauszuhören. Die Brust seiner Tänzerin kam dennoch in Bewegung. Wenn sie aber in dem Liede etwas Absichtliches fühlen mochte, so nahm sie es jedenfalls nicht übel.

Als nach getanztem Reihen unser Paar gegen die Musikanten herankam, rief der Alte: „Hans, du bist doch immer der vornehmste Tänzer und Sänger! Es ist eine Freude, dir zuzusehen! Du hast dich nur in der letzten Zeit rar gemacht — ich hab' fast schon gefürchtet, du hast's ganz aufgegeben!"

Der Bursche mit einem leichten Achselzucken erwiderte: „Man muß die jungen Leute auch drankommen lassen!"

„Bah," entgegnete die alte Rothnase, „du wirst dich doch nicht zu den Alten rechnen?"

„So frisch," erwiderte der Bursche mit Humor und nicht ohne Absicht, „so toll wie vor Zeiten bin ich nimmer! Ich hab' keine solche Freud' mehr an der Narrheit — und ich glaub', die Zeit ist nimmer weit, wo ich mich bekehren werd'."

Der Baßgeiger mit einem Gesicht, welches die Atmo-

sphäre zahlloser Tanzstuben lederbraun gebeizt hatte, lachte herzlich.

Hans mit Laune fuhr fort: „Für jetzt wenigstens mögen euch andere was vorsingen. Ich hab' meine Lust gebüßt!" Er nickte und ging mit Kathrine weiter.

Der eine seiner Zwecke war erreicht. Die Ehre des Dorfes war auch in diesem Punkte glänzend gewahrt.

Als man sah, daß der schwarze Hans auf das Vorsingen verzichtete, ließ sich keck und frisch eine andere Stimme hören. Und welche? Die unseres Freundes Kasper.

Der wackre Bursche hatte seine „Schwarzbraune" zum Tanz geführt und war nun glücklich, dem Hans durch die geöffnete Bresche nachschreiten und den vorhin so frech unterbrochenen Walzer unbeanstandet zum Besten geben zu können. Das Selbstgefühl und die Sicherheit, womit er dies that, war auffallend. Hans und Kathrine sahen sich an und lächelten. In dem Blicke des Mädchens lag alle Anerkennung für den, welcher die Bahn gebrochen und dem guten Gesellen die Möglichkeit verschafft hatte, die Scharte seiner Ehre so schön wieder auszuwetzen.

Zwischen den beiden Leuten hatte sich unvermerkt ein großes wechselseitiges Vertrauen hergestellt. Im folgenden Herumgehen sagte Kathrine: „Du glaubst gar nicht, Hans, wie froh ich gewesen bin, als ich dich heut' gesehen hab'! Ich bin nun einmal so, unrecht kann ich mir nicht thun lassen. Ich war so zornig — ich hätte die Kerle todtschlagen können! Wenn du nicht gekommen wärst, die Wuth hätte mich umgebracht!"

Hans vernahm dies mit tiefem Wohlgefühl. Aber er hielt an sich und erwiderte mit Ruhe: „Es freut mich, Kathrine, daß ich dir einen Gefallen hab' thun können!“ Und lächelnd setzte er hinzu: „Bin ich doch auch noch zu was gut gewesen auf der Welt!“

Kathrine machte eine seltsame Miene. „Du wärst noch zu gar viel gut,“ entgegnete sie, „wenn du wolltest!“

Hans zuckte die Achseln. „Wir wollen halt sehen!“ versetzte er und trat zum Tanz an.

Als dieser geendet war und die Paare wieder gingen, warf der Bursche einen Blick in den Winkel am Fenster — und zog die Augenbrauen zusammen.

Wir haben erwähnt, daß er bei seinem Eintritt in den Saal mehrere Bursche des feindlichen Dorfes unter den Tänzern erblickte. Ohne es auffällig zu machen, hatte er seine Augen sowohl auf ihnen als auf etlichen ihrer Kameraden, die ab- und zugingen; keinem konnte er etwas Gefährliches ansehen. Jetzt bemerkte er aber etwa zehn der Bursche in lebhaft flüsterndem Gespräch. Es waren die drei Anführer darunter, man sprach mit Leidenschaft — Hans konnte rathen worüber. Auch Kathrine ward aufmerksam. Sie schaute ihren Tänzer an und richtete ihren Blick vielsagend auf den Haufen. „Es wurmt sie,“ bemerkte Hans, „der Hochmuth sticht sie wieder, und sie halten einen Rath!“

„Wenn sie nun wieder anfangen?“ entgegnete sie mit besorgtem Blick.

Der Bursche richtete den Kopf in die Höhe und aus seinen

Augen ging ein wilder Blick. „Ich wollt's Keinem rathen!" versetzte er, indem er die Hand ans Messer legte.

Die Stimmen in der Ecke wurden lauter. Es drangen Schimpfworte, Ausrufe des Zornes und grimmiger Erbosung her. Das lauschende Paar hörte, daß der Vetter des Lümmels am heftigsten sprach. Plötzlich rief ihm der schon öfter erwähnte besonnene Bauernsohn flüsternd, aber deutlich hörbar zu: „Nun, Stoffel — willst du der Katz' die Schell' anhängen?"

Eine Stille folgte. Der stämmige Kerl schwieg; sein Gegner zuckte die Achsel. Die Friedenspartei hatte gesiegt und der Knäuel begann sich wieder abzuwickeln.

Kathrine, einer großen Last entladen, bewegt, glücklich, drückte ihrem Tänzer die Hand. Dieser, den Druck erwidernd, sah sie mit freudigem Selbstgefühl und glänzenden Augen an.

„Sie geben's wieder auf!" rief das Mädchen.

Hans mit stolzem Bewußtsein versetzte: „Sie thun wohl daran."

Nachdem er noch zwei Reihen mitgemacht hatte, führte er Kathrine in die Stube zurück. In ihren Gesichtern schimmerte bei einem gewissen Ernst so viel innere Genugthuung und Vergnügen, daß sie dadurch auffielen. Heinrich, nachdem er einen Blick auf sie geworfen, stand betroffen und ein Schatten ging über seine Züge. Was aber sein Gefühl sein mochte, er unterdrückte es und sprach seine Freude darüber aus, daß es so gut gegangen sei, wie sie sagten.

Alle setzten sich wieder an der Tafel zusammen. Der Sieg im Vorsingen wurde nicht mit dem wenigsten Vergnügen und Selbstgefühl besprochen. Kasper sah fast aus, als ob er ihn erfochten hätte. Jedenfalls hob er hervor, daß bei seinem Singen die Kerle in seiner Nähe dumme Gesichter gemacht, aber sonst nicht gemuckt hätten.

So lang zur Meßzeit der Tag ist — endlich nahm doch auch der heutige ein Ende, und die Mädchen mahnten zur Heimkehr. Die Bursche ließen sich die Zeche machen und zahlten. Nachdem sonst alle aufgestanden waren, blieb Hans auf seinem Stuhle sitzen. „Gehst du nicht mit uns heim?“ fragte Kasper.

„Es ist mir noch zu früh,“ versetzte der Bursche mit Humor.

„Du willst noch bleiben?“ rief Kathrine mit einem Blicke des Erstaunens und der Sorge. „Allein?“

„Mir,“ erwiderte der Bursche, „thut Niemand was — und wenn ich allein bin, am allerwenigsten! — Kommt gut nach Haus mit einander!“

Die Paare verabschiedeten sich. Hans ließ sich noch eine Flasche Wein kommen und trank ihn behaglich. Wie er mehrere Bursche des feindlichen Dorfes ganz ehrbar an sich vorübergehen sah, als ob er gar nicht mehr da wäre, lächelte er. Dann sagte er zu sich selbst: „Der Kasper hat nicht Unrecht! Soldat sollt' ich sein — da könnt' ich's zu was bringen! Ich hab' mir das schon selber gedacht — und es ist nicht zu

spät dazu! — Aber jetzt geht's nicht — jetzt muß ich im Dorf bleiben!"

Nachdem er die Flasche geleert hatte, zahlte er die Musikanten — wie der Alte mit schlauem Doppelsinn bemerkte — „fürstlich", und machte sich allein auf den Heimweg. Er war in seiner tiefsten Seele vergnügt und mit dem Tage vollkommen zufrieden.

VII.

Eine Lustbarkeit wie die am Bauernsonntag gibt in den Familien der Heimgekehrten noch wochenlang zu reden, wenn sich auch nichts Besonderes dabei ereignet; umsomehr, wenn Scenen dabei vorfallen, wie auf der diesjährigen. Das Benehmen der verschiedenen Theilhaber wurde zu Haus einer sehr scharfen Kritik unterzogen. Die Bursche, die dem Hans gewichen waren, mußten von den Ihrigen, auch von ihren Mädchen, die übelsten Dinge anhören; und alle Gründe, die sie zu ihrer Entschuldigung vorbrachten, retteten sie nicht vor geringschätzigen Reden und höhnenden Gesichtern. Aber auch diejenigen, die des Schutzes bedurft hatten, gingen nicht leer aus. Man spottete über sie verhältnißmäßig gelinder, aber immer noch so, daß sie nur mit beschämtem, verlegenem Lächeln antworten konnten. Der Held, wenn nicht des ganzen Gaues, so doch des untern Rieses, war und blieb der siegreiche Hans. Die Mädchen priesen ihn ihren Liebhabern ins Angesicht. Sie sagten, allerdings wär' es ein gefährlicher Mensch und er habe schon viel Schlimmes angestiftet, aber Courage habe er mehr

als die andern zusammengenommen. Und das sei eben doch eine schöne Sache — und sie möchten sich anstellen wie sie wollten, sie könnten ihm nicht böse sein. — Ja, eine und die andere ging so weit, zu erklären: sie begreife am End' die Mädchen, die ihm aufgehorcht hätten, trotzdem daß sie vorher gewußt, wie es ihnen ergehen würde.

Gleich am andern Morgen hatte Kathrine mit ihrer Mutter eine längere Unterredung. Die Alte fragte ahnungslos, ob sie recht lustig gewesen sei; und Kathrine mußte bekennen, daß es sich hier nicht blos um Vergnügen gehandelt habe. Sie erzählte, was geschehen war, mit einer gewissen ernsten Ruhe und — mit Vorsicht. Aber die Hörerin schüttelte den Kopf gleichwol mit schwerem Bedenken. „Daß doch immer wieder," sagte sie mit einem Ton des Verdrusses und der Sorge, „dieser Mensch dazwischenkommen muß!"

„Aber bei der Gelegenheit," wagte die Tochter zu bemerken, „ist ihm doch kein Vorwurf zu machen!"

„Um so schlimmer!" murmelte die Alte.

Kathrine schwieg. Dann sagte sie: „Mutter, wenn du dabei gewesen wärst, dann hättest du dich selber gefreut, wie er gekommen ist! Es ist schrecklich, wenn man sich etwas gefallen lassen muß! Und unsere Leute haben sich nimmer helfen können, sie wären verloren gewesen! Da tritt der Hans herein — und auf einmal ist's wie umgedreht!"

„Ja, ja," sagte die Alte, „das kann er, weil er sich aus nichts was macht. Aber," setzte sie bedeutsam hinzu, „der thut nichts umsonst!"

Die Züge der Tochter drückten Mißbilligung aus. „Du thust ihm Unrecht," versetzte sie. „Er hat gar nichts daraus gemacht, wie's vorbei gewesen ist. Er hat gar keinen Stolz gehabt und sich gegen keines von uns was drauf zugute gethan. Ich muß schon sagen, sein Benehmen nachher hat mir grad noch am besten gefallen!"

„Sieh, sieh!" rief die Schreinerin. „Nun, einen Vortheil hat er jetzt doch schon davon gehabt."

Kathrine sah sie fragend an.

„Daß du seine Partei nimmst," fuhr die Mutter fort. „Daß du jetzt nichts mehr gegen ihn hast!"

Die Tochter erröthete. Dann sagte sie: „Ich vergess' durchaus nicht, was man ihm mit Recht vorwerfen kann!"

„Aber du machst dir nichts mehr daraus!" rief die Mutter. Und nach einem scharfen Blick auf sie fuhr sie fort: „Mädchen, Mädchen, nimm dich in Acht! Ich rathe dir, halte dich von diesem Menschen zurück! Wenn du nicht auf deiner Hut bist, dann sag' ich dir, es geht dir wie den andern!"

Ein Unwille malte sich auf Kathrine's Gesicht. „Geh'!" rief sie, „wie kannst du so etwas von deiner Tochter glauben!"

„Ich warne dich!" versetzte die Alte. „Und das ist meine Schuldigkeit. Dieser Mensch sieht sich überall nach den Saubersten um; und daß du ihm gefällst, das hab' ich schon aus seinen Reden abnehmen können, wie er dir das erstemal begegnet ist. Und grad weil du schon versehen bist, wird er nach dir trachten wollen. Denn das ist seine Art, und das erstemal wär's nicht, daß es ihm durchginge!"

„Du machst ihn gar zu schlecht!“ rief Kathrine.

„Ich mach' ihn nicht schlechter als er ist! Gegen die Weibsbilder ist er jeder Schandthat fähig!“

Kathrine wurde ungeduldig. „Nun,“ rief sie, „wenn Andere so dumm sind, sich von ihm anlügen zu lassen, dann mögen sie's thun und ihr Unglück haben! Ich bin's nicht!“

„Ich hoff's!“ entgegnete die Alte mit Nachdruck. „Ich hoff', du bist zu gescheit dazu! Aber nimm deinen Verstand zusammen, Mädle, und behaupte deinen Charakter! Die Geschichte von gestern hätt' nicht passiren sollen — um Alles in der Welt nicht! Was hat denn der Heinrich für ein Gesicht dazu gemacht?“

„Es ist ihm auch lieb gewesen,“ erwiderte Kathrine, „daß der Hans gekommen ist. Später ist's mir allerdings vorgekommen, als ob er sinnirte“ (in Gedanken stünde).

„Da hast du's!“ rief die Alte. „Ich gäb' viel drum, wenn du nicht nach Nördlingen gegangen wärst. Aber jetzt ist's geschehen — und jetzt laß' uns alle Sorge drauf wenden, daß es keine bösen Folgen hat!“

Kathrine war froh, als die Mutter nach diesen Worten aufstand und an eine Arbeit ging. Sie wünschte sich insbesondre Glück, daß sie ihr von dem zweiten Zusammentreffen mit Hans nichts gesagt hatte. Denn wenn sie erfahren hätte, was er sich da gegen sie herausgenommen, dann würde sie sich jetzt noch viel schwerer beruhigt haben. Und dennoch — sie hatte keinen Grund zur Sorge. In keiner Weise.

Das Mädchen erschien sich fest, und in diesem Bewußtsein

lebte sie weiter. Sie gab dem Hans seine Anerkennung, sie war ihm dankbar und sie mußte ihm zugestehen, daß er sich letzthin gegen sie durchaus schicklich benommen habe. Zu trauen war ihm aber freilich nicht, und seinen Versicherungen würde sie nicht Glauben schenken, und ein Verhältniß mit ihm würde sie nicht anfangen, auch wenn sie nicht schon mit Heinrich bekannt und einig wäre!

Auf diesen Beschluß ihrer Seele und seine wiederholte Bestätigung gründete sie ihre Sicherheit. Und arglos überließ sie sich nun ihren Gedanken, Empfindungen und Phantasien. Die Auftritte in Nördlingen traten wiederholt vor ihre Seele, und sie konnte sich nicht enthalten, mit Gefühlen der Freude und des Stolzes auf den Dorfburschen zu blicken, der mit Einem Schlag der Sache eine andere Wendung gegeben und der Schande und Qual, die sie empfunden, ein Ende gemacht hatte. Die Kränkungen, die sie erduldet hatte, so gerächt, die frechen Menschen so jämmerlich gedemüthigt zu sehen — es war eine süße Empfindung. Ihr Gedächtniß wiederholte genau, was er gethan und gesagt hatte, und wenn sie Alles zusammennahm — sie mochte nun urtheilen wie sie wollte — einen zweiten wie den Hans, in dieser Beziehung, gab's nicht im Ries! Sie hatte seine Fehler getadelt, sie hatte ihm die härtesten Dinge in's Gesicht gesagt: nun mußte sie auch seine guten Eigenschaften anerkennen, sonst that sie ihm Unrecht. Wenn sie, was er in der Stadt gethan hatte, ihm nicht zugute rechnete, dann handelte sie gewissenlos! Und das wäre sehr schwach von ihr gewesen und ganz gegen ihre Weise! Sie konnte auch wol

Alles gelten lassen an ihm, was gut war; sie wagte nichts dabei — denn sie wußte, was sie wollte.

Heinrich, der treue, zuverlässige Mensch, wurde ihr Mann. Er war kein Held, wie jener; aber im Vergleich mit seinen Kameraden hatte er sich doch noch am besten gehalten. Nicht Jedem ist es gegeben, Alles herauszufordern und Alles zu wagen. Dafür hatte Heinrich andere Tugenden — und solche, die einem Ehemann besser anstehen.

Die Arbeiten auf der Wiese, die jetzt begannen, gaben ihr Zeit und Einsamkeit, und so beschäftigte sie sich mit den zwei Personen, die sich ihr ins Herz geprägt hatten, wieder und wieder. Den Gefährlichen bewunderte sie, wie sie mußte — den Geliebten schätzte sie, wie er's verdiente. Sie machte sich dabei freilich nicht klar, daß sie zu jenem emporsah, und zuweilen mit pochendem Herzen — diesen hingegen von oben betrachtete, während ihre Seele ruhig blieb!

Der Tag in Nördlingen wurde vor allen dem guten, treuen Burschen verhängnißvoll; und das hatte noch einen andern Grund!

Wir erwähnten schon, daß Heinrich ein wohlgestellter, aber kleiner Bauer war. Sein Hof zählte an Morgen Landes nicht viel mehr, als eine gute Sölde, und das erleichterte ihm bei den Seinen die Verbindung mit der Tochter eines gutstehenden Handwerkers. Allein damit gehörte er immer noch zu dem höheren Stande der Bauern, und es gab unter diesen solche, die seinen Verkehr mit Söldnerskindern für eine Herabsetzung

ansahen. In unserem Dorf hielten die jungen Bauern möglichst zusammen, und daß dieses am Sonntag in jenem Nördlinger Wirthshause so schlecht vertreten war, hatte seinen Grund hauptsächlich darin, daß die vereinten Bauernsöhne ein anderes, vornehmeres mit ihrer Gegenwart zu beehren für gut gefunden hatten. Diese Partei nun richtete die Ereignisse in der Stadt nicht nur am strengsten, sondern ihre Kritik nahm insbesondere noch die Wendung, daß eben Heinrich der Gegenstand ihres Tadels und die Zielscheibe ihres Spottes wurde.

Man erklärte in diesem Kreise: es sei ihm ganz recht geschehen — warum halte er sich nicht zu Seinesgleichen! Mit ihnen wenn er zusammen gewesen wäre, da hätten die Kerle vom andern Dorfe mucken sollen! Und wenn von ihnen auch nur drei oder vier bei ihm gewesen wären — jene hätten sich nicht gerührt. Sie wären froh gewesen, daß man ihnen nichts that! Aber da habe er's nun mit seinen Kameraden! Der unverschämte Maurer, der Wildschütz, der verdächtige schlechte Gesell habe ihm heraushelfen müssen. Das sei eine Schande, die er zeitlebens nicht verwinden werde. Dieser Mensch nehme sich überhaupt so viel heraus, daß man einmal ernstlich mit ihm reden müsse; und das werde schon noch geschehen. Bis jetzt habe man's nur noch nicht der Mühe werth gehalten. Heinrich könne aber nichts gegen ihn machen; denn er müsse ihn für seinen Wohlthäter halten. Nun, er möge sich in Acht nehmen. Dieser Mensch habe aparte Liebhabereien; er sei besonders auf schöne Mädchen aus, die schon Andern gehören, und wenn ihm „der Laun" zu der Schreinerstochter komme, so werde er sich

gegen einen Menschen, dem er aus der Schande geholfen habe, keinen Zwang anthun.

Die Gutmüthigkeit hat es von jeher an sich gehabt, die Bosheit anzuziehen, weil sie ihre natürliche Gegnerin ist und ihr leichtes Spiel macht. Unsere Bauernsöhne höhnten und prahlten darum jetzt nicht nur hinter dem Rücken Heinrich's, sie erklärten ihm ihre Meinung auch ins Gesicht. Sie stichelten — und ihre Spitzen waren alles eher als fein. Einer und der andere, in der Meinung, zu scherzen, sagte ihm Grobheiten der plumpsten Art und lachte dazu, als ob es die köstlichsten Späße wären.

Heinrich, seiner Natur nach, vertheidigte sich mit Gerechtigkeit und Billigkeit. Er behauptete, er sei weit genug gegangen, und sie, die jetzt hinterdrein prangten, hätten an seiner Stelle auch nicht mehr gethan. Es sei wahr, er hätte mit Wuth, ohne alle Besinnung dreinschlagen können; aber dann hätte es Mord und Tod gegeben, und sie hätten doch nichts gewonnen. Einmal sei er gleichwol im Begriff gewesen, es zu thun, da hätten ihm seine Kameraden abgehalten. Was den Hans betreffe, so sei er ein absonderlicher Mensch; und sie, die ihn jetzt hinter seinem Rücken heruntersetzten, würden sich wohl hüten, ihm so was ins Gesicht zu sagen. Er frage allerdings nach Niemand was und nehme sich Alles heraus; aber gerade das habe bei dieser Gelegenheit geholfen, und ihn jetzt, nachdem er die Ehre des Dorfes gerettet habe, schlecht zu machen und zu schimpfen, das komme ihm sehr unschicklich und recht elend

vor. Die Sache sei jetzt aus, sie sei für das Dorf gut ausgegangen, und jetzt sollte man endlich davon schweigen.

Was er mit solchen verständigen und wohlmeinenden Reden gegen den rohen Uebermuth ausrichtete, kann man sich denken. Der Hohn der Bursche erhielt nur eine weitere Schärfung. Gegen den Grund des Rechts steht der Anmaßung immer der Grund des Unrechts zur Verfügung, der beiweitem wirksamer ist und gegen den keine Vernunft, sondern nur Schläge helfen.

Unser Wackerer, der zu seinem Unglück den Trieb erhalten hatte, Jedem das Seine zu geben, stand also nochmals vor der Wahl zwischen Hinnehmen, Nachgeben und Streit. Da sein ganzes Wesen zum Frieden neigte, so zauderte er und zog sich aus der Sache so gut als es eben ging, empfand aber die Quälereien mit tiefem Unmuth und verwünschte die Bosheit der Menschen, die so ganz anders waren als er, und deren Freude an grobem Unrecht er kaum begreifen konnte.

Lange schwieg er gegen Kathrine. Endlich, als einmal das Gespräch wieder auf diesen Gegenstand kam, theilte er ihr mit, wie die Burschen ihn so einfältig vexirten — wie sie des Teufels wären und gar nicht aufhören wollten. Im Gefühl seines Rechtes führte er Klage über die Gemeinheit und grobe Unbilligkeit der Menschen, annehmend, daß die Geliebte ihm beipflichten werde. Aber da sah er sich getäuscht.

Das schöne Mädchen zog ihre Stirn in Falten. „Daß die Menschen unverschämt sind gegen dich,“ erwiderte sie, „das find' ich ganz natürlich. Du bist selber d'ran schuld und es geschieht dir recht!“

„Wie!" rief der Bursche betroffen und gekränkt.

Jene fuhr fort: „Du bist zu gut, viel zu gut, und das ist keine Tugend, sondern ein Fehler, und das ein großer! Wer sich Alles gefallen läßt, dem thut man auch Alles an — warum denn nicht? Schlag einmal einen hinter die Ohren, dann wirst du bald Ruhe haben!"

Heinrich, nicht ohne Humor, erwiderte: „Das ist sehr die Frage! — Dann hören die Händel vielmehr gar nicht auf!"

„So laß sie nicht aufhören!" entgegnete das Mädchen scharf. Und mit einem sehr ernstlichen Eifer fuhr sie fort: „Es ist besser, Händel zu haben, als daß man gehudelt wird! In Respect muß sich ein rechtes Mannsbild setzen, und dafür darf ihm nichts zu viel sein. Freilich muß man dann auch Alles riskiren und am Ende das Leben selber. Aber so ist's einmal, und wer meint, er kommt so durch, der wird bald sehen, daß er weder Ehr' hat noch Frieden in der Welt, weil der miserabelste Kerl auf ihm herumtrampelt! Wer Recht hat, der muß sich wehren! Thut er's nicht, dann wird er in die Tasche gesteckt. Und da," setzte sie mit einem Achselzucken hinzu, „mag er sich dann beklagen! Es wird ihm was Rechts helfen!"

Heinrich fühlte die Wahrheit in diesen Reden, mußte aber finden, daß sie von Kathrine zu ihm sehr unsanft ausgesprochen war. Liebevoll war die Geliebte diesmal wahrlich nicht. Aber so ganz Unrecht hatte sie auch nicht; es war Zeit und in jeder Beziehung nothwendig, daß er in seiner Manier eine Aenderung machte.

Eine zeitlang schwieg er. Dann sagte er: „Du hast nicht

Unrecht, Kathrine. Aber daß die Menschen so sind, das ist eine Schande!"

„Sie sind nun aber einmal so!"

„Drum hast du auch Recht — und ich werd' es das nächstemal anders machen!"

„Soll mich freuen," versetzte sie mit dem Tone des Mißtrauens, „wenn ich höre, daß es geschehen ist."

Nach einer Weile kam die Mutter dazu; man sprach über andere Dinge, und Heinrich verabschiedete sich endlich von Kathrine mit einem Handschlag. Diese konnte es nicht über sich gewinnen, dem Geliebten die Hand zu drücken, wie sie es sonst zu thun pflegte. Strafe muß sein, und sie war ärgerlich über ihn, recht von Herzen.

In dem Mädchen lag etwas Stolzes, um nicht zu sagen Heroisches, das in Folge der jüngsten Erlebnisse mehr und mehr hervortrat.

„Die Liebe," sagte sie sich, „und die Freundlichkeit sind recht schön — aber das ist noch lange nicht Alles. Vor meinem Mann will ich Respect haben, und ich will, daß auch andere vor ihm Respect haben. Ein Mannsbild sein und sich nicht helfen können, das ist doch gar zu verdrießlich. Es muß halt überall etwas fehlen."

Mit einem Seufzer schloß sie dieses innere Selbstgespräch. Dann schaute sie im Haustennen, wo sie sich nach der Verabschiedung des Liebhabers allein befand, umher. Es war dunkel geworden. Der Himmel war trüb und kündigte Regen an; aber die Luft mußte erquickend sein. Sie verließ das Haus;

um den Unmuth zu vergehen und ungestört ihren Gedanken nachzuhängen, wandelte sie durch den Heckengang auf die Wiese. Eine Stimme, die den Gruß der Zeit sprach, traf ihr Ohr; erschreckt fuhr sie auf — es war der Hans.

Kathrine, nachdem sie den an der Hecke Stehenden angestarrt hatte, rief: „Du bist wieder hier?"

Der Bursche trat näher. Mit einem Tone, der etwas Sanftes hatte, erwiderte er: „Darüber brauchst du dich nicht zu wundern, Kathrine! Ich streich' schon einige Tage um dein Haus herum in der Hoffnung, dich zu treffen!"

„Aber was willst du von mir?" rief das Mädchen erregt.

„Dich sehen," versetzte der Bursche.

Kathrine fuhr auf. Dann mit einem Tone trauernden Vorwurfs entgegnete sie: „Was soll das helfen?"

„Danach frag' ich nicht," versetzte Hans. „Ich hab' ein Verlangen, ich kann nicht anders — und ich folg' ihm!"

„Du willst also nicht nachgeben?" rief Kathrine.

„Es geht nicht!"

„Dann brichst du dein Wort! Du hast mir versprochen —"

„Versprochen!" wiederholte der Bursche mit Heftigkeit. „Eine Dummheit hab' ich versprochen! Wie kann man versprechen, was man nicht halten kann? Ich kann nicht von dir lassen, Kathrine. Ich hab's versucht, aber es ist nicht möglich! Ich bin besessen. Du hast mich behext!"

Das Mädchen schaute ihn geängstigt an. „So schrei doch nicht so!" rief sie. Und murmelnd setzte sie hinzu: „Schrecklich, schrecklich!"

Hans nahm sie bei der Hand. „Kathrine," sagte er, „noch geht's. Noch ist's Zeit. Entschließ' dich! Mach' ein End' und sei die Meine!"

Kathrine entzog ihm die Hand; ihre Brust war in heftiger Bewegung.

Der Bursche betrachtete sie mit einer ernsten Ueberlegenheit. „Es hilft dich nichts," fuhr er mit dem Tone der innersten Ueberzeugung fort. „Du ziehst deine Hand weg; aber ich weiß doch, daß du mich lieber hast als deinen Heinrich! Du kannst den Menschen nicht heiraten, Kathrine — du kannst ihn nicht estimiren!"

Das Mädchen, bebend, schwieg und suchte sich zu fassen. Dann erwiderte sie: „In dieser Hinsicht habe ich dir meine Meinung schon gesagt. Du bildest dir zu viel ein, Hans!"

„Ich glaub's nicht!" versetzte dieser. „Und was ist's denn, wenn du gegen mich gesinnt bist, wie ich gegen dich? Wir gehören zusammen, Kathrine! Ich hab' dir's schon einmal gesagt, und ich bleib' dabei, denn es ist wahr!" Er ergriff ihre Hand, und das Mädchen, von den seltsamsten Gefühlen bestürmt, ließ sie ihm. „Kathrine," fuhr er mit einer Leidenschaft fort, die in ihrer glühenden Tiefe etwas Ueberwältigendes hatte, „wenn Zwei sich lieb haben, dann müssen sie nach der ganzen Welt nichts fragen! Was hat man denn vom Leben? Müh' und Arbeit — ich kauf' die ganze Geschichte nicht um einen Heller! Aber wenn Zwei sich lieb haben und sich glücklich machen, das ist etwas! Das ist allein etwas, alles andere ist gar nichts! Geh! Immer lauft man dem

Glück nach und kriegt's nicht; da liegt's vor einem, und man traut sich nicht zu ihm hin; aus elender Feigheit nimmt man sich selber das Einzige weg, um dessentwillen es der Mühe werth ist, auf der Welt zu sein."

Kathrine stand hörbar athmend. „Das sind böse Reden," entgegnete sie, ihm die Hand entziehend. „Das ist Sünde!"

Der Bursche verzog die Lippe mit stolzer Geringschätzung. „Curios!" erwiderte er, „Alles, was einem wirklich Freude macht, das nennen die Leute Sünde. Daß man nur ja keine Lust habe zu etwas! Daß man nur ja keine Freude habe! Zuwider muß einem etwas sein — ganz unausstehlich — dann ist's das Rechte. Die Leute sind so dumm, daß sie mich dauern!

„Du bist ein gottloser Mensch!" rief Kathrine, in ihrem Innersten sich wehrend.

„Es wär' kein Wunder," entgegnete Hans. „Nun, und wenn ich's bin, wer hat mich dazu gemacht? Wer ist schuld daran? Du, Kathrine! Du bist die Hexe, die mich verzaubert hat. Du hast mich um den Verstand gebracht — ich glaub' nicht anders, als du kannst etwas!"

„Schäm' dich, so zu reden," rief das Mädchen. Und vorwurfsvoll setzte sie hinzu: „Von dir sagt man, daß du etwas kannst; von dir sagt man's im Ernst!"

Hans, nicht ohne Laune, zuckte die Achsel und erwiderte: „Ich merk' wenig davon! Wie es damit steht, das weißt du am besten! — Aber lassen wir diese Thorheiten!" Er faßte

mit der Linken ihre Hand, schlang den rechten Arm um ihren Leib und fuhr mit innigem Ernst — mit brennender Zärtlichkeit fort: „Kathrine, sprich ein Wort! Wenn ich dir sagen könnte, wie mir's zu Muth ist — es thäte dir schmeicheln. So lang' ich leb', ist mir's nicht so gewesen! Wie ein Feuerrad geht's mir um in der Brust, ich bin ganz außer mir! Du mußt mein sein, Liebe, denn ich kann nicht leben ohne dich! Kathrine, sei gut! Sag' mir's, ich bitte dich! Kathrine, liebe Kathrine!"

Er zog sie an sich, und sie fand keine Kraft zum Widerstand. Alles Grausen der Lust ging durch ihre Seele, bewußtlos preßte sie ihm die Hand. Plötzlich, mit einer Art Wuth, die sich wie ein Blitz in ihr erzeugte, riß sie sich los. „Hans," rief sie, „laß mich — es hilft dich nichts! Ich sag' dir, es hilft dich nichts! Nein, und hundertmal nein! Ich will nicht und ich mag nicht!"

Betroffen sah der Bursch auf sie. „Kathrine!" rief er mit einem Ton des Staunens und des Vorwurfs.

„Du willst mich unglücklich machen!" antwortete das Mädchen. „Du willst nichts, als mich unglücklich machen. Das ist deine Lieb'. Geh, geh, geh!"

„Du bist von Sinnen!"

„Ich weiß, was ich thu'! Gott sei gepriesen, daß ich daran noch gedacht hab'! Nein, du willst nichts Anderes! Aber dafür, das kann ich dir sagen, dafür bin ich nicht auf der Welt! — Gut' Nacht, gut' Nacht!"

Sie lief auf den Durchgang zu und verschwand.

Der Bursche stand eine Weile stumm. „Sie ist stolz,“ sagte er dann zu sich. „Stolzer als ich gedacht hab'! — Gibt's wirklich noch solche Mädchen im Ries? — Aber mein muß sie werden, das schwör' ich hier mir selber! Gibt sie nicht nach, so geb' ich noch weniger nach — und ich bin ein Mannsbild! Weiter bin ich nichts und weiter kann ich nichts! Aber was ein Mannsbild kann, das kann ich; und das wird geschehen, dafür steh' ich, der schwarze Hans!“

VIII.

Kathrine war in ihr Haus zurückgekehrt, mit dem Gefühl, daß sie einen Zauber gebrochen. Sie hatte den Zwang desselben erfahren und war ihm schon erlegen; da kam ihr der Gedanke, der sie wieder frei machte. — Lügen waren es, was er sagte! Nicht ihr Glück wollte er, sondern ihr Verderben. — Nicht lieben durfte sie ihn — hassen mußte sie ihn!

Dem furchtbaren Unglück, sich betrogen, in Schande gestürzt und am Ende noch verhöhnt zu sehen, war sie entgangen — Gott sei Lob und Dank! — Froh dehnte sich ihre Brust. Sie kostete das ganze Wohlgefühl der Rettung.

Ihre Gedanken richteten sich auf Heinrich. Mag er zu gut sein und lange nicht der größte Held im Dorfe — das schadet nichts. Er ist redlich und treu — er meint's, wie er sagt — er will mein Glück und meine Ehre! Da kann man etwas in den Kauf nehmen!

In ihrer veränderten Gesinnung nahm sich Kathrine vor, den Geliebten, wenn er wieder käme, so freundlich zu empfangen als möglich, und ihm, nachdem sie ihn gedemüthigt hatte, auch wieder Muth zu machen. Sie hatte ihn hart behandelt und ihm sehr unsanfte Reden gegeben; er sollte nun um so liebere hören.

Diesen löblichen Vorsatz konnte sie indeß nicht ausführen: Heinrich zeigte sich nicht bei ihr. Drei Tage gingen vorüber, und als er am vierten auch nicht erschien, wurde sie unruhig, sehr unruhig und lächelte verlegen. Sollte er ihr's übelgenommen haben? Sollte er trutzen und verlangen, daß sie zu ihm käme? Oder hatte er gar etwas vom Hans gehört und war eifersüchtig und wollte sie verlassen?

Sie schüttelte den Kopf. Das war nicht möglich! Mochte er haben, was er wollte — er kam wieder.

Und darin täuschte sie sich nicht. Am fünften Abend erschien der Bursche und grüßte sie lächelnd. Sie faßte die gebotene Hand freudig und drückte sie zärtlich. „Sieht man dich endlich auch wieder einmal?“ rief sie.

Heinrich versetzte mit Laune: „Du thust ja gerade, als ob ich dir abgegangen wär'?“

„So?“ rief sie. „Das ist wol nicht möglich? — Ich hab' mir Gedanken gemacht, das kann ich dir sagen!“

„Zum Beispiel?“

„Daß dich meine Reden von letzthin verdrossen haben!“

„Du hast also,“ versetzte der Bursche, „selber gemerkt, daß sie nicht sehr liebreich gewesen sind?“

„Ich bin ärgerlich gewesen,“ sagte Kathrine entschuldigend. „Aber — sie waren gutgemeint.“

„Und richtig,“ fügte Heinrich hinzu. „Ich hab' mir auch fest vorgenommen, es so zu machen, wie du gesagt hast. Aber — es ist mir sonderbar gegangen.“

„Nun?“

„Eben die letzten Tage her bin ich mit mehreren dieser Menschen zusammengekommen; ich hab' drauf gepaßt, daß sie wieder anfangen würden, aber keiner hat etwas gesagt.“

Das Gesicht des Mädchens klärte sich auf; sie lachte. Dann sagte sie: „Es ist im Grund natürlich! Man kriegt Alles genug in der Welt, auch das Foppen und Plagen.“

„Nun,“ versetzte Heinrich, „wenn's nicht wiederkommt, ist's gut. Wenn's aber wiederkommt, dann weiß ich, was ich thu'.“

Er machte ein entschlossenes Gesicht.

„Es wird so schlimm nicht werden,“ bemerkte Kathrine lächelnd. „Es kommt immer wieder was Anderes, und über dem Neuen vergißt man das Alte. Jetzt gibt's eine Hochzeit!“ sagte sie nach einer Weile. „Gehst du drauf?“

„Ich muß,“ versetzte Heinrich. „Der alte Michelsbauer ist meinem Vater drauf gewesen: also —“

Das Mädchen nickte. Dann sagte sie mit einer gewissen Schelmerei: „Da wirst du dich recht lustig machen. Es wird eine große Hochzeit werden, und Weiber und Mädchen werden da sein vom ganzen Ries!“

„Die werden mich wenig incommodiren,“ entgegnete der Bursche munter. „Mit einigen Basen muß ich tanzen; aber ich werde nur das Nöthigste thun — und mich auf den „Ansing“*) sparen.“

---

*) Das Hochzeitsfest wurde früher im Ries durch Absingung eines geistlichen Liedes im Wirthshause beschlossen. Dann begann für die Dorfjugend eine zweite Lustbarkeit, welche heute noch der „Ansing“ heißt.

Kathrine schaute lächelnd vor sich hin. „Das sieht aus, als ob du haben wolltest, ich sollt' auch drauf kommen?“

Heinrich ergriff ihre Hand. „Noch einmal,“ sagte er, „wollen wir mit einander tanzen als ledige Leut' und vergnügt sein vom Grund des Herzens.“ Launig setzte er hinzu: „Dasmal sind wir unter uns — lauter Kameraden und Freunde — und können thun, was uns gefällt!“

Beim Abschied erhielt Heinrich den zuletzt vorenthaltenen Händedruck mit verdoppelter Kraft ausbezahlt — strahlend, in glücklichster Sicherheit ging er von dannen. Kathrine, als er das Haus verlassen hatte, sagte zu sich: „Ich bin selber froh, daß die Bursche an ihrem Uhzen genug haben, und daß es ohne Händel abgegangen ist. Nun wird hoffentlich bald Alles eben sein!“

Eine Woche ging hin. Der Friede des Mädchens wurde durch nichts gestört. Hans begegnete ihr nicht wieder. In den ersten Tagen hatte sie gefürchtet, daß er doch noch einen Versuch machen werde, mit ihr zusammenzutreffen, aber es kam nicht dazu. „Er gibt's auf,“ sagte sie endlich zu sich, „und das ist auch das Gescheiteste, was er thun kann. Vielleicht wird er einmal wirklich vernünftig — und es sollte mich freuen, wenn ich ihm dazu geholfen hätt'. So wie er's bisher getrieben hat, kann er's nicht forttreiben — das muß nothwendig ein schlechtes Ende nehmen — und es wär' doch schad' um ihn. Das muß ihm sein Feind nachsagen, wenn er brav wäre und ehrlich und man ihm trauen könnte — er hätte im Ries seinesgleichen nicht!“

Der Tag der angekündigten Hochzeit erschien. Es war in der That eine große Hochzeit. Der Michelsbauer, der seinen einzigen Sohn verheirathete, war ein reicher Mann, er hatte sich eine Schwiegertochter ausgesucht, deren Vater ihm die Wage hielt, und beider Verwandtschaft war ausgebreitet über den ganzen Gau.

Einer solchen Verbindung sieht man auf dem Lande allgemein mit frohem Antheil entgegen. Es gibt da einen herrlichen Einzug mit Wagen voll Kisten und Kasten und schwellenden Federbetten, die man bewundern kann, und eine lustige Vorfeier im Hause des Bräutigams; dann eine glänzende Hochzeit, an deren Vergnügungen alle Einheimischen theilnehmen können, auch wenn sie nicht förmliche Gäste sind; endlich ist die Gründung einer besonders angesehenen Familie für das Dorf eine Ehre, worauf sich jeder, auch der geringste Mitbewohner, noch etwas zu gute thun kann.

Die Festlichkeit an zwei schönen Tagen nach der Dinkel-Ernte verlief aufs beste. Das ganze Dorf war auf den Beinen. Es war eitel Vergnügen und Jubel auf allen Gassen, zumal in der Nähe des Wirthshauses, aus dessen offenen Fenstern die Tänze erklangen, welche sechs Musikanten aufspielten.

Kathrine war nicht auf die Hochzeit gegangen, weil ihre Familie zu dem Michelsbauer nicht in der freundschaftlichen Beziehung stand, die es zur Pflicht gemacht hätte. Aber im Laufe des Nachmittags begab sie sich in's Wirthshaus, um zu „schenken“ — der Braut nämlich ein Geldstück zu überreichen als verhältnißmäßigen Beitrag zur Wirthschaft der Neu-

vermälten. Die Hochzeiterin, eine stattliche Person, nahm die Viertelskrone am Bräuteltisch mit Würde entgegen, dankte freundlich und bot ihr zu trinken. Nach einer feinen Leistung im Nippen verabschiedete sich das Mädchen und wollte sich nur noch ein wenig im Hause umsehen, als Heinrich auf sie zutrat und sie auf den Tanzboden führte. „Zum Versuchen", sagte er.

Sie tanzten etliche Reihen; dann behauptete Kathrine, daß sie nach Haus müsse. Heinrich lächelte. „Aber heut' Abend bist du bereit?" — „Zum letztenmal!" erwiderte sie mit vergnügter Bedeutung.

Abends um acht Uhr war sie geputzt. Heinrich, in minder feierlichem, aber ebenso glänzendem Anzug wie am Tage, in frohester Stimmung und frischester Laune, kam sie abzuholen, und geleitete sie ins Wirthshaus. Hier nahmen sie in der obern Stube an einer Tafel Platz, aßen und tranken, dann folgten sie den Klängen der Musik.

Es war sehr voll auf dem Tanzboden und dieser für die Paare fast zu klein. Das hinderte aber die Fröhlichkeit in keiner Weise; im Gegentheil, je mehr man sich drängte und stieß, desto lustiger wurde man. Die Bursche strampften und „juxten", daß es eine Art hatte, und jeder Reihen wurde durch ein „Schelmenlied" eingeleitet, das seinem Namen Ehre machte.

Unter denen, welche sich auszeichneten, stand Heinrich oben an. Er hatte als Hochzeitsgast den Tag über Verschiedenes getrunken und, ohne sich gerade zu übernehmen, seine Lebensgeister doch mehr als gewöhnlich erregt; außerdem fühlte seine Seele das größte Vergnügen. Er hatte sich vorgenommen

und seinem Mädchen versprochen, bei dieser Gelegenheit das ledige Leben glanzvoll zu beschließen — und das wollte er halten.

Er sang vor und jauchzte; er bestellte künstliche Tänze und vollzog sie musterhaft; und dazwischen ließ er Scherzreden ausgehen, die zum Theil sehr glücklich waren und lautes Gelächter hervorriefen.

Unser Bursche war eine eigene Natur. Von größerem Zartgefühl, als man es auf dem Lande zu treffen pflegt, und meistens bescheidener, als es gerathen ist, konnte er doch, wenn die Freude sein Herz durchströmte, ein Selbstbewußtsein, einen Triumph und einen Stolz auf seine Züge kommen lassen, welche den andern viel weniger in der Ordnung schienen, als ihm selber. Sein Aussehen und Benehmen erweckte dann bei den Guten ein Lächeln, bei den Uebelwollenden Neid und Spott und Lust zum Widerspruch.

Heute, da er im Grunde Niemanden verletzte und seine Lustigkeit manchen ergötzte, ließ man ihm lange seine Weise. Endlich verloren aber ein paar vornehme Bauernsöhne bei dem stets wiederholten Singen doch die Geduld, und widerstrebende Geister zogen in ihre Seelen.

Der kleinere und verhältnißmäßig gutmüthigere von beiden rief nach einer neuen Leistung: „Sapperment, Heiner, du bist ja heut' ein Bursch zum Verwundern! Du stichst Alle 'runter — — das ist man gar nicht von dir gewohnt!“

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen waren, machte die spöttische Absicht noch deutlicher; aber der frühere Heinrich

würde doch höchstens mit einem Achselzucken geantwortet haben. Der jetzige runzelte die Stirn, betrachtete den Sprecher mit Strenge und erwiderte herausfordernd: „Geht dich das was an?“

Der andere war im ersten Augenblick verblüfft: die höchst unerwartete Entschlossenheit des Gesellen nahm ihm die Fassung. Verwundert und etwas verlegen suchte er zu lächeln und sagte: „Man wird doch noch reden dürfen!“

„Aber keine Dummheit!“ versetzte Heinrich mit Nachdruck.

Jener machte die Augen weit auf und schüttelte den Kopf. Er schien auf eine Replik zu sinnen. Aber sein Mädchen zog ihn an der Hand, und er ging mit ihr im Reihen weiter.

Kathrine führte ihren Tänzer in eine Ecke. „Aber was hast du denn, Heinrich?“ rief sie hier. „Du bist ja grob!“

Der Bursche verzog den Mund geringschätzig. „Ich bin noch gut gewesen,“ erwiderte er, „daß ich ihm nicht gleich eine in's Gesicht gegeben hab'.“

„Was fällt dir ein?“ rief das Mädchen. „Du bist nicht bei Trost!“

„Wie kann der Kerl,“ fuhr jener erregt fort, „mich zur Rede setzen wollen? Ich thu' hier, was ich mag, und Niemand hat was dreinzureden; am allerwenigsten mit solch' einem dummen Geschmohz (Geschmunzel).“

„Aber der Andres hat ja nur ein bischen Spaß machen wollen,“ rief Kathrine.

„Er hat mich foppen wollen!“ entgegnete Heinrich entrüstet. „Er hat mir einen Spott anthun wollen. Und das ist

eine Unverschämtheit, die ich von Niemand leide, um keinen Preis der Welt!"

„Heinrich," versetzte Kathrine kopfschüttelnd, „ich begreif' dich nicht. Was der Andres gesagt hat, ist so gut wie gar nichts. Du hast Unrecht gehabt, gleich so wild zu thun, das versicher' ich dir!"

„So," entgegnete der Bursch. „Hast du mir nicht neulich selber gesagt, daß ich mir nichts gefallen lassen soll?"

„Das schon. Man darf aber nicht gar zu empfindlich sein. Man muß auch Spaß verstehen!"

Heinrich fuhr auf. „Jetzt bitt' ich dich, Kathrine, mach mich du nicht ärgerlich. Du wirfst mir vor, daß ich nicht Schneid' genug hab', daß ich zu gut bin, viel zu gut — und jetzt, wo ich einem Menschen, der mich uhzen will, sage, was er hören muß, jetzt ist's wieder nicht recht? — Das ist ja verflucht!"

„Ei," rief das Mädchen, „du sollst dich schon wehren! Dagegen hab' ich gar nichts. Aber zuerst muß man dir doch etwas thun!"

„Was kann man mir denn Aergeres thun," versetzte der Bursche, „als daß man mich zum Narren haben will? Soll ich vielleicht warten, bis er mir wirklich auf der Nase tanzt?" Und mit der Sicherheit und Würde eines Kenners fuhr er fort: „Gleich zuerst muß man solchen Menschen entgegentreten. Dann halten sie das Maul, wie der da, und ziehen ab. Wenn ich etwas anhöre, dann wird so ein Kerl immer frecher, und zuletzt muß ich dann doch Händel anfangen, wo ich lang' nicht mehr den Vortheil hab' wie am Anfang."

Kathrine unterdrückte einen Seufzer. „Komm, laß uns tanzen," rief sie und führte ihn in den Reihen.

Als der Walzer aus war, stellte sich Heinrich wieder vor die Musikanten, stimmte ein Lied an und sang es mit erhöhtem Schwung.

Nun konnte der minder gutmüthige der beiden Bauernsöhne, der zugleich einen halben Kopf über Heinrich hinausragte, nicht länger mehr an sich halten. Er trat heran und sagte: „Du hörst ja heut' gar nicht auf mit dem Vorsingen, Heinrich! Willst du etwa nachholen, was du bei einer andern Gelegenheit versäumt hast? Da soll man nämlich keinen Laut von dir gehört haben!"

Die Anspielung wäre deutlich gewesen auch ohne den höhnenden Ton, in dem sie gemacht wurde. So ging sie dem Burschen wie ein Pfeil durch's Herz. Heftig auffahrend, rief er: „Wo hab' ich was versäumt?"

„Das wirst du ja wol noch wissen," versetzte der andere um so ruhiger. „Wie lang ist's denn her? Keine sechs Wochen!"

Unser Bursche zitterte vor Scham und Wuth. „Das ist ein elendes, einfältiges Geschwätz!" rief er.

Kathrine wollte ihn wegziehen. „Heinrich," flüsterte sie, „ich bitte dich, sei ruhig!" Er aber herrschte ihr ein „Still!" zu und blieb drohend vor dem Gegner stehen.

Unterdeß war auch der erste, kleinere, herbeigekommen und sagte mit einer Bosheit, die seine vorige Verblüffung rächen sollte: „Ich weiß schon, Heiner, warum du heut' so stolz bist.

Der Hans ist wieder da — der Maurer! Unten im Tennen hab' ich ihn gesehen. Natürlich, wenn man so einen guten Kameraden hat, der einen immer wieder heraushaut, dann kann man schon hoffärtig und grob sein."

Unser Bursche wurde dunkelroth, er ballte die Faust. „Ich brauch' Niemand, der mich heraushaut!" schrie er. „Wenn du noch einmal eine solche Red' thust, dann brech' ich dich zusammen — ich allein!"

„Großer Gott," rief Kathrine geängstigt. „Heinrich, sei doch klug, um's Himmelswillen!"

Der Lange sah verachtungsvoll auf ihn herunter. „Laß dich nicht auslachen, Mensch," versetzte er. „Willst du auf einmal thun, als ob du auch etwas wärst? Du bist besoffen!"

„Was?" schrie Heinrich mit bebendem Munde. „Was sagst du zu mir?"

„Ich sag', daß du ein Hase bist," versetzte der andere, „und jetzt nur unverschämt, weil du einen Rausch hast!"

In furchtbarer Wuth holte unser Bursche aus und schlug den Beleidiger in's Gesicht. Dieser erwiderte den Schlag sofort. In kurzer Zeit war die Rauferei eine allgemeine. Dem Langen half sein Freund Andres; Kasper und Mathes, die unter den Tänzern waren, eilten Heinrich zu Hilfe. Die beiden Parteien wehrten sich — und der ganze Tanzboden war ein Knäuel von Streitenden. Die drei Talglichter, die an drei Wänden vor blechernen Wandleuchtern brannten, beschienen eine wüste Scene voll Geschrei, voll Staub und Qualm und wüstem Durcheinander.

Heinrich schlug und stieß um sich wie ein Rasender. Die Wuth, die Rachsucht, die Verzweiflung steigerten seine Kräfte zum ungewohnten Maße. Der Lange hatte ihn einmal schon an den Armen gepackt, und da er weit stärker war, so dachte er ihn niederzuwerfen und zusammenzutreten. Aber unser Bursch riß sich wüthend los und drosch auf ihn mit einer Heftigkeit und Schnelligkeit, daß er nur abwehren und wiederschlagen konnte. Nie hatte man Heinrich so gesehen! Er fluchte und schrie, der Geifer stand ihm auf dem Mund, die Augen rollten, die blonden Haare waren zerzaust, das hitzrothe Gesicht blutete an mehreren Stellen.

Die Mädchen, die vergebens flehentlich zur Ruhe gemahnt hatten, standen an der Seite und in den Winkeln und jammerten, schalten sich auch wol unter einander selbst. Kathrine, in der Nähe der Stiege, weinte vor Verdruß. „O Unsinn, Unsinn!“ rief sie verzweifelnd.

Der Sieg, trotz der Thaten Heinrich's, neigte sich nach und nach auf die Seite der Bauernsöhne. Hätten sich die Stände rein gesondert und die Söldner und Handwerker ohne Ausnahme zusammengehalten, so mußte ihre größere Zahl ihnen die Oberhand sichern. Aber mehrere davon standen zu den reichen Besitzern in einem abhängigen Verhältniß; sie wagten nicht, ihre Söhne anzugreifen, einige stritten sogar auf ihrer Seite — und das änderte die Sache. Die Partei Heinrich's fing an, sich zurückzuziehen, er selbst ermattete.

Sein Hauptgegner nahm dies wahr; er ging auf ihn los und wollte dem Streit ein Ende machen, indem er den An-

führer niederriß. Schon hatte er ihn am Halstuch gepackt und zerrte ihn, als auf einmal der Helfer, den man spottend angekündigt hatte, wirklich auf den Schauplatz trat. Der schwarze Hans bahnte sich den Weg durch die Schaar der Handwerker gegen die Bauernsöhne.

Hans war seit einer halben Stunde im Wirthshaus. Des Tanzens nicht begierig, sondern heut' in seiner einsamen Laune, hatte er sich in der untern Stube an einen Tisch gesetzt und nahm sein Abendessen ein. Eben war er mit dem Braten fertig, als er hörte, droben auf dem Tanzboden gäbe es Händel. Zunächst konnte ihn das nicht besonders interessiren; er lächelte, als die dicke Wirthin in übermäßiger Sorge zu lamentiren begann. Der Lärm wurde aber größer und größer, und endlich trat ein Alter herein, der über den Stand der Dinge Nachricht gab. Da that der Bursch noch einen Schluck aus dem steinernen Krug, wischte sich den Mund, trat hinaus und stieg die Treppe hinan. Oben, an der linken Wand, sah er die verweinte, leidenschaftlich aufgeregte Kathrine. „Was gibt's?“ rief er ihr zu. „Der Heinrich,“ erwiderte sie, „hat Händel angefangen, und nun schlagen sie ihn todt!“

„Der Heinrich?“ entgegnete Hans mit einem Staunen, das in Spott auslief. „Sei ruhig,“ setzte er hinzu, „ich bring' ihn dir heraus! Mein Wort darauf!“ Nach einigen Stößen rechts und links war er zu ihm durchgedrungen und stand neben ihm.

Es war die höchste Zeit. Dem Armen rannen Blut und Schweiß gemengt vom Gesicht, seine Brust arbeitete heftig,

seine Arme und Beine zitterten — er hätte einem neuen Riß des Gegners nicht mehr widerstehen können. Da erschollen diesem die gebieterischen Worte ins Ohr: „Laß ihn los! Auf der Stell'!" Und als er nicht Folge leistete, fielen zwei Faustschläge auf ihn nieder, die ihn sofort nöthigten, seine Arme zur Vertheidigung zu gebrauchen. Dem Hans war aber der Gegner nicht gewachsen auch bei frischen Kräften; jetzt währte es nicht lange, so taumelte er, durch einen kräftigen Stoß getroffen, seinen Kameraden in die Arme.

Der Bursch hatte sein Wort gehalten: Heinrich war frei. Allein die Gegner waren noch nicht gemeint, sich zu beruhigen, und wie sie nun unter Schimpfen sich zu einem neuen Angriff ermuthigten und einige auf ihn und Heinrich losgingen, da fuhr ein Dämon in den Uebermüthigen und gab ihm einen diabolischen Gedanken ein. Er umfing Heinrich mit dem linken Arme rasch, unwiderstehlich, streckte gegen die Bursche drohend die Rechte und rief: „Zurück! Zurück — oder ich steh' für nichts mehr! Meinem Freund hier, dem Heinrich, laß ich nichts thun und wenn ein Dutzend auf dem Platze bleiben!"

Die Bursche zauderten, Hans fuhr fort: „Was habt ihr gegen den Heinrich? Warum wollt ihr ihn schlagen? Ist's nicht der beste Mensch von der Welt? Hat er jemals einem etwas zu Leide gethan? Gibt er nicht lieber nach, läßt er sich nicht lieber etwas gefallen, als daß er andere beschimpft? Ich weiß nicht, wie der Handel angegangen ist, aber das weiß ich: ihr allein seid schuld daran! Der Heinrich fängt nicht an — er ist viel zu gut dazu und viel zu friedliebend; und wenn er

zugeschlagen hat, dann habt ihr ihn dazu gezwungen! Ihr habt nicht nachgegeben, bis er rasend geworden ist und um sich gehauen hat in Verzweiflung, und darum seid ihr die Anstifter! Aber jetzt ist's aus, das schwör' ich euch! Dem Heinrich geschieht nichts mehr! Wer ihn anrührt, der hat's mit mir zu thun — und was das heißen will, das wißt ihr!"

Die geheime Absicht dieser Art von Vertheidigung ließ sich allenfalls auch von Uneingeweihten errathen — dem Schützling selber war sie klar. Er wurde durch sie martervoller getroffen, als durch alle Reden, die er bis jetzt gehört, durch alle Faustschläge, die er empfangen hatte. Ringend wollte er sich von Hans losmachen; aber dieser, es wahrnehmend, strengte seine Kraft an und hielt ihn fest — der Arme war in einer entsetzlichen Lage! Um sich zu befreien, hätte er gegen seinen Helfer kämpfen müssen, und das würde ihm das Aussehen eines Tollen gegeben haben. Todtmüde und durch diesen Gedanken völlig gelähmt, ergab er sich in sein Schicksal und ließ mit sich vornehmen, was jener wollte. Aber seine Empfindungen waren furchtbar.

In den Kopf des Bauernsohns, der die Sticheleien begonnen und damit die Schlägerei herbeigeführt hatte, kam eine Ahnung von dem wirklichen Stand der Dinge. Er trat einen Schritt vor und rief: „Hans, du irrst dich! Angefangen hat der Heiner, der auf einmal ein ganz anderer Mensch geworden ist — ein Grobian, der seinesgleichen sucht! Aber wenn er jetzt aufhören will, dann hören wir auch auf! Bring' ihn weg,

damit er sich waschen kann, denn er hat's nöthig! Wir andern, wir wollen dann Fried' halten!"

„Gut," versetzte Hans, „ich verlaß mich drauf!"

Die Parteien traten auseinander. Hans, der Gegner ledig, umschlang Heinrich nun auch mit dem rechten Arm, hob ihn empor, und als ob es sich hier um einen völlig Entkräfteten, Ohnmächtigen handelte, trug er ihn, einem Kinde gleich, durch die Bursche hindurch, der Stiege zu. Als sie an Kathrine vorbeikamen, starrte diese sie an, und ihre Wangen erbleichten. Gegenüber der Stiege befand sich eine Nebenstube; in sie trat Hans, gebot dem Wirthsmädchen, Wasser zu bringen, setzte Heinrich auf einen Stuhl und sorgte für die Säuberung und Wiederherstellung des Mißhandelten, Vernichteten, mit dem ganzen Eifer eines Freundes.

Nach einiger Zeit verließ er die Stube. Seine Augen suchten Kathrine. Er erblickte sie nicht mehr, weder auf dem Tanzboden, noch in der großen Stube. In der That hatte sie das Haus verlassen.

Die Arme auf der Brust kreuzend, sah der Bursch im Haustennen vor sich hin. „Das ist ja merkwürdig gegangen heut!" sagte er zu sich mit einem unwillkürlich höhnischen Triumphlächeln, aber zugleich mit einem Ernst in seiner Miene, der etwas Tragisches hatte. „Jetzt ist entweder Alles verloren oder Alles gewonnen! Es wird sich zeigen!"

IX.

Als Kathrine nach einem unruhvollen Schlummer am andern Morgen erwachte und die Erlebnisse des gestrigen Abends vor ihre Seele traten, schrak sie zusammen. Ihr Herz bebte. War es nicht gerade, als ob sie von einem bösen Geist verfolgt würde? Die besten Vorsätze halfen nichts. Alles kam anders, als sie's wollte. Wenn sie glaubte, sie hätte es gewonnen, dann schlug es um und Alles war verloren!

Sie hatte sich vorgenommen, mit Heinrich zum Tanz zu gehen. Sie hatte gehofft, sie würden dort vergnügt sein und Alles würde sich dann wieder einrichten. Wenn sie mit einander fröhlich waren und Heinrich sich aufführte, stattlich und stolz, wie er's konnte, dann wichen ihr die Gedanken, die sie immer wieder heimsuchten, um sie zu quälen, aus der Seele. Heinrich mußte ihr helfen. Aber er würde ihr auch helfen — und sie würde ihn dann wieder ansehen, wie früher, das erwartete sie. Und nun — Schande war gekommen und schreckliche Schmach! Heinrich hatte sie herausgefordert — er war geradezu toll! „Er hat Händel angefangen wie ein wahrer Verrückter! Und

er kann nicht sagen, daß ich ihm nicht abgerathen habe! Ich hab' gethan, was ich gekonnt hab'; aber nichts hat geholfen, gar nichts! Und nun hat er den Schimpf! Wie jämmerlich hat er sich ausgenommen! Welch eine elende Figur hat er gespielt! — Das ist eine Schande, die bringt er nimmer weg, so lang er lebt!“

Unwillkürlich schauderte sie. Sie wendete den Kopf mit Widerwillen, mit Ekel zur Seite. — Die Liebe zu Heinrich war vergangen — die letzten Reste waren ihr aus der Seele genommen. Die Achtung war dahin; an ihre Stelle war Mitleid getreten — Mitleid und Geringschätzung!

Aber ihre Seele wendete sich keineswegs dem Nebenbuhler zu. Vielmehr empfand sie gegen den Uebermüthigen, den Unverschämten, dem Alles durchging, einen wahren Zorn. Sie hatte ihn gesehen, wie er den armen Menschen an ihr vorübertrug: Bosheit war es von ihm, teuflische Bosheit! Der Heinrich hätte recht gut gehen, er, der Hans, hätte ihn recht gut führen können; aber er wollte ihm einen Schimpf anthun und ihn behandeln wie ein kleines Kind, damit alle den Spott auf ihn hätten! — „Er ist ein Bösewicht, das läßt sich mit Händen greifen! — Wenn er aber glaubt, das hilft ihm was bei mir, so irrt er sich! — Nein, eine wahre Wuth hab' ich gegen den Schändlichen! Die Augen könnt' ich ihm auskratzen, dem frechen Menschen, der sich anstellt, als könnt' er thun, was er mag!“

Ein trostloses Gefühl blieb in ihrer Seele. Heinrich war ihr verleidet — sie konnte sich gar nicht denken, wie er ihr

Mann sein sollte! Und er, wie sie ihn kannte, er kam jetzt schon selber nicht mehr. Er schämte sich zu Tode — er versteckte sich, und viel war es, wenn er sich kein Leid's anthat. Denn er hat seinen Stolz, einen großen Stolz. Es ist eine andere Art, als beim Hans, aber nicht kleiner. Und wahrlich, diesem Stolz war ein Schimpf widerfahren, wie man ihn marterovoller nicht ausdenken konnte!

Ihren quälenden Gedanken zu entgehen, stand sie auf, kleidete sich an und ging in die Stube, wo die Mutter sich schon befand. Dieser hatte sie die Hauptsache gestern schon mitgetheilt; jetzt mußte sie den ganzen Hergang erzählen, und sie that es gern, denn es gewährte ihr selbst eine Erleichterung. Nachdem die Mutter Alles vernommen, war sie fast außer sich. „Das ist ja g'rad, als ob's der Teufel machte!“ rief sie. „Es kann auch wirklich nicht anders sein. Von ungefähr kann so was nicht geschehen — wenn der Teufel nicht selber hilft, dann geht's nicht so zusammen! Aber womit g'rad ich das verdient hab', das möcht' ich wissen! So händelsüchtig, so verrückt — ein Mensch wie der Heinrich! Wer hätte das gedacht? Wer hätte das für möglich gehalten?“

Um diese letzten Worte ganz zu würdigen, muß man wissen, daß Kathrine in der außerdem so genauen Erzählung doch einen nicht unwichtigen Punkt unerwähnt gelassen hatte: nämlich, daß sie dem Heinrich früher in harten Worten zugeredet, von keinem der Bursche was anzunehmen. — Sie verschwieg instinctmäßig auch, was sie über die geheimsten Absichten des Hans vermuthete. Dieser bekam freilich von der Mutter ohne-

hin seine Titel. „Wie ich immer gesagt hab'," rief die Frau, „was der Mensch nur anrührt, das richtet er zu Grunde. Seine Hoffahrt und seine Unverschämtheit thun's einmal nicht anders. Und wenn sie den Heinrich halb todtgeschlagen hätten, wär's nicht so schlimm. Es wär' tausendmal besser gewesen, der Mensch hätte den Bauernsöhnen geholfen."

Die Tochter, leidenschaftlich beistimmend, kam nochmal auf die Schande Heinrich's zurück. „Wie ich ihn so gesehen hab'," sagte sie, „es ist mir entsetzlich gewesen! Ein Gesicht hat er gemacht wie ein Verdammter. Und ich konnte mich nicht rühren, ich konnte kein Glied bewegen — mir ist's eben gewesen, als ob ich von Stein wär'. Schrecklich, schrecklich! Daß ich so was erleben mußte! An so einem Tag und in so einer Zeit!" Sie sah mit einem Gesicht vor sich hin, in welchem sich die ganze Pein ihrer Seele ausdrückte.

Die Mutter suchte sie zu trösten. „Alles ist noch nicht verloren," sagte sie. „Wahr ist's schon, nicht nur der Heinrich wird außer sich sein über den Schimpf, sondern auch seine Mutter. Ich muß wirklich darüber nachstudiren, wie ich mit ihr über die Sach' red'. Es wird mir aber schon was einfallen. Man wird diese Geschichte am Ende auch wieder vergessen, und Alles wird dann noch gut gehen! „Wenn nur du," fuhr sie mit einem bedeutungsvollen Blicke fort, „dir keinen Vorwurf dabei zu machen hast. Daß du nicht im Wirthshaus geblieben und dem Heinrich beigesprungen bist, das kann man dir sehr übel auslegen."

„Ich hab' nicht anders gekonnt!" versetzte Kathrine be-

theuernd. „Es ist mich ein Zittern angekommen, daß ich gemeint hab', ich fall' um — und ich bin fortgelaufen, so lang' ich's noch vermocht hab', damit man mich nicht vielleicht heimtragen mußte."

„Ich will's der Kohlbäuerin so erzählen," entgegnete die Mutter, „und ich hoff', sie wird dir's nicht übel deuten. Ich hoff', ich hoff', es wird sich Alles wieder vergleichen lassen."

Als später der Schreiner unterrichtet wurde, sprach er seinerseits das tiefste Bedauern aus, meinte aber gleichfalls, es würde sich nochmal beilegen lassen. „Dann aber," schloß er mit bedenklichem Humor, „dann macht nur gleich Hochzeit, denn 's ist die höchste Zeit."

Die Tochter stimmte in ihrem Innersten mit ihren Eltern nicht überein — sie wünschte den Vergleich mit Heinrich nicht, und sie glaubte nicht an seine Ausführung; aber sie hütete sich wohl, davon etwas verlauten zu lassen.

An einem der nächsten Abende ging die Schreinerin zur Kohlbäuerin. Sie traf die stattliche Frau, die sich durch ihre Gesichtszüge und durch ihr Wesen als die Mutter Heinrich's verrieth, allein und kämpfte für die Tochter so gut, daß die Bäuerin, die immerhin ihren Stolz und ihre Empfindlichkeit hatte, nach vielem Bedauern und Seufzen zugab, der Kathrine könne man unter diesen Umständen keinen Vorwurf machen. „Der Heinrich," setzte sie hinzu, „wird's wohl auch noch einsehen. Aber für jetzt ist nichts mit ihm anzufangen. Er geht herum, als ob er verhext wär'. Er redet nicht und deutet nicht, und ich hab' wirklich nicht das Herz, mit ihm über die Sach'

zu sprechen! Von andern Leuten hab' ich erfahren müssen, was passirt ist." Nachdem sie leidvoll genickt hatte, fuhr sie fort: „Wenn er auch in früherer Zeit schon manchmal trutzig 'rumgegangen ist, so ist er mir noch nie vorgekommen. In den wenigen Tagen hat er seine Farb' verloren und ist magerer geworden. Er hat sich's fürchterlich hineingenommen in seinen Kopf. O, Schreinerin! Was hat man für Kreuz mit seinen Kindern! Wenn man meint, man habe den Besten — auf einmal fährt der Satan in ihn, und er macht einem Kummer mehr wie der Schlimmste."

„Wenn er noch ein paarmal darüber schläft," tröstete die Schreinerin, „dann wird's doch wieder aus ihm herauskommen! Er ist ja so gut!"

„Das ist er," versetzte die Bäuerin, „und das gibt auch mir einen Trost. Lassen wir ihm halt jetzt seine Weis' und warten wir, bis er selber wieder anfängt. Es geht Alles vorüber in der Welt. Sonst könnt' man ja auch gar nicht leben darin."

Die Hoffnungen der beiden Frauen gründeten sich auf die Natur der Dinge und die allgemeine Erfahrung; gleichwol kam es anders, als sie gedachten.

Heinrich änderte seine Weise auch in der nächsten Woche nicht. Die Einheimsung der Sommerfrucht gab viel zu thun und der junge Bauer lebte ganz seinem Geschäft. Er sprach nur so viel, als zur Leitung der Arbeiten nöthig war, und „schaffte" gleich einem seiner Knechte. Nach vollendetem Tagewerk aß er stillschweigend oder auf etwaige Fragen nur höchst einsilbig antwortend mit der Mutter und legte sich früh zu

Bette. Zum Schreiner kam er nicht wieder. Zufällig (wenn es blos Zufall war!) begegnete er auch der Kathrine nie so, daß er sie grüßen und mit ihr hätte reden müssen.

Wir brauchen nicht zu sagen, daß dem Mädchen dies erwünscht war. Sie scheute sich vor einem Zusammentreffen, besonders darum, weil sie nicht wußte, wie sie sich gegen ihn benehmen sollte. Mit bloßen Reden sich zu helfen, war ihr gegen die Natur, und sie fürchtete sich, daß Heinrich merkte, wie's ihr eigentlich um's Herz war.

Ein anderes Zusammentreffen wurde ihr dagegen nicht erspart. Einmal, in einer Seitengasse des Dorfes, sah sie unvermuthet den Hans auf sich zukommen. Sie war betroffen — ein Unwille erhob sich in ihr und eine dunkle Röthe ging über ihr Gesicht. Der Bursche grüßte sie in der ihm eigenen Weise, mit einem ruhig treuherzigen Klang der Stimme. Aber sie, die sein Benehmen an jenem Ansing vor Augen hatte, rief zum Gegengruß: „Du bist der Teufel selber! Geh!"

Hans blieb stehen. „Du kannst eben nichts," erwiderte er mit einem Tone des Vorwurfs, „als mir Unrecht thun! Ich muß der schlechteste Mensch von der Welt sein; warum? Weil du's haben willst! Wahrlich, jetzt wär's in der Ordnung, daß ich kein Wort mehr mit dir redete! Aber ich bin eben ein Esel und laß' mir gar alles gefallen. Ich bin wirklich so dumm und so schwach, daß ich mich vor mir selber schäm'. Adies!"

Er ging weiter. Kathrine stand „verhofft". Dann murmelte sie für sich: „Es ist doch so!"

Die Ernte gab auch ihr ungewöhnlich zu thun und die angestrengteren Arbeiten zogen sie ab von ihren Gedanken. Als aber alles unter Dach und Fach war und eine Zeit der Ruhe eintrat, verfiel die Einsame wieder in ein Sinnen. Was sollte aus ihr werden? Was sollte sie thun? Was konnte sie erwarten? Das waren Fragen, um die sie nicht herumgehen konnte — sie mußte sich mit ihnen beschäftigen.

Noch immer konnte sie sich nicht denken, daß sie mit Heinrich wieder einig wurde! — Aber, wenn ihr Herz auch ängstlich zu klopfen begann und eine warnende Stimme dagegen sprach, auf Hans richteten sich ihre Gedanken! Eine vertheidigende Stimme erhob sich gegen die anklagende und sagte: „Er ist vielleicht doch nicht so schlecht, als man ihn macht und auch du geglaubt hast! Er hat vielleicht nur die noch nicht gefunden, bei der er bleiben kann, und er würde sich in dem Falle wol ändern und sein leichtsinniges Leben lassen, wie's schon so Mancher gethan hat! Man bekommt alles genug in der Welt; er hat's selber gesagt und es ist wahr! Und eine brave Frau kann gar viel bei einem Mann, wenn er sie gern hat! Die Jugend, sagt man, muß vertobt sein — und bei dem hat sie eben länger gewährt, als bei Andern! — Er kann immer noch vernünftig werden — es ist möglich!"

Die Warnungsstimme blieb aber nicht aus. Sie erinnerte die Nachdenkende an die vielen Mädchen, die er schon belogen und verlassen hatte, und fragte sie, warum er grad bei ihr aufhören sollte? Sicher war es lange nicht, daß er eben bei ihr sich änderte. Und deßwegen durfte sie ihm nicht trauen; und

daß sie ihm durchaus keine Audienz mehr gebe, war ihr in jeder Beziehung gerathen.

Allein die bloße Möglichkeit einer Aenderung, die ihr vor die Seele getreten war, kam dem Burschen doch zugute. „Es kann sein! Es kann dennoch sein, daß ich ihn 'rumbrächte!" So rief's wieder und wieder in ihr; sie malte sich die Vorstellung aus, und ein Bild stand vor ihr, das ihr wohlthat und schmeichelte.

In Wahrheit befand sie sich in einer sehr gespannten, traurigen Lage. Sie hatte keine Ansprache im Hause, keine lindernde Zerstreuung; ihr Herz hatte kein Ziel, und die Ungewißheit machte ihr im Innersten bange. In diesem Schwanken erhob sich in ihr ein Sehnen nach Glück, nach vollem, ganzem Lebensglück, worauf sie doch auch ein Recht zu haben glaubte. Sie hatte noch wenig Freude gehabt in ihrer schönen Jugend! Eine zeitlang wol; aber dann war der Verdruß gekommen und alles war in's Gegentheil umgeschlagen. Sollte es für sie wirklich kein Glück mehr geben in der Welt?

Ihr Herz pochte; es verlangte nach Erfüllung, dringend, mit heißer Bewegung.

Und die Gestalt des Hans erschien ihr wieder — in dem eigenthümlichen Glanze, den sein Muth, seine Stärke, sein Stolz ihr liehen. „Er hat seinesgleichen nicht!" rief's in ihr aufs neue; „Jeden sticht er herunter! — Alles," fuhr sie nach einer Weile fort, „Alles muß am Ende gewagt sein in der Welt. Brief und Siegel haben wir für nichts! — und wer sich nichts

traut, der bekommt auch nichts! — Wenn mir das geriethe mit diesem Menschen!“ — —

Eines Abends, als sie in solchen Gedanken dasaß, kam eine junge Nachbarin, sie zu besuchen. Nach allerlei Reden fiel das Gespräch wieder auf die Geschichte im Wirthshaus und auf den Hans. Die stämmige Dirne konnte nicht umhin, den Burschen ebenfalls zu bewundern. „Er ist halt immer noch Meister!“ sagte sie. „Wenn ich nur einmal sähe, daß er in einem Handel verlieren thät'! Aber nein: immer setzt er's durch. — Alles muß kommen, wie er's haben will!“ Sie schwieg und lächelte für sich. „Merkwürdig ist's,“ fuhr sie dann fort, „daß er sich keinen Schatz mehr angeschafft hat! Seit es mit der Schneidersgret aus ist, hört man von nichts mehr.“

„Vielleicht mag ihn keine mehr!“ versetzte Kathrine mit Geringschätzung.

„Oh,“ rief Jene, „das laß du gut sein! Der kann so viel haben als er will. — Es ist wahr, er ist nimmer ganz jung; aber bei dem sieht man drüber weg!“

„Leichtsinnige Mädchen!“ rief Kathrine mit einer Miene der Entrüstung. „Was hat bei dem eine zu erwarten?“

„Nun ja!“ versetzte die andere mit Ruhe. „Bis jetzt hat er freilich noch jede wieder gehen lassen. Aber wer weiß? Einmal gefällt ihm vielleicht eine doch so, daß er bei ihr bleibt!“ — Nach kurzem Innehalten fuhr sie fort: „Es muß ein sonderbarer Mensch sein! Ich kenne zwei, deren Bursch er gewesen ist; die eine ist jetzt verheiratet, die andere dient. Glaubst du, daß sie ihm etwas nachtragen und daß sie ihm bös sind? Ge-

weint und geschrien haben sie freilich alle zwei, als sie gesehen haben, daß er nicht mehr zu ihnen kommt. Aber — ich kann dir's wol sagen — heut noch haben sie ihn gern, und um alles in der Welt ließen sie sich's nicht abkaufen, daß er einmal mit ihnen gegangen ist.“

Kathrine wurde roth. „Lassen wir's gut sein!“ rief sie mit einer gewissen Heftigkeit. „Wir haben jetzt genug gesprochen von diesem Menschen!“

Allgemach änderte sich das Wesen der Tochter so, daß es der Mutter auffallen mußte. Sie war nachdenklich und sprach wenig. In ihrer Miene und dem Klang ihrer Stimme verrieth sie eine Trauer und eine Ergebung, daß man sah, sie litt und wollte nicht davon reden. Zuweilen zeigten die blauen Augen einen heroischen Glanz und ihr Gesicht erhielt einen eigenen, beinahe feierlichen Schimmer. Aber aus dieser Stimmung fiel sie immer wieder in ihre Trauer zurück.

Die Mutter, nachdem sie zum Oefteren den Kopf geschüttelt hatte, sagte eines Tages: „Mädchen, die Geschichte nagt an dir, und ich kann dir's nicht verdenken! Es ist auch wirklich unverantwortlich, wie's der Heinrich macht! Gar nichts mehr von sich hören lassen! Was fällt ihm denn ein? Soll etwa die Sache nun an dir 'nausgehen?“ — Nach kurzem Schweigen fuhr sie mit Unmuth fort: „Wenn man nur nichts übertreiben thät'! Im Dorf, wo zuerst ein solches Geschrei gewesen ist, spricht man bereits nicht mehr von dem dummen Handel — und er allein will's nicht aus seinem Schädel 'nausbringen! Ich hätt' ihn wirklich für klüger gehalten! Nun ist aber meine

Geduld zu Ende! Ich geh' heute noch zur Kohlbäuerin und mach' die ganze Geschichte klar, dafür steh' ich dir!"

Gegen Abend — um dieselbe Zeit, als die Mutter sich auf den Weg machte zur Bäuerin — ging die Tochter allein auf dem Fußweg des Wiesengrundes gegen das Dorf zu. Sie hatte „Ohmed" (Grummet) aufgesetzt mit ihrer Schwester, und diese war schon früher nach Hause gegangen. Wie sie in Gedanken wandelte, kam von der Seite eine Frau auf sie zu, deren bloßer Anblick sie in Aufregung versetzte. Es war die Base des Hans, die Frau, von der man wußte, daß sie auf den Hans die größten Stücke hielt, mehr als seine eigene Mutter. Die Alte grüßte das Mädchen und stellte sie. Dann, mit gedämpfter Stimme, aber ohne Umschweife, sagte sie: „Kathrine, ich hab' einen Auftrag an dich, von meinem Hans!"

Das Mädchen erröthete jählings, versetzte aber mit strenger Miene: „Was will der von mir?"

„Was wird er wollen?" rief das Weib. „Er will erfahren, wie er mit dir daran ist!"

Kathrine schaute sie an, indem sich ihr Mund geringschätzig verzog. „Hat er das noch immer nicht gesehen?" erwiderte sie.

„Geh'," versetzte die Alte, „stell' dich nicht so! Es ist noch nicht aus mit euch Zweien; ich hoff', es geht erst an!"

Jene lächelte spottend. „Da habt ihr einen guten Glauben," entgegnete sie. „Laßt euch nur das Warten nicht verdrießen!"

Das Weib schüttelte den Kopf. „Das wär' doch merkwürdig," rief sie mit ungläubiger Verwunderung, „wenn es

dem Hans jetzt so ging'! Bis jetzt hat er die Mädchen verhext — sie sind mit ihm gewesen wie närrisch, und nun auf einmal soll eine den Stiel umdrehen und ihn verhexen und ihn auslachen?"

„Damit geschieht ihm nur recht!" entgegnete Kathrine. „Grad' das hat er verdient!"

Das Weib sah sie an. „Ja," rief sie, „wenn ich's glauben könnt'!" Dann fuhr sie fort: „Er ist verwandelt — er ist frei nimmer zum Kennen! Traurig ist er, und elend lauft er herum — er thut mir wahrhaftig leid. — Ich hab's nicht länger mit ansehen können; ich hab' ihn zum Reden gebracht und er hat mir gesagt, was ihm das Herz drückt. Dich muß er haben," sagt er — „dich, Kathrine!"

„So!" versetzte Kathrine. „Weiter nichts? — Und auf wie lange?"

Die Alte wurde bös. „Laß diese Reden, sie passen nicht! Wenn er's nicht ehrlich meinte mit dir, dann würd' ich ihm nicht helfen, das kannst mir glauben! Heiraten will er dich! Zum Weib will er dich haben! — Er hat die Andern, mit denen er gegangen ist, wieder verlassen, weil eben — so hat er mir selber gesagt — keine Kathrine d'runter gewesen ist! Er ist zum Sterben verliebt in dich, Mädchen, und er könnt' gar nicht mehr von dir lassen, wenn er auch wollte! — Sieh," fuhr sie fort, indem sie Kathrine beim Arme nahm, „keine größere Freud' hab' ich gehabt in meinem ganzen Leben, als wie ich das gesehen hab'! Ich will gar nicht Alles loben von ihm — behüt' mich Gott! Er hat böse Streiche gemacht, ich kann's

nicht leugnen, und ich hab' ihn oft recht gescholten! Aber wenn ich noch so zornig gewesen bin — er hat eine Art, über die Sachen zu reden und einem wieder zu flattiren; ich hab' ihm stets wieder gut sein müssen! Er ist eben ein besonderer Mensch und es steckt viel Gutes in ihm. Weißt du, was ihm fehlt? Eine brave Frau, die er gern hat! Und wie bis jetzt Keiner neben ihm hat aufkommen können in der Schelmerei, so wird's ihm Keiner gleichthun können als gestandener Mann! O wenn ich die Freud' noch haben könnt', daß ich euch zwei zusammen säh' als Mann und Frau! Kathrine — mir zuliebe thu's! Mit dem Kohlbauer ist's jetzt doch aus! Geh', du verdienst ein anderes Mannsbild. Der Hans, sag ich dir, mein Hans, das ist dein Mann! — So hör' ihn doch wenigstens an!" fuhr sie dringend fort. „Los' doch, was er dir zu sagen hat!" Und indem sie das Mädchen an sich zog, fügte sie mit gedämpfter Stimme hinzu: „Komm heute Nacht in deinen Garten! Beim „Emmenstand" hört und sieht euch kein Mensch, wenn auch noch einer auf wär'! Da könnt ihr mit einander sprechen und Alles ausmachen! Das hat er sich ausgedacht. Und Punkt Zehne wird er da sein!"

Das Herz des Mädchens pochte heftig; sie entwand sich der Alten. Schweigend stand sie da. Sie suchte mit ihrer Seele die Gedanken des Burschen zu durchdringen. That sie ihm Unrecht? Meinte er's mit ihr wirklich gut? Oder hat er auch diesmal seiner Base nur etwas vorgemacht, um zu ihr zu kommen und sein Spiel mit ihr zu treiben, wie mit den Anderen? — Eine Weile verging. Auf einmal erhob sie den Kopf, ihre

Wangen zeigten die Farbe des Entschlusses. „Sternweberin,“ rief sie, „ich will kommen! Ich will Euren Hans anhören — ich will sehen, was er mir zu sagen hat! Mein jetziges Leben ist eine Qual! Es muß ein Ende werden, so oder so!“

Die Alte, deren wetterbraunes Gesicht leuchtete, faßte die Hand des Mädchens und „verdrückte“ sie zärtlich. „O Kathrine,“ rief sie, „was du mir für eine Freud' machst! Du wenn sein Weib wirst, dann sind mir und seiner Mutter die Sorgen genommen; dann kommt Alles in Ordnung! Guten Abend, Liebe! Um Zehne also — Punkt Zehne!“

Eine Stunde, nachdem Kathrine heimgekehrt war, kam auch die Schreinerin. Sie ging in der Stube auf die Tochter zu und sagte: „Nun, hoff' ich, werden wir bald im Reinen sein! Die Kohlbäuerin hat mir Recht geben müssen! Sie will mit dem Heinrich reden, und sie glaubt, es werde ihm selber lieb sein. Denn böse, meint sie, wär' er jetzt nicht mehr, sondern er schämte sich nur noch und traute sich nicht anzufangen. Wenn sie ihm sagte, wie wir gesonnen seien, dann würde er selber froh sein, und dann sollte Alles gleich richtig gemacht werden.“

Kathrine schaute mit einem schwer zu beschreibenden Blicke auf die Mutter. „Aussichten über Aussichten!“ erwiderte sie. „Nun, Gottlob — endlich sehen wir aufs Ziel!“

X.

Die Glocke des Kirchthurms schlug Zehn; feierlich drangen die Klänge von der Höhe des eigentlichen Dorfes ins „Weiler“ herüber. Im Hause des Schreiners lagen alle zu Bette und schliefen, mit Ausnahme der Kathrine. Diese hatte sich noch etwas zu thun gemacht und verließ jetzt die Stube, um sachte die Hausthür aufzuklinken und in den Hof zu treten. Die Luft des Spätsommers umhauchte sie lau, die Nacht war sternenhell, die Sichel des Mondes, die man am Abend gesehen, wieder untergegangen. Das Mädchen lehnte die Hausthür vorsichtig wieder an und ging dann mit leisen Tritten, aber mächtig schlagendem Herzen vom Hof in den Garten bis vor zum Immenstand. Hinter diesem trat Hans hervor.

Mit gedämpfter Stimme, aber mit einem Klang, der seine erregte Seele verrieth, sagte der Bursche: „Guten Abend, Kathrine!“ Und indem er ihre Hand ergriff, rief er: „Sei bedankt, Kathrine. Was nun auch geschehen mag — daß du heut' gekommen bist, das werd' ich dir nicht vergessen, so lang ich leb'.“

„Hans,“ erwiderte das Mädchen mit einem Tone, aus dem nicht nur ihre Bewegung, sondern auch eine eigenthümliche Trauer herauszuhören war, „ich hab' vielleicht Unrecht gehabt, daß ich gekommen bin. Aber ich bin in einem Zustand, den ich nicht mehr ertragen kann, und ich muß hören, was du mir zu sagen hast. Was willst du von mir?“

Jener schwieg einen Augenblick; dann mit dem Humor der Zärtlichkeit sagte er: „Daß du mein Schatz wirst.“

„Weiter nichts?“

„Und mein Weib!“ setzte er mit Nachdruck hinzu.

Eine Stille folgte. „Und das ist dein Ernst?“ entgegnete das Mädchen.

Hans nach kurzem Besinnen erwiderte: „Ich will dir was sagen. Wenn du einen Andern zum Mann nimmst, dann kann ich dir gar nicht dafür gutstehen, daß du ihn lang haben wirst.“

„Oh!“ rief Kathrine wie zu einer großen Uebertreibung und Prahlerei. „Nun,“ fuhr sie fort, „ein verwegener Mensch bist du, das ist wahr. Aber wenn du auch so was thun könntest, so würde das noch nichts beweisen.“

Hans erwiderte mit einem Laut der Ungeduld. „Zwing' mich nicht,“ sagte er, „daß ich dir jetzt Redensarten mach'. Soll ich dir einen Eid schwören?“

„Wenn du ihn nicht halten wolltest,“ versetzte Kathrine, „so thät' er mir nichts helfen.“

„Also trau mir,“ entgegnete der Bursche. „Trau mir und damit gut. Ich kann dir sagen, so lang ich leb', ist's mir nicht

so um's Herz gewesen wie jetzt. Es ist ein Unterschied wie zwischen Tag und Nacht. Und nun weiß ich, ich hab' nur deßwegen keine andere zum Weib nehmen können, weil ich auf dich hab' warten müssen."

Kathrine lächelte wehmüthig. „Daß du gescheit bist und dich immer wieder hinausreden kannst, das ist bekannt."

„Ich sag' nur, was wahr ist," erwiderte Hans; „das ist meine ganze Weisheit. Und ich sag' dir jetzt, daß niemals ein Bursche ein Mädchen so gern gehabt hat, wie ich dich. Ich bin ganz außer mir; ich hab' keine Ruh' und keinen Verstand mehr; keine Minute vergeht, daß ich nicht an dich denk' — ich bring' dich nicht mehr von meinen Augen weg — und wenn du mich jetzt wieder fortschickst, dann kannst du ebenso gut sagen: stich dir ein Messer durchs Herz."

Kathrine zitterte. „Hans," rief sie, „wenn du's jetzt nicht gut meintest mit mir, dann wärst du der schlechteste, schändlichste Mensch, der auf Gottes Erdboden herumwandelt."

„Der wär' ich," versetzte der Bursche.

„Und du verdientest, daß man dich räderte."

„Wie's nur je einer verdient hat. — Ich weiß ja," fuhr er mit einem Tone der Zärtlichkeit fort, „ich weiß ja noch etwas und glaub' fest daran." Er nahm sie bei der Hand und sagte: „Komm!"

Mit sanftem Ziehen führte er sie auf die andere Seite des Immenstandes zu einer Bank, die der Schreiner mit einer Lehne zu seiner Bequemlichkeit verfertigt und an dem Nachbarzaun

aufgestellt hatte. Das Mädchen war zögernd und willig gefolgt. Beide ließen sich nieder.

„Kathrine," rief der Bursche, „was ich noch weiß, das will ich dir sagen. Du hältst was auf mich trotz der Reden, die du mir gegeben hast. Du hast mich lieb — du hast Keinen so lieb wie mich. Das ist so gewiß, wie die Sterne da droben am Himmel stehen — und darum hab' ich mich durch nichts abschrecken lassen. — Kathrine," fuhr er nach einer Weile zärtlicher, dringender fort, „red' nun auch du. Hab' ich Recht oder nicht? Sag' mir's. Ich bitte dich!"

Das Mädchen senkte den Kopf in tiefer Bewegung. „Hans," erwiderte sie, während ihre Augen naß wurden, „du hast Recht, und ich will's nicht länger leugnen. Ja," fuhr sie mit bebender Stimme und überströmender Güte fort, „ja ich hab' dich gern, Hans — und ich kann den Heinrich schon deßwegen nicht heiraten, weil ich doch nur immer an dich denken würde. Ich kann mir nicht anders helfen — und weil's so ist, so will ich dir's auch sagen. Was nun auch aus mir werden mag," setzte sie schauernd hinzu, „ich kann's nicht ändern."

Hans, indem er sie leidenschaftlich umschlang, rief: „Dank dir, Kathrine! Liebe Kathrine!"

Das Mädchen, an den Burschen gelehnt, schwieg. Dann fuhr sie fort: „Schon wie du das erstemal mit mir gesprochen hast — auf dem Anger am Bach — da hat sich was gerührt in mir, und ich bin recht ärgerlich gewesen über mich. Und wenn ich später so bös zu dir gewesen bin und so zornig, so hat's nur seinen Grund darin gehabt, daß ich geglaubt hab',

du wolltest mir's machen wie den Andern. Aber in der Stadt, da bin ich dir ganz zugefallen. Ich hab' mich gewehrt — ich hab' mich selber schlecht genannt — aber es hat nichts geholfen. Ich hab's nöthigen wollen und bin nochmal mit dem Heinrich gegangen, da hat's ein End' genommen! Und wenn du mich nun ärgerst und kränkst und rasend machst, ich kann dir nichts nachtragen, weil ich dich zu gern hab'."

Der Bursche zog nach dieser rührenden Erklärung die Geliebte an seine Brust und küßte sie mit glühender Leidenschaft. „Kathrine," rief er, „nun gehörst du mir. Endlich, endlich! Ich hätt' nicht geglaubt, daß ich noch eine solche Freud' haben sollt' auf dieser Welt."

Auch in ihm waren alle besseren, um nicht zu sagen edleren Anlagen erwacht. Er fühlte, daß das ein ganz anderes Mädchen war, als alle die früheren. Er war geradezu ergriffen, und eine Achtung erfüllte ihn vor dem Herzen, das sich ihm so ganz und gar ergeben hatte. Ja, sie mußte er anders behandeln als die anderen, sie war es werth — und sie lohnte es ihm tausendfach!

Nach einer Weile begann das Mädchen mit süßem Tone und mit einer gewissen Laune: „Und was soll denn nun geschehen? Wie wollen wir's nun anfangen? Dein Vater übergibt dir sein Haus, hast du gesagt?"

„Sobald ich will," versetzte Hans. „Und von meiner Base sind mir tausend Gulden ausgemacht."

„Ah," rief das Mädchen, „da können wir leben!" Nach einer Pause fuhr sie mit Ernst fort: „Es wird freilich noch

Kämpfe kosten. Aber das ist einerlei. Ich will deine Sache schon führen bei meiner Mutter — und mein Vater wird sich noch eher drein ergeben."

Der Bursche war still. Dann sagte er: „Ich glaub', wir thäten doch klüger, das Geheimniß noch eine zeitlang für uns zu behalten und uns den Verdruß zu ersparen. Was jetzt noch schwer ist, das kann in einigen Wochen leicht werden!"

„Meinst du?" versetzte Kathrine.

„Es ist ihnen noch zu neu," fuhr Hans fort. „Wir dürfen nicht mit der Thür ins Haus fallen."

Kathrine schwieg. „Du kannst Recht haben," sagte sie.

„Und dann," rief der Bursche mit einem zärtlichen Humor, „ich will dich nicht nur zum Weib haben, ich will dich auch zum Schatz haben. Bis jetzt hab' ich nichts gehabt, als das Ansehen und das Nachsehen — du weißt es. Und sehr harte Reden hab' ich hören müssen von dir, Kathrine! Jetzt zeig' mir doch auch eine Weile, daß du mein Mädchen sein kannst — mein herzliebes Mädchen, das mir gehört, mir, mit Leib und Seel'."

Kathrine war still; man hörte ihr Athmen.

„Kannst du das nicht?" fragte der Bursche.

„Ich kann's wol," erwiderte sie. „Aber wenn du darauf kommst —"

„Dann sollst du dir keine dummen Gedanken machen," fiel Hans ein. „Kind," fuhr er fort, „Mann und Weib können wir noch lang mit einander sein. Wir werden gut mit einander hausen, und ich glaub', daß deine Lieb' zu mir aushält

im Ehestand. Aber — ich möcht' sie doch noch vorher auf die Probe stellen."

„Das ist nicht nöthig."

„Aber schön, Kathrine, schön!" rief der Bursche mit übermüthiger Laune. „Alles," fuhr er nach einer Weile fort, „hat sein Sach' in der Welt und Alles hat seine Zeit. Mann und Weib ist schön, aber Mädchen und Bursch ist auch schön, über die Maßen schön — und solch eine Zeit zu überspringen, das wär' ganz ungeschickt."

Kathrine versuchte zu lächeln. „Du wirfst mit der Zeit um dich," sagte sie, „als ob du zwanzig Jahre alt wärst."

„Ah!" rief Hans, „du hältst mir mein Alter vor? 's ist wahr, siebenundzwanzig hab' ich hinter mir — ich gehör' nicht mehr zu den Jungen. Aber ich bin auch bescheiden in meinem Verlangen. Ich will nicht etwa ein Jahr von dir, mit einem Vierteljahr bin ich zufrieden."

„Ein Vierteljahr!" wiederholte sie.

„Mädchen," fuhr Hans fort, indem er sie scherzend am Arme ergriff, „ich hab' dich zu lieb. Ich hab' dich so lieb, wie du bist. Gönn' mir doch das Glück, dich einige Zeit so lieb haben zu können!"

„Wenn du mich wirklich lieb hast," versetzte das Mädchen zögernd.

„Laß diese Reden!" fiel er mit einem Blicke des Vorwurfs ein. „Verderb' uns die schöne Zeit nicht mit solchen Einfällen. Glaub' mir," fuhr er mit einem Tone fort, der bei aller Leidenschaftlichkeit etwas Melancholisches hatte, „ich kenne die Welt

doch schon ein wenig länger und ein wenig besser als du. Man bildet sich manchmal ein, daß etwas ein Glück sei, und man sieht nachher, daß es keines ist. Sobald man etwas muß, dann ist's kein Vergnügen mehr. Es muß Alles von selber kommen, wenn's uns freuen soll, und am allerbesten ist's, wenn die Welt es nicht leiden will. Stehlen muß man die Freud', dann ist's eine wirkliche Freud'. Die heimliche Lieb', das ist die rechte Lieb'. Wenn man ein Verlangen danach hat über alle menschlichen Begriffe, und man hat das Herz und gönnt sich das Glück, und man kommt zusammen, ohne daß ein Mensch eine Ahnung davon hat — in stiller Nacht, bei Sturm und Regen, bei sausendem Wind — da weiß man, warum man auf dieser Welt lebt. Und wenn man das gehabt hat, dann hat man Alles gehabt — und dann kann kommen, was will. Wenn wir Mann und Frau sind, Kathrine, wie gern werden wir dann an unsre schöne Jugend denken und davon reden. Wie vergnügt werden wir darüber sein. Oh," fuhr er mit leidenschaftlichem Tone fort, „das Glück kommt nicht immer, wenn man's haben will; also, wenn man's hat, muß man's festhalten!" Und ihre beiden Hände fassend, mit einem siegblickenden Auge rief er: „Sei ehrlich, Kathrine. Hab' das Herz und red'. Bist du jetzt glücklich?"

Kathrine, mit gedämpftem Tone, ihr Haupt auf seine Schulter legend, erwiderte: „Ueber alle Maßen."

„Nun, so bleib' es!" rief Hans triumphirend und nahm sie in seine Arme. Da brach in dem Herzen des Mädchens die Liebe und Zärtlichkeit in glühenden Flammen aus. Sie

faßte den Burschen um den Hals und küßte ihn leidenschaftlich, unersättlich.

Plötzlich entwand sie sich ihm und hielt seine beiden Arme. „Hans," rief sie mit einem Ausdruck, in dem bei aller Liebe ein unwillkürlicher Schauer vor der Zukunft sich verrieth, „ich geb' mich nun ganz in deine Hand."

„Du wirst's nicht bereuen," rief der Bursche.

„Ich glaub's," erwiderte sie.

Beide schwiegen. Dann sagte das Mädchen: „Es zieht jetzt an — und es ist Zeit, daß ich geh'."

Sie stand auf.

„Kathrine," sagte Hans, „ich sollte dich eigentlich noch nicht fortlassen."

„Aber ich geh'," rief das Mädchen entschlossen.

„Nun," entgegnete er nach kurzem Schweigen, „man soll nicht Alles auf einmal haben. Den heutigen Tag streich' ich doch roth an in meinem Kalender — mit zwei großen Strichen."

Kathrine reichte ihm die Hand. „Gute Nacht!" sagte sie.

„Gute Nacht, Liebe!" erwiderte er einschlagend. „Lebe wohl — auf Wiedersehen."

Das Mädchen nickte. Dann wendete sie sich und ging dem Hause zu.

Der Bursche sah ihr eine zeitlang nach. Dann trat er zu dem Eckpfosten des Nachbarzaunes, stieg hinan und sprang auf die Wiese hinaus.

XI.

Die Kohlbäuerin fand ihren Sohn endlich in der Stimmung für die Ansprache, welche sie der Schreinerin versprochen hatte. Es ward ihr nicht schwer, ihn zu überzeugen, daß Kathrine ihm nicht habe Unrecht thun wollen, daß er selber schuld sei, wenn die verdrießliche Geschichte nicht längst abgemacht und vergessen wäre. Ein verlegenes Lächeln zeigte freilich, daß noch immer ein Stachel in seiner Seele blieb. Aber er erklärte: die Mutter möge Recht haben. Er sei eben so gekränkt worden, daß er ganz auseinander gekommen sei, und er habe mit Niemand reden können — der Mund sei ihm nicht aufgegangen. Die Kathrine hätte am Ende auch ihn heimsuchen und ihm den Verdruß und den Zorn ausreden können; wie sie mit einander ständen, konnte das gar wohl geschehen. Allein es sei nun einmal nicht dazu gekommen, und jetzt, das sehe er wol, müsse er zu ihr gehen. — Er werde es thun.

Am nächsten Abend schon wollte er seine Zusage halten — er hatte den festen Entschluß gefaßt. Da, im Laufe des Tages,

kam ihm das Gerücht zu Ohren: der schwarze Hans gehe zur Kathrine!

Es war einer seiner Knechte, der es ihm hinterbrachte. Heinrich entgegnete heftig, das sei eine einfältige Lüge, und er solle ihm mit solch elendem Geschwätz nicht wiederkommen. Aber der grimmige Sturm in seinem Herzen widersprach seinen Worten. Das hatte ihm gedroht! Das hatte er gefürchtet! Es war das Allerschlimmste, was ihm begegnen konnte; aber es war möglich! — Und wenn es geschehen war — ! —

Anstatt Abends zum Schreiner zu gehen, schlich er in stiller Nacht zu dem Hause, stellte sich in einem Winkel der Seite auf, wo die Dachkammer der Kathrine lag, und lauerte. Aber nicht lange, so überzeugte er sich mit seinen Augen und Ohren: das Gerücht sprach die Wahrheit.

Viel Marterndes hatte er in seinem Leben erfahren, das war das Martervollste! — Als er nicht mehr zweifeln konnte, war es ihm, als ob ihm die Seele aus dem Leibe sänke! Alle Qualen der Hölle stürmten auf ihn ein: Wuth, rasender Schmerz, giftige Scham, brennender Neid! Nur mit der größten Mühe, mit krampfhaft ringender Anstrengung hielt er sich aufrecht.

Aber das Gewisse, das Unwiderrufliche hat eine wunderbar stärkende Kraft. Alles Schwanken in Furcht und Hoffnung hat ein Ende; der Weg, den er zu gehen hat, ist dem Menschen gewiesen. — Dem Verrathenen war die Nacht, in der er dahingewandelt, mit einer furchtbaren Fackel erhellt! — Mit der Frucht dieser Erfahrung ging er nach Hause.

Unheil, Unheil sah er kommen. Unheil für das Mädchen, Unheil für den Verführer und für sich. — Aber Alles, was kam, sollte an ihm seinen Mann finden!

Im Laufe der nächsten Tage stellte sich das Glück, das er hätte haben sollen und das nun ein Anderer hatte, noch ein paarmal vor seine Seele, welche große Pein ausstand — aber dann war's zu Ende. Er war von jetzt an bloßer Zuschauer. Wie es ging, das wollte er sehen. Was er dabei zu thun bekam, das behielt er sich vor, zu thun.

Er selber staunte über das Gefühl, das er hatte. Es war ihm, als sei eine unerträgliche Last von ihm gefallen, und ein Schwung ging durch seine Seele, der etwas gewaltsam Erhebendes, etwas Berauschendes hatte.

Am andern Morgen nach der Entdeckung hatte seine Mutter zu ihm gesagt: „Nun, bist du dort gewesen?“ Er hatte geantwortet: „Ich bin dort gewesen.“ Und auf ihre weitere Frage, ob alles im Reinen sei, hatte er entgegnet: „Ganz und gar.“ Er war bei diesen Antworten so sehr Herr seiner Stimmung gewesen, daß die Mutter keine Ahnung erhielt von ihrem wahren Sinn, vielmehr ihre Zufriedenheit aussprach und die Kathrine und ihn selber lobte.

Aber das Gerücht verbreitete sich im Dorf unaufhaltsam, und endlich kam es auch an die Kohlbäuerin. Sie lief augenblicklich dem Sohne zu, um es ihm mitzutheilen. Dieser erklärte mit verächtlichem Lächeln, daß sie ihm nichts Neues sage! — Und er erzählte der Staunenden und Jammernden, was er selber mit angesehen.

Die Bäuerin, mit aller Entrüstung des gekränkten Stolzes, verdammte die Schreinerstochter in den härtesten Ausdrücken. Sie pries den Verlassenen glücklich, daß er von so einer noch zu rechter Zeit losgekommen sei, indem sie hinzufügte: er könne ganz andere haben, solle sich jetzt aber auch nur an Seinesgleichen halten! — Als sie den Sohn dastehen sah mit einem tief bitteren Ausdruck des Mundes, stumm, bleich, da kam ihr eine neue Sorge, und sie sagte mit Bedeutung: „Alles ist jetzt gut und Alles wird besser werden als vorher, wenn du gescheit bist; wenn du dir die Geschichte nicht zu Herzen nimmst, sondern dir aus dem Sinn schlägst! Willst du's? Versprichst du mir's?" — „Ich will thun, was ich kann," versetzte Heinrich.

Noch ein paar Tage und das Gerücht drang auch in das Haus des Schreiners; es wurde der Mutter zugetragen von einem ältern Verwandten. Obwol die Frau bereits einen Verdacht hatte, so machte die Nachricht, daß man von dem Verhältniß im ganzen Dorf als von einer ausgemachten Sache rede, doch einen entsetzlichen Eindruck auf sie. Starr blickte sie den Alten an und antwortete dann mit Ausrufungen und Klagen, daß jener stumm vor ihr stand und sie kaum zu trösten wagte.

Als er sich entfernt hatte, ließ sie die Tochter zu sich auf die Stube kommen. Mit einer Miene, welcher Entrüstung und Wuth den drohendsten Ausdruck gaben, rief sie der Erschienenen zu: „Was muß ich hören? Im ganzen Dorf sagt man, daß du mit dem schwarzen Hans einverstanden seiest und daß er zu

dir gehe! Ist das wahr? Haben die Leute Recht? Hab' ich eine solche Tochter?"

Kathrine, so plötzlich mit Fragen und Anklagen überschüttet, wechselte die Farbe und verlor auf einen Augenblick die Fassung. Aber sie hatte sich auf diesen Fall schon vorbereitet und entgegnete nun, wenn auch mit einem Klang des Bedauerns, doch mit größerer Festigkeit, als man ihr zugetraut hätte: „Ja, es ist wahr!"

Die Schreinerin erblaßte und sah in der größten Aufregung auf sie. „Alles hat also nichts geholfen?" rief sie. „Alles, was ich gesagt habe — Alles, was du selber gesagt hast! Der Mensch hat auch dich verhext, und du rennst in dein Verderben mit sehenden Augen! Jetzt, wenn du einen Vater hättest, wie's manche gibt, weißt du, was er dir thäte? An den Haaren würde er dich herumschleifen — hier in dieser Stub'!"

Kathrine, mit gesenktem Kopf, erwiderte: „Ihr könnt mir thun, was ihr wollt, ich muß mir's gefallen lassen! — Aber wenn ihr mich mißhandelt, weil der Hans jetzt mein Bursch ist, dann habt ihr Unrecht! — In einem Vierteljahr bin ich sein Weib; es ist fest ausgemacht zwischen uns!"

Die Schreinerin antwortete mit einem Hohnlachen. „Das heißt," entgegnete sie, „so hat er dich angelogen und so hast du's geglaubt! „Wie ist's möglich, daß dem noch eine traut!" weißt du, wer das gesagt hat? Du selber! — Und nun ist die erste, die ihm wieder traut, die, welche am ärgsten gegen ihn geschrien hat — meine Tochter!"

Kathrine, mit einem Ton der Ergebung, versetzte: „Ich hab' ihn eben damals nicht gekannt!"

„So!" rief die Mutter, ordentlich glänzend vor Hohn, „und jetzt kennst du ihn? Das heißt, jetzt bist du eine verliebte dumme Gans und glaubst, was er dir sagt. Aber kennen lernen wirst du ihn schon noch — das wird nicht ausbleiben! In einem Vierteljahr bist du eine Dirne, die sich auf die Schandbank setzen kann!"

Kathrine schüttelte den Kopf mit Unmuth und Stolz. Sie hatte alle Beweise der Welt, daß der Hans nicht mehr von ihr lassen könne — und sollte so was anhören über ihn? „In einem Vierteljahr," wiederholte sie mit Nachdruck, „bin ich ein Weib, meines Burschen Weib! Und jetzt, weil's doch einmal aufgekommen ist, jetzt wird's noch früher geschehen!"

„Das Glück," entgegnete die Schreinerin mit Verachtung, „wenn's auch dazu käme, wär' kein besonderes! Denn aus dem Menschen wird nie ein ordentlicher Mann, es liegt gar nicht in ihm! Aber ich glaub' nicht dran! Ich glaub' nur, daß das eintrifft, was mich schon ein paarmal zu Tod erschreckt hat in der bloßen Vorstellung. — Großer Gott in deinem Himmel droben!" fuhr sie fort, indem ihr Thränen aus den Augen drangen; „so was muß ich erleben von meiner Tochter! Von der gescheiten und stolzen Kathrine! Von dem Mädchen, die den bravsten Menschen hätt' haben können im ganzen Dorf! Nun kann ich mir denken, warum der Heinrich nicht mehr gekommen ist. Er weiß es auch schon, und die Kohlbäuerin weiß es! Alle wissen's im ganzen Dorf und Alle schlagen die Hände

über'm Kopf zusammen! Meine Tochter, die man nur gelobt und beneidet hat, sie wird jetzt verachtet und in den Mäulern herumgetragen, daß man sich schämen muß in der ganzen Umgegend! Ich hab' viel Verdruß gehabt und Angst in der letzten Zeit; aber das Aergste, was ich mir vorgestellt hab', ist nichts gewesen gegen das, was jetzt wirklich gekommen ist! Der Teufel, ja, der Teufel in der Höll' selber hat uns das angerichtet! Du, dem Hans sein Mädchen! du! — An dem Unglück," setzte sie verzweifelnd hinzu, „gehen wir zu Grunde, alle mit einander!"

Kathrine, erschüttert, ging auf die Mutter zu und wollte ihre Hand ergreifen. Die Schreinerin riß sie heftig zurück. Zitternd und bebend standen beide einander gegenüber. Dann rief die Tochter mit flehendem Ton: „Mutter, ich bitte dich, quäl' dich nicht und quäl' mich nicht mit solchen Einbildungen! Schwätzen und lästern werden sie jetzt freilich im Dorf; aber sie schwätzen ja über Alles — jedes kommt einmal an die Reihe — wer wird sich daraus was machen? Ich für meine Person nicht, und ihr sollt's auch nicht! Es ist nun einmal so gekommen, und ich weiß wohl, warum es so gekommen ist! — Mutter, Mutter," fuhr sie leidenschaftlich entschlossen zu der Schweigenden fort, „bring' mich nicht außer mir, daß du mir nicht glaubst, sonst bin ich im Stand' und sag' dir: auch wenn ein Unglück käm' und ich ging' zu Grunde — auch dann —" Sie verstummte.

Das Weib starrte die Tochter an. „So weit ist's gekommen!" rief sie. „Du hast dich also selber schon darauf ein-

gerichtet, daß du verloren bist — und du forderst unsern Herrgott heraus?"

Kathrine rang mit diesem Vorwurf. „Du hast mich dazu gebracht," rief sie mit Thränen im Auge, „daß ich so geredet hab'! Der Hans ist mein Bursch und wird mein Mann — ich kann und ich darf nicht leiden, daß man ihn vor mir als einen schlechten Menschen behandelt! Ich glaub' ihm und ich muß ihm glauben, denn wie er spricht, kann kein Mensch lügen — es ist nicht möglich! Aber noch einmal: ich will mit ihm reden und er soll's früher in Richtigkeit bringen, als wir's mit einander ausgemacht haben! In Kurzem, ich versprech' dir's, hat die Geschichte ein Ende!"

„Ja," rief die Mutter zornig dagegen, „ja, sie wird ein Ende haben, weil ich ihr ein Ende machen werd'! Glaubst du, jetzt, wo wir's wissen, jetzt werden wir dich's so forttreiben lassen? Wenn du ganz toll bist und dich mit Fleiß ins Unglück stürzen willst — ich bin's nicht und ich schieb' dir den Riegel vor! Ich red' mit deinem Vater, ich red' mit meinem Bruder und meinem Schwager — die werden mit dem Menschen fertig werden, das kannst du mir glauben! Dieser schändliche Verführer soll mir nicht mehr in mein Haus kommen! Wenn du noch zu retten bist, so ist's auf diese Weis'! Ausgerichtet bist du, und das wird noch eine zeitlang so fortgehen; aber wenn ich dich ihm aus den Klauen reiß', dann kannst du noch immer einen ordentlichen Mann bekommen, wenn auch keinen Heinrich! — Keinen Fuß soll er mir mehr in mein Haus setzen, dieser Teufel in Menschengestalt!"

„Mutter,“ entgegnete die Tochter wahrhaft erschrocken, „thu' das nicht! Du kennst den Hans nicht! Nach dem, was wir mit einander ausgemacht haben, kannst du ihn nicht schlecht behandeln ohne allen Grund, sonst gibt's ein Unglück! Mord und Tod gibt's Mutter, das sag' ich dir! Denn der Hans läßt sich von keinem Menschen was gefallen, und wer ihm Unrecht thut, der hat's zu büßen! Und dann geht erst ein Geschrei auf — dagegen ist das jetzige gar nichts! Ich bitte dich um Gotteswillen, Mutter, um deinet und um des Vaters willen, unterlaß das!“

Die Schreinerin, verstummt, sah für sich hin; die Gefahr stand ihr vor der Seele. Diesem Menschen war Alles zuzutrauen, darin hatte die Tochter Recht. Der Zweifel hatte ihre Seele ergriffen und lähmte sie.

Kathrine ging auf die Entmuthigte zu und faßte sie bei der Hand, die nicht mehr zurückgezogen wurde. „Mutter,“ rief sie mit der ganzen Herzlichkeit einer Liebenden und Glaubenden, „laß mich die Sache ausmachen! Wenn Jemand auf den Hans etwas kann, so bin ich's! Mir folgt er! Mir thut er Alles, was ich haben will! Er ist wol bös gegen diejenigen, die bös sind gegen ihn; aber wer's gut mit ihm meint, gegen den ist er gut, von Herzen gut. Ich kann mit ihm thun, was ich will; er hält gar alles auf mich, und ich wüßte mir keinen bessern Mann im ganzen Land! Verderb' mir den Handel nicht mit Fleiß, Mutter, und ohne alle Noth — du würdest dich schwer versündigen an deiner Tochter!“

Die Mutter stand rathlos. „Lieber Gott im Himmel,“

rief sie verzweifelt, „wo sind wir hingerathen! — Also gefallen lassen soll ich mir's? Nichts thun können soll ich dagegen?"

Die Tochter sah sie mit einer rührenden Zuversicht an. „Warum willst du denn was dagegen thun?" fragte sie. „Kann ich denn mehr wünschen, als daß ich einen Mann bekomme, den ich liebe und vor dem ich Respect habe? — Ueberlaß nur Alles mir, Mutter," fuhr sie bittend fort, „das ist der Weg zum guten Ende! Der Hans hat eine finden müssen, die Herr wird über ihn — und die hat er gefunden, Mutter, in deiner Tochter! — Ich will mit ihm reden, und ich versprech' dir, daß er kommen wird, um Alles richtig zu machen. Dann sollen die Leute noch einmal schwätzen — und wir werden lachen dazu!"

Die Schreinerin sah sie an, forschend, ob sie ihr irgend glauben könne.

„Red' mit dem Vater," fuhr die Tochter fort, „ich bitte dich! Sag' ihm Alles, was ich dir gesagt hab'. Dann will ich auch mit ihm reden, und dann wird der Hans kommen — und" (fügte sie mit einem zärtlichen Lächeln hinzu) „ich hoff', ihr werdet ihn nicht aus dem Hause weisen."

Das Ergebniß der Unterredung, die so stürmisch begonnen hatte, war trotz allem ein friedliches. Die Mutter sprach mit dem Vater und brachte ihn zu dem Schlusse, der bereits der ihrige war. Nach vielen Ausrufungen der Klage und der Sorge kam man überein, den Hans erwarten zu wollen, weil's eben jetzt nicht mehr anders ginge.

Kathrine war außerordentlich froh, als die Mutter ihr

diese Mittheilung machte. „Nun," rief sie, „wird bald Alles im Reinen sein."

Ein Tag nach dem andern verging; eine Woche verging; die Eltern warteten, der Bursche kam nicht zu ihnen.

Den Hans zu bestimmen war nicht so leicht, als Kathrine sich's vorgestellt hatte.

Sie erzählte ihm bei der nächsten Zusammenkunft den Auftritt, den sie gehabt hatte, und theilte ihm ihren Wunsch mit.

Der Bursche blieb stumm. In seinem Innersten sträubte sich etwas dagegen. Nach einer Weile entgegnete er: „Meiner Ansicht nach ist das jetzt noch zu früh. Was wir haben, ist so schön — bleiben wir doch noch eine zeitlang dabei. Dein Vater und deine Mutter wissen genug — damit können sie zufrieden sein. — Das Vierteljahr," setzte er mit einem gewissen scherzenden Vorwurf hinzu, „das ich mir ausbedungen hab' und das du mir zugestanden hast, ist noch lang nicht um!"

„Es ist eben aufgekommen," versetzte Kathrine, „früher als wir gedacht haben. Und jetzt gibt's ein Gerede —"

„Was kümmern wir uns darum," fiel der Bursche ein. „Laß sie schwätzen — auf einmal stopfen wir ihnen die Mäuler!"

„Du solltest's thun — mir zuliebe," fuhr sie bittend fort.

„Und du solltest mir meine Freud' lassen — mir zuliebe," entgegnete Hans. „Es ist gar zu kurz angesprengt! Wir haben ja kaum angefangen, Bursch und Mädchen zu sein. Wegen der Leute und ihrem einfältigen Geschwätz? Geh! Wir thun, was uns gefällt, nicht was den Leuten gefällt — und kein Mensch soll sagen, daß ich um seinetwillen meinen Kopf ge-

ändert habe. — Liebe Kathrine," fuhr er nach einer Weile mit Laune, aber auch mit Entschiedenheit fort, „es kommt zu plötzlich. Sei gut! Sei mein Schatz — und frag' nur nach mir, wie ich nur nach dir frag'."

Die Liebende gab nach, und die erste Woche ging hin. Als sie vorbei war, erneuerte sie ihre Vorstellungen. Sie klangen dem Burschen nicht angenehmer in's Ohr; er schüttelte den Kopf und schwieg. Und wie das Mädchen sie dringend, mit empfindlichem Tone wiederholte, wurde er seinerseits gereizt. Das sei gegen Alles, worüber sie einig geworden wären, entgegnete er. Er sehe wol, sie traue ihm nicht. Sie wolle nur sicher gehen und sobald als möglich eine Frau sein — sie wisse nicht, was Liebe sei.

Kathrine sah ihn mit einem vorwurfsvollen Blick an — Thränen standen ihr in den Augen.

Der Bursche besann sich. Er nahm sie zärtlich bei der Hand und erklärte, sie habe Recht mit ihrem Verlangen, er müsse ihr's zugeben und werde thun, was sie fordere; aber — sie solle ihn nicht drängen. Das könne er nun einmal nicht vertragen, es mache ihn widerspenstig, ja geradezu bös; am ehesten würde es geschehen, wenn sie ihn ganz allein gehen lasse und ihm keine Zeit ansetze. Er sei nun einmal so und werde sich darin schwerlich ändern — sie solle sich in ihn schicken.

Kathrine fügte sich noch einmal. In ihrer Seele stiegen jetzt allerdings Zweifel auf und schwere Sorgen bedrängten sie; aber sie kämpfte dagegen. Es war nicht möglich, daß er nicht that, was er so heilig versprochen hatte — es handelte sich

nur um früher oder später. Geduld war vonnöthen — Geduld, weil er nun doch einmal ein solcher war, und sich nicht anders machen konnte. Zuletzt that er's von selber und Alles wurde recht.

Wenn derlei Gedanken hinreichten, sie selbst wieder zu beruhigen und sie zu fernerem Warten zu bewegen, so zeigten sie sich doch völlig ungenügend gegen ihre Eltern. Diese sahen das Schlimmste bereits eingetroffen — nur die That hätte ihre Furcht widerlegen können. Und nun konnte die Tochter den Burschen doch nicht länger schonen — sie mußte wieder anfangen und bitten und ermahnen und darauf bestehen, wenn sie dadurch auch gegen das Versprechen handelte, das sie dem Hartköpfigen stillschweigend gegeben hatte.

Und so kamen endlich die Widersprüche und die wechselseitigen Vorwürfe; es kam die Leidenschaft und der Groll — es kamen die peinlichen Auftritte.

Der Bursch, der nicht getrieben sein wollte, klagte gereizt: man traue ihm nicht, und das sei für ihn eine Beleidigung, und noch dazu eine ungeschickte, wie er sagen müsse; denn sie helfe gar nichts, sie ärgere ihn nur, und er könne dann erst recht nicht thun, was man haben wolle. — Das Mädchen entgegnete: dieses ewige Hinausschieben zeige ihr eben, wie er gesinnt sei. Er wolle ihr's machen, wie den andern — das sei klar. Alles, was er ihr gesagt habe, sei nur so geredet gewesen. Er wolle sie verlassen und unglücklich machen — und wenn er nicht morgen schon zu ihrem Vater gehe, so könne sie daran gar nicht mehr zweifeln!

Auf solche Reden folgte dann Weinen und Schluchzen; die Thränen rannen unstillbar aus den Augen — und der Bursch hatte alles Mögliche zu thun in Trösten, Schmeicheln und Versprechen, um die Jammernde nur einigermaßen wieder zu beschwichtigen.

Die Honigwochen des Paares waren dahin! — Bittern Trank hatten sie nun zu kosten alle beide!

Wenn etwas abwärts gehen soll, dann hilft Alles zusammen. Wie aus dem Heilsamen das Heilsamere hervorgeht, so aus dem Verderblichen das Verderblichere.

Kathrine welkte dahin — zusehends. Ihre schöne Fülle verlor sich, die blühende Farbe schwand von ihren Wangen. — Die Sorge und der Verdruß, die Reue und der Gram nagten an ihr. Sie war so sicher gewesen! Sie hatte so stolz verkündigt, daß sie mit dem Burschen anfangen könne, was sie wolle; daß er kommen und Vater und Mutter recht schön bitten werde, sie ihm zum Weibe zu geben. Und nun war's ein leeres Gerede; nun mußte sie in Scham dastehen! Sie mußte die vorwurfsvollen, hoffnungslosen Gesichter ihrer Eltern sehen und ihre Reden hören! Sie mußte die Klagen der Mutter hören und konnte nur entgegnen, was nicht mehr geglaubt wurde. Zagend, zitternd und bebend ging sie im Hause herum.

Die Liebe und die Freude hatten sie verschönt. Die Freude hatte sie frisch, muthig, gesund erhalten, und die Liebe hatte ihren Zügen einen holdseligen Ausdruck gegeben. Das Herzeleid und der Gram zehrten an ihr und nahmen ihr nicht nur

die Frische, sondern auch den Reiz und die Lieblichkeit. Sie erkannte, daß sie nicht mehr die frühere war; eine tiefe Entmuthigung befiel sie, und Geister des Grimmes zogen in ihre Seele, die sie in gewissen Augenblicken völlig anmuthlos erscheinen ließen.

Der Bursche sagte eines Tages zu sich: „Die Kathrine ist eine ganz andere geworden! Sie ist nicht mehr lieb, wie sie gewesen ist — gar nicht mehr! — und sie ist auch nicht mehr schön! — Sie ist die Schönste gewesen von Allen, die ich gekannt hab'; aber ihre Schönheit ist schnell vergangen, ganz vergangen! — Es ist kaum zu glauben!"

Einige Tage später kam es zwischen ihnen zu einer neuen Scene. Sie trafen sich an einem frostig nebligen Morgen auf dem Anger — von Seiten des Mädchens nicht ganz zufällig. Sie, in ihrer Aufregung, nahm die Gelegenheit wahr, ihr gänzes Herz zu entladen. Ihre Geduld war zu Ende und sie wollte sich keinen Zwang mehr anthun. Sie überschüttete den Burschen mit Vorwürfen. Ihr bleiches und mageres Gesicht überzog sich, während sie sprach, mit einer düstern Röthe und aus den Augen gingen in Scham und Grimm feindselige, brennend böse Blicke.

Der Bursche hörte und sah sie an — und er erschrak über das Gefühl, das in ihm entstand. Es waren die Schauer einer tiefen Abneigung. — Im Innersten verdrossen, mit dem Gedanken des Verlassens, ging er von ihr hinweg.

Hans war nicht ohne alles Gewissen, wie ihm überhaupt

gute Eigenschaften nicht fehlten. Wären seine Thatkraft und seine Kühnheit zu rechter Zeit gezügelt und — allerdings in einer günstigeren äußern Lage — auf ehrenwerthe Ziele gelenkt worden, er hätte sich gewiß hervorgethan. Aber der herrische Eigenwille, den er als Erbtheil empfangen hatte, fand nicht den überlegenen sittlichen Gegner, der ihn brach und umwandelte; der Dorfbursche ließ sich darin gehen, wie es seine Verhältnisse gestatteten, und in der Laufbahn, die wir angedeutet haben, verhärtete sich sein Herz. Wenn sich nun auch die bessere Natur in ihm rührte und das Gewissen gegen sein Vorhaben aufstand — die Selbstsucht kämpfte dagegen und behauptete das Feld.

Nach Allem, was er wahrgenommen, hätte er wol sehen und sich sagen können: „Wenn ich ihr zeige, daß ich sie liebe — wenn ich mein Wort halte, dann wird sie wieder frisch und froh und lieb und schön, wie sie gewesen ist. Ich selber bin schuld daran, daß sie sich verwandelt hat, und ich kann sie auch wieder umwandeln, wenn ich will!"

Aber das sagte er sich nicht. Seinem innersten Hange folgend, der ihm jede Fessel abstoßend erscheinen ließ, hatte er nur das Gegenwärtige vor Augen und sein Gefühl war ihm allein und Alles entscheidend. Er konnte nicht gegen seine Neigung handeln. Sich an ein Mädchen zu binden, das er nicht mehr gern hatte, dazu konnte er sich nicht bringen — es war ihm unmöglich!

Bei seinem ganzen Verhalten hatte unbewußt ein Drang mitgespielt, der nun klar und offen hervortrat. Kathrine, in

ihrer Jugendschönheit, in einem holden Wesen, womit sie alle seine bisherigen Geliebten übertraf, hatte ihn bezaubert, ihr Trotz hatte ihn gereizt — seine Leidenschaft und sein Stolz forderten ihre Eroberung. Ein neues Abenteuer — das schönste von allen bisherigen, das war der erste Zweck seiner Seele! In einzelnen Augenblicken kam es ihm später nun doch vor, als ob er dieses Mädchen zu seiner Frau machen könnte und müßte; und wenn er so sprach und Kathrine das hoffen ließ, so war es nicht geradezu Betrug. Aber sein Vorsatz, das Erzeugniß der Leidenschaft und der Noth, ohne Tiefe und Festigkeit, sank bei der ersten scheinbaren Veranlassung dahin, und nun meldete sich in ihm jener Drang — der Drang, hinaus in die Welt zu gehen und dort mit dem vielerprobten Unternehmungsgeist sein Glück zu machen, aufs neue und stärker — und wurde des Dorfmädchens gefährlichster Feind.

In den Erwägungen, die er in der Einsamkeit mehrere Tage hindurch anstellte, kam dem Burschen doch wiederholt der Gedanke, daß er nach Allem verpflichtet wäre, die Kathrine zur Frau zu nehmen, und es gesellte sich dazu die Ahnung, daß sie ihm als solche Ehre machen würde — daß ihr jetziges kränkliches Aussehen nur vorübergehend sei. Aber wenn er sie heiratete, dann war er an die Scholle gefesselt! Wenn sie mit einander auch zu leben hatten, war's doch ein kleines, ärmliches Leben. Er war und blieb Handwerker und Söldner, und wenn er bis jetzt durch seine kecke Entschlossenheit die Bauernsöhne zu Paaren getrieben hatte — im Besitz ihrer

Höfe sahen sie auf ihn, den Söldner, vornehm, geringschätzig herab, und er, mit Weib und Kind von ihnen abhängig, konnte nichts dagegen machen, er mußte den Verdruß und den Schimpf hinunterschlucken. Er mußte das thun — er, der draußen in der Welt ein Herr werden könnte, vor welchem die Bursche, wenn er wiederkehrte, tief die Hüte zogen!

Hörte man nicht, daß die Franzosen eine Rebellion gemacht hatten, daß Alles drunter und drüber ging und daß man mit ihnen Krieg haben werde? Wie lange stand's an, dann brach er los, und für einen Burschen von seinem Schrot und Korn war dann Alles möglich und Alles zu hoffen. Sollte er, der solche Aussichten hatte, im Dorfe versauern?

Es ging nicht. Er hatte einen Geist und ein Geschick, die zu gut dazu waren. Nur gar zu lange hatte er sich schon hier halten lassen; aber wenn er sich nun an eine Kette legen wollte, dann beging er ein Verbrechen gegen sich selbst! Er richtete sich mit seinen Gaben selber zu Grunde — unverantwortlich! Wenn er blieb, nur um der Kathrine sein Wort zu halten, ohne Neigung und ohne Freude, dann wurde er unwillig, böse — und er war dann für sein Weib ein schlechter Ehemann. Es war für Kathrine selber besser, wenn er sein Versprechen nicht hielt!

Als er wieder einmal zu diesem Schluß gekommen war, schaute er für sich hin, und ein ernstes Bedauern malte sich auf seinen Zügen. Dann sagte er sich: „Sie wird sich trösten! Die Andern haben sich getröstet — sie wird's auch

thun, wenn's auch ein wenig länger dauert! Wenn ein Jahr oder zwei darüber hingegangen sind, dann wird einer kommen und wird sie zum Weib haben wollen, und sie wird ihn nehmen. — Wenn ich wegbleibe, kommt vielleicht der Heinrich wieder! Das ist just einer, dem man's zutrauen kann! Und wenn nicht, Einer kommt gewiß; solche Mädchen bleiben nicht übrig bei uns! Und wer dann auch kommen mag, er wird ein besserer Mann für sie sein, als ich's wär'!"

Nach allen diesen Versuchen, sich vor sich selber zu rechtfertigen, kam ihm doch wieder das Gefühl: von Allem, was er bisher gethan, sei dies das Aergste! Der Unterschied zwischen Kathrine und den andern Mädchen trat ihm aufs neue vor die Seele. Und weil sie eine andere war, so handelte sie vielleicht auch anders! Eine Ahnung stieg in ihm auf, daß diesmal aus seinem Benehmen großes Unheil entstehen könnte! — Wenn das aber bloße Einbildung war, das war sicher: von allen Seiten würde man jetzt auf ihn einrücken, und eine sehr harte Arbeit würde es für ihn sein, Allen nach einander Stand zu halten!

Er mußte fort — schon in der nächsten Zeit! — Draußen, in der Freiheit, wollte er dann entweder in die Höhe kommen oder zu Grunde gehen! — —

Und nun wartete Kathrine nicht mehr, ob der Hans zu ihren Eltern kommen würde — sie wartete auf seinen Besuch bei ihr selber! Sie wartete Tag für Tag — vergebens! Eine Woche ging hin — er war nicht mehr erschienen. Sie

wußte, daß er gesund war und ausging — sie konnte an ihrem Schicksal nicht mehr zweifeln. Und zu gleicher Zeit konnte sie nicht mehr daran zweifeln, daß sie der öffentlichen Schande entgegenging.

Als sie der Mutter das Geständniß machte, war es dieser unmöglich, sie zu schelten: die Arme stürzte besinnungslos vor ihr zusammen.

XII.

Tage wie die nun folgenden, hatte man im Hause des Schreiners noch nicht erlebt. Es kam aber darin mehr zu Ausbrüchen des Jammers als wilder Leidenschaft. Wären Vater und Mutter auch heftiger und roher gewesen, die Tochter hätte zum Mitleid herausgefordert. Sie zeigte namentlich jetzt, wie sehr sie sich von den gewöhnlichen Mädchen unterschied: sie machte es den Eltern unmöglich, sie mit Vorwürfen anzufallen, weil sie sich ohne Barmherzigkeit selber verurtheilte.

Alles, was sie begangen hatte, kam ihr ins Gedächtniß und sie hielt es sich vor. Und Alles erschien ihr von der strafwürdigen Seite — all ihr Elend hatte sie durch ihr Benehmen verdient.

Als sie wieder einigermaßen beruhigt war, legte sie der Mutter ein ausführliches Geständniß ab. Diese erkannte hieraus, wie die Tochter von dem Burschen gefangen worden war, und erblickte in seinem Verhalten mehr Absicht, als er dabei gehabt haben mochte. „O, der Bösewicht!“ rief sie,

„der Bösewicht! Hab' ich ihn aber nicht gekannt? Hab' ich nicht Alles vorhergesagt?"

Eine eigene Frage war für sie die Rolle, welche die Sternweberin bei der Sache gespielt hatte. Daß dieses Weib, eine Base von ihr, dem Burschen mit Wissen zu einer Schlechtigkeit geholfen haben sollte, konnte sie sich nicht denken. Sie wollte sich Gewißheit verschaffen, ging zu ihr hin und entlud ihr Herz nach der Forderung ihrer Leidenschaft.

Die Alte horchte bestürzt und erklärte schmerzlich beschämt, daß sie davon keine Ahnung gehabt. „Ich hab' ihn im Grund seines Herzens für besser gehalten," sagte sie, „und darum hab' ich ihm geglaubt, und hab' ihm geholfen. Er ist aber wirklich ein böser Mensch, wie ich jetzt sehe, und nun steh' ich mit ihm an der Schande da. Das ist also die Ursache, warum er seit einigen Tagen herumläuft und nichts redet und immer sinnirt? Seine Mutter hat mir gesagt, er säh' aus, als ob er wieder einen seiner Streiche im Kopf hätte."

„Der Streich," versetzte die Schreinerin, „ist ausgeführt. Soll er ihm aber durchgehen? Wollt Ihr ihn thun lassen, was er mag?"

„Behüt' mich unser Herrgott," erwiderte das Weib. „Ich will ihm seine Schlechtigkeit vorhalten — sein Vater und seine Mutter müssen mir helfen — wir wollen doch sehen, ob dieser Mensch uns Allen trotzen kann und nicht auch einmal nachgeben muß. — Schreinerin," fuhr sie fort, indem sie ihre Hand ergriff, „nichts in der Welt hat mir so leid gethan, als was du mir erzählt hast. Aber geh' jetzt nur nach Haus. Ich will

Alles versuchen und Himmel und Hölle in Bewegung setzen. Vielleicht kann ich dir doch einen besseren Bericht bringen."

Am anderen Morgen ging die Sternweberin zum alten Maurer, dessen Haus von dem ihrigen nur einige hundert Schritte entfernt lag. Sie erzählte die Geschichte, fand die Eltern bereit, mit ihr zusammen gegen den Burschen Ernst zu machen — und Hans wurde vorgeladen.

Als er in die Stube trat, die drei beisammen und ihre Mienen sah, errieth er Alles. „Was ist euer Begehr?" fragte er mit spöttischer Miene.

Die Weberin begann und hielt ihm seine Unthaten vor. Dann rief sie: „Hast du mir nicht gesagt, du wolltest die Kathrine heiraten, absolut nichts Anderes?"

„Das ist auch wirklich meine Meinung gewesen," erwiderte der Bursche ernsthaft.

„Und jetzt nicht mehr?"

„Nein!" entgegnete Hans.

Eine Röthe des Zornes färbte die faltigen Backen des Weibes. „Das ist eine Unverschämtheit, die noch nie erhört worden ist!" rief sie. „Du versprichst mir und dem Mädchen heilig, daß du sie heiraten willst, und jetzt willst du dein Wort nicht halten?"

„Ich *kann* nicht," erwiderte der Bursche mit der Schärfe tiefen Unmuthes. „Wie sie mir zuwider geworden ist, weiß ich nicht; sie ist mir aber zuwider geworden — und eine solche nehm' ich nicht zum Weib!"

Die Alte zitterte vor Aufregung. „Du bist wirklich ein

schamloser Mensch!" rief sie. „Zuwider ist sie dir geworden — und darum kannst du sie nicht heiraten? Da hast du dir aber eine gute Thür aufgelassen. Durch die kannst du, wenn's dir beliebt, von Jeder wieder loskommen. Nach diesem einfältigen Zuwidersein," fuhr sie entrüstet fort, „wird gar nicht gefragt. Du mußt die Kathrine heiraten. Verstehst du mich? Du mußt!"

Hans erhob den Kopf, seine Lippe rümpfte sich drohend und sein Auge funkelte. „Ich muß?" rief er. „Wer will mich zwingen?"

Mutter und Stiefvater hatten bis jetzt still dagestanden. Dieser mit dem düsteren Gesicht eines Mannes, der in einer Sache Alles gethan hat, was man von ihm fordern konnte, und sie doch übel ausschlagen sieht; die Mutter mit dem unheimlichen Ausdruck einer Seele, die sich eines alten Fehltritts erinnert und eine That strafen soll, worin sie ihre eigene Strafe erblicken muß. Als nach der Frage des Sohnes eine Stille eintrat, fand eben sie doch ein Wort der Entgegnung — und sie sagte mit gedämpftem Tone: „Weißt du, in welchem Zustand die Kathrine ist?" Ihr Auge auf ihn gerichtet, nickte sie mit Bedeutung.

Hans war betroffen. Ein tiefes Schweigen folgte; dann versetzte er düster: „Sie thut mir leid — aber das kann nichts mehr ändern!"

Die Mutter sah ihn zürnend an. Die Base rief: „Aber du bist ja ein Unmensch!"

„Ich bin ein Mensch," fiel Hans mit Heftigkeit ein, „der

sich von dem, was er einmal bei sich ausgemacht hat, durch nichts mehr abbringen läßt!" — Ruhiger fuhr er fort: „Ich will thun, was sich gehört und was ich kann. Darauf darf sie zählen. Aber was ich nicht kann, das soll Niemand von mir erwarten!"

„Schäm' dich!" rief die Sternweberin mit grimmigen Blicken. „Schäm' dich mit deinem Bettelgeld; die Kathrine würde dir's ins Gesicht werfen! Meinst du, bei so einem Mädchen kannst du dich damit abfinden, du hoffärtiger Narr du? Kurz zur Sach', du mußt die Kathrine heiraten! Ich will's haben, dein Vater will's haben und deine Mutter will's haben. Wenn du's nicht thust, zieh' ich meine Hand ganz von dir ab — nicht einen Heller kriegst du von mir!"

„Und ich," versetzte der alte Maurer, „ich geb' dir mein Haus nur unter der Bedingung, daß du das Mädchen nimmst. Wenn du mir trotzen willst, geb' ich's deiner Schwester, und du kannst gehen, wohin du magst!"

Hans schaute eines ums andere an und lächelte geringschätzig. „Es ist euer Eigenthum," erwiderte er, „ihr könnt damit anfangen, was ihr wollt."

Die Ruhe des Burschen brachte die Weberin außer sich. „Hans," rief sie, „jetzt treib das Spiel nicht weiter, ich rath's dir. Es ist nicht möglich, du kannst keinen so niederträchtigen Menschen machen; denn das wär' außer aller Weis'. Du hast mich gebraucht bei dem Handel, und die Kathrine ist nur in den Garten gekommen, weil ich hoch und theuer geschworen hab', daß du's ehrlich mit ihr vorhast. Wenn du schlecht

handelst gegen sie, dann machst du mich zum schlechten Weib. Wie lang soll denn das überhaupt noch währen mit deinen Streichen? Willst du gar nicht aufhören? Fürchtest du dich nicht der Sünden? Glaubst du, es gibt keinen Herrgott, der deinem Unwesen ein Ziel setzen kann? Bedenk' das Ende, Hans, und mach' einmal ein Ende! Du gehst heute noch zum Schreiner und hältst um seine Tochter an. Heute noch! Dein Vater übergibt dir die Söld' und ich geb' dir, was ich dir versprochen hab' — und Alles ist gut und Alles ist aus und Alles ist zufrieden! Ich hab' dir bis jetzt Alles verziehen und mich immer wieder deiner angenommen, wie arg deine Sachen auch gewesen sind — jetzt zeig', daß du für mich auch einmal was Gutes thun kannst. Du mußt mir folgen!" rief sie, ihn beim Arme ergreifend. „Ich will's haben, und ich laß dich nicht los, Bube, bis du thust, was ich haben will."

Hans schaute sie an; dann mit einem Ruck machte er sich frei. „Base," entgegnete er, „Ihr seid nicht bei Verstand — es thut mir leid, daß ich Euch das ins Gesicht sagen muß. Ihr kennt mich nun so lang — und Ihr wißt nicht, wie ich bin. Wenn ich die Kathrine heiraten wollte, würd' ich's thun, weil ich's will. Ich hab' aber beschlossen, sie nicht zu heiraten, und nun geschieht's auch nicht. Ihr wollt mich zwingen, alte Frau — Ihr? Kein Mensch in der Welt kann mich zwingen. Wenn ich schon vorher mit mir eins geworden bin, es geschieht nicht, und es will mich Jemand zwingen, dann geschieht's zehntausendmal nicht! Himmel und Erde fallen eher ein, als daß ich meinen Willen ändere! Und wenn der Satan heraufkäm' und

ein ganzes Heer von Teufeln mit ihm und er würde sagen: Du mußt das Mädchen nehmen, sonst laß ich dich in die Hölle hinunterschleifen — ich gäb' ihm zur Antwort: Mach' mit mir, was du willst — ich thu's nicht!"

Der Bursche hatte ruhig begonnen; nach und nach kam er in eine Wallung, seine Züge erhielten den unheimlich feierlichen Glanz des Dämons und die letzten Worte sprach er mit der schneidendsten Entschlossenheit.

Die Mutter, die ihn staunend angesehen, senkte das Haupt und rief in sich hinein: „Ganz wie sein Vater! Ganz wie sein Vater! Großer Gott im Himmel!"

Ein langes Schweigen folgte. Dann sagte der Maurer: „Bleibst du bei deiner Red', so bleib' ich bei meiner. Mein Haus kriegst du nicht."

„Ich will's nicht," entgegnete Hans.

„Und was will der vornehme Herr dann thun?" fragte der Alte höhnend. „Was soll aus ihm werden?"

„Ich geh' fort!" rief Hans. „Hinaus in die Welt! In dem Dorfe bin ich nur zu lang gewesen."

„Ich halte dich nicht auf," entgegnete der Maurer. Und für sich murmelnd, setzte er hinzu: „Geh' hin, woher du gekommen bist!"

Die Mutter schaute auf den Sohn mit Unwillen, mit schmerzlichem Bedauern, aber mit unvertilgbarer Liebe.

Hans hatte seine ganze Ruhe wieder erlangt. „Es scheint," sagte er, „daß wir jetzt fertig sind?"

„Wir sind fertig," erwiderte der Maurer.

„Wir sind fertig,“ rief die Weberin. „Ganz und gar.“

„Dann wünsch' ich euch allen guten Tag,“ sagte Hans und ging hinaus.

Die Weberin eilte vom Hause des Schwagers ins Weiler zum Schreiner, um den Ausgang der Unterredung zu melden. Die Familie nahm den Bericht gefaßter auf, als das Weib fürchtete; sie hatte nichts mehr erwartet. Als man der Kathrine die Rede des Hans mittheilte wegen des Abbezahlens, färbten sich die mageren Wangen hochroth, die matten Augen blitzten Verachtung und sie rief: „Es ist ein infamer Mensch! Infam aus Vornehmheit! Oh,“ setzte sie mit schauernder Stimme hinzu, „wie furchtbar bin ich gestraft!“

Das Haus des Schreiners, das man früher ein Haus des Glückes nennen konnte, war ein Haus der Trauer geworden. Die Eltern, die so freudigen Stolz empfunden hatten über ihre Tochter und ihre Verbindung mit dem Kohlbauern — über die angesehene „Freundschaft“, welche die ihrige werden sollte — sie gingen jetzt gedrückt, verlegen, tief gedemüthigt umher. Der Schreiner machte keine seiner scherzhaften Bemerkungen mehr, die sonst wenigstens seine gute Laune bezeugt hatten. Sein feines Gesicht wurde schmäler und verlor an Farbe; sein ganzes Wesen drückte tiefes Herzeleid aus.

An einem Samstag im December war nach längerer trüber Witterung ein Sturm über das Land gegangen; Nachmittags trat Ruhe ein, und endlich kam sogar die Sonne wieder hervor. Ihre Strahlen fielen nicht in die Stube unserer Leute, aber

man sah den Schein am Nachbarhause, und dieser schon reichte hin, die Seelen zu sänftigen und ergebener zu stimmen.

Auf dem Lehnstuhl neben dem Ofen saß Kathrine. Sie hatte ihn in einer Anwandlung von Schwäche aufgesucht, aber sich wieder erholt, und sah nun, das Haupt auf die Rechte gestützt, in Gedanken vor sich hin. Die Mutter kam herein, setzte sich auf einen Stuhl vor sie und betrachtete sie eine zeitlang prüfend. „Bist du so weit, daß man dir etwas sagen kann?“ fragte sie.

Kathrine erhob den Kopf. Mit einem mehr geduldigen als bitteren Lächeln erwiderte sie: „Ich kann Alles hören.“

„Der Hans,“ versetzte die Mutter, „macht wirklich Anstalt, fortzugehen. Sein Vater hat schon das Geld zusammengebracht, mit dem er abgefunden wird.“

„Glück auf die Reise,“ hauchte Kathrine.

Die Schreinerin warf einen tief betrübten Blick auf sie. „Was soll aber mit dir geschehen?“ rief sie. „Was willst du thun?“

„Meinen Fehler büßen!“ erwiderte die Tochter.

Der bedauernde Blick, mit welchem die Mutter sie hierauf ansah, enthielt auch einen Widerspruch.

Jene fuhr mit sanfter Stimme fort: „Ich will nichts mehr von der Welt. Ich hab' nur zu viel von ihr gehabt — jetzt verlang' ich nichts mehr!“

„Geh,“ sagte die Mutter, „du red'st, als ob du alle Hoffnung aufgegeben hättest.“

„Das hab' ich auch wirklich, Mutter! Ich muß jetzt nur

drauf denken, wie ich geduldig trage, was ich mir selbst aufgelegt hab'."

„O, Kathrine!" rief die Mutter von Mitleid überwältigt.

„Ich thu's gern," entgegnete die Tochter, wie um sie zu beruhigen. „Was mich anbelangt, wünsch' ich nichts anderes. Nur um dich, Mutter," fuhr sie nach einem Blicke auf sie mit rührender Herzlichkeit fort, „um dich thut's mir leid. Du hast das nicht um mich verdient. Du hast mich erzogen und hast mir ein gutes Beispiel gegeben, du hättest verlangen können, daß ich dir Ehre mache und daß du Freud' erlebest an mir. Und ich hab' dir Kummer gemacht und Schande! Du hast keine Schuld, du hast mich gewarnt — aber ich hab' dir nicht gefolgt!" Sie ergriff die Hände der Mutter, Thränen stürzten aus ihren Augen. „Verzeih' mir, gute Mutter! Verzeih' mir! Weiter verlang' ich nichts mehr auf der Welt!" Vor Schluchzen konnte sie nicht weiter reden.

Die Frau weinte. „Du bist kein schlechtes Mädchen!" rief sie mit aller Liebe und allem Leid. „Du bist ein gutes Kind, das man nur betrogen hat. Um dich ist's schade — jammerschade!"

Die Tochter drückte mit einem Blick durch Thränen den Dank ihres Herzens aus und preßte der Alten die Hände. Dann sagte sie: „Ich ergebe mich drein. Im Unglück ist auch ein Glück. Wenn's einem gut geht, da meint man Wunder wie gut man ist und wie viel besser als die andern! Man lebt in einer Einbildung, wo man von sich selber gar keine Ahnung hat! Aber wenn das Unglück kommt, dann gehen einem die

Augen auf; dann sieht man, was an einem ist; man hält sich nicht mehr für besser, man erkennt seine Elendigkeit und Armseligkeit — und das ist ein Gewinn! — Den Vortheil," setzte sie mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu, „hab' ich jetzt — in Hülle und Fülle!"

Die Mutter nickte beistimmend; ihre Miene drückte aber auch einen Vorwurf, ein Bedenken aus. „Es ist gut," entgegnete sie, „wenn man erkennt, daß man gefehlt hat; aber man darf's nicht übertreiben. Man soll nicht verzweifeln — damit begeht man nur ein neues Unrecht — sondern schauen soll man, wie man seinen Fehler wieder gutmachen, sein Leben wieder neu einrichten kann! — Es ist gar viel möglich auf der Welt, Kathrine; glaub' das mir — ich weiß es besser!"

Die Tochter schüttelte langsam den Kopf. „Ich hab' den besten Menschen haben können — und hab' den schlechtesten vorgezogen! Ich hab's geahnt, ja ich hab's vorher gewußt, wie's gehen wird, und hab's doch gethan! Es ist nicht die Verführung gewesen, die schuld daran geworden ist; hätt' ich deinem Rath gefolgt und meinem eigenen Gewissen, er hätt' nichts ausrichten können gegen mich. Aber ich hab's gewollt — und nun hab' ich meine Strafe. Das Leben ist mir eine Last," setzte sie nach kurzem Innehalten hinzu, „sterben möcht' ich, sterben und wegkommen von dieser Welt!"

„Red' nicht so!" rief die Mutter! „Das ist gottvergessen!"

„Ich glaub' doch nicht," entgegnete die Tochter mit sanftem Widerspruch. „Was ist denn am Leben? Ich hab's gewiß gut gehabt und manche haben mich beneidet um das, was

ich gewesen bin und gehabt hab'! Und Alles, Alles ist vergangen in einem Augenblick, wie wenn man die Hand umdreht! Sehr stolz bin ich darauf gewesen und hab' gemeint, es gäbe nichts Besseres und Herrlicheres — aber es ist nichts gewesen — und jetzt ist's gar nichts!"

Die Mutter schwieg. Sie fühlte, daß in solcher Gemüthslage Reden keine Wirkung thun können.

Der goldene Schein am Nachbarhaus war geschwunden — die Sonne hinter Wolken getreten. Ein ödes, graues Licht erfüllte die Stube. Rings herrschte tiefe Stille; man hörte nichts, als das langsame Ticken der großen Wanduhr.

Da ertönten Tritte vom Haustennen, die Thür ging auf und eine bekannte Gestalt trat herein. Mutter und Tochter fuhren empor und richteten starre Blicke auf den Ankömmling. „Heinrich!" rief jene; „Heinrich — du kommst zu uns?" — Kathrine bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Es war in der That unser Bursche.

Langsam trat er vor und sagte: „Ich weiß wohl, ich hab' hier eigentlich nichts mehr zu suchen. Aber es hat doch eine Zeit gegeben, wo ich willkommen gewesen bin, und da hab' ich gemeint, einmal könnt' ich noch hergehen!"

„Du bist immer willkommen," erwiderte die Schreinerin mit dem Tone verlegener Ergebung. „Sei so gut und setz' dich!"

Heinrich überhörte die Aufforderung und blieb stehen.

Mutter und Tochter sahen ihn an; Kathrine nickte mit dem Ausdruck schmerzlichen Begreifens.

Er war nicht weniger verwandelt als sie. Das Gesicht

war gebleicht und abgemagert; die Züge hatten eine schneidende Schärfe erhalten. Sein Mund drückte eine Bitterkeit aus, die stehend geworden zu sein schien. Wie ruhig sein Auftreten war und wie gelassen seine Rede, die Schreinerin, nachdem sie ihn beobachtet hatte, sagte zu sich: „Es ist etwas Böses in dieser Miene.“

Heinrich, nachdem er schweigend gestanden hatte, sagte: „Ich will ehrlich sein gegen euch! Ich bin gekommen, um zu hören, ob's wahr ist, was man sagt. Haben die Leute Recht,“ fuhr er zu Kathrine fort, „hat der schlechte Mensch dich angeführt und läßt sich jetzt nicht mehr sehen?“

„Sie haben Recht,“ murmelte Kathrine.

Der Bursch erwiderte: „Er hat sein Meisterstück gemacht!“

Kathrine lächelte bitter. Auf die Rede eingehend, sagte sie: „Er wird sich auch gewiß etwas darauf einbilden — ich bin's fest überzeugt!“

Heinrich nickte. „Er kann sich auch was drauf einbilden,“ sagte er. „Viel ist ihm gelungen! Wenn man sich vorstellt, was er zu Stande gebracht hat in der kurzen Zeit und wie er Alles auf einmal umgedreht hat, man kann wol darüber staunen!“

Die Mutter eilte, der Tochter beizustehen. „Gerade dem Bösen gehen seine Anschläge durch!“ rief sie.

Kathrine zuckte die Achseln. „Natürlich,“ versetzte sie „wenn er Leute findet, die's ihm leicht machen!“

Der Bursch sah das Mädchen an mit einem Blick mehr des Mitleids als der Verachtung. „Er hat auch Glück gehabt

bei der Sach'," fuhr er dann fort, „sonst hätt' er's doch nicht hinausgeführt! Ich wunder' mich auch nicht so gar arg darüber! Die Geschichte ist gegangen, Schlag auf Schlag, g'rad als ob sie so hätt' gehen müssen! Aber darüber wunder' ich mich nun doch, daß er jetzt wegbleiben kann. Ich hab' ihm viel zugetraut, denn ich kenn' ihn ja von Jugend auf; aber in dem Stück hat er meine Erwartung übertroffen! — Weiß er Alles?"

„Er weiß Alles," flüsterte das Mädchen.

Die Faust Heinrich's ballte sich, das bleiche Gesicht wurde roth und erhielt einen erschreckenden Ausdruck! „Schurke," rief er. „Infamer, niederträchtiger Schurke! — An dem hat der Teufel ein Uebriges gethan und kann seine Freude d'ran haben! — Wegbleiben und thun, als ob nichts vorgefallen wär'! Mir nichts, dir nichts Alles von sich schütteln —"

Kathrine, mit dem Ausdruck bitterer Ironie, machte eine Bewegung der Einsprache. „Du darfst ihm doch auch nicht zu viel thun," sagte sie. „Ganz will er seine Hand nicht abziehen von mir! Er ist großmüthig! Er will bezahlen — er will so hoch gehen als er kann! Das hat er uns durch seine Base sagen lassen!"

Der Bursch antwortete mit einem Hohnlachen. „Jammervoller Bettelstolz!" rief er. „Schlechtigkeit, Hoffart und eine Unverschämtheit, die bis an die Wolken reicht!"

Ein tiefes Schweigen folgte. Dann sagte die Mutter: „Gottlob, mit nächstem werden wir ihn los sein! Er geht fort — in die weite Welt!"

„Fort!“ rief Heinrich. „Auch das ist wahr?“

„Es ist ausgemacht. In wenigen Tagen geht er weg.“

„Und das leidet man?“

„Wer will's hindern?“ fragte die Mutter.

„Wer's hinderte,“ rief Kathrine, „der thät' mir das größte Leid an! — So hab' ich wenigstens noch Ein Glück auf der Welt: daß ich ihn nicht mehr seh'!“

Heinrich schaute das ehemals geliebte, das noch vor Kurzem so sehr gepriesene, schöne und stolze Mädchen an — seine Augen wurden feucht. „Du bist sehr genügsam worden, Kathrine!“ sagte er dann. „Sieh, sieh, wie hast du dich verwandelt! Früher ist dir nichts gut genug gewesen — und jetzt ist dir Alles recht!“

„Eben weil mir früher nichts gut genug gewesen ist,“ erwiderte sie, „darum ist mir jetzt Alles recht!“

„Ja, ja,“ sagte der Bursch, „Unrecht hast du nicht! Du hast dir dein Leben selber verdorben, und mußt's nun annehmen, wie es ist! Aber es ist dabei doch sonderbar gegangen, recht als ob's der Teufel gemacht hätt'; und wenn ich's überleg' — alle Schuld kann ich nicht auf dich werfen —“

„Du bist eben gut, Heinrich,“ erwiderte Kathrine mit wankender Stimme, „auch jetzt noch! Aber ich kann mich nicht entschuldigen und ich will's nicht! Ich hab' schändlich gehandelt gegen dich! Ich bin dir gut gewesen, Heinrich, von Herzen gut, und hätte dieser Mensch nicht existirt, ich wär' das beste Weib geworden für dich! Aber was hat mich verführt? Eitelkeit und Hoffart! Weil der, vor dem sich Alle gefürchtet haben,

mir zu Gefallen gegangen ist und ich mit ihm hab' thun können, was ich wollte, das hat mich um den Verstand gebracht. Ich hab' geglaubt, bei mir müßt' er anders werden, ein guter Mensch, ein wahres Muster von einem Mann — und ich hab' mir schon im voraus was eingebildet darauf. Ich bin ein dummes, einfältiges Ding gewesen! Für die Sachen, die allein was werth sind, hab' ich gar keine Augen mehr gehabt, immer hab' ich ausgeschaut nach dem, was meinem Stolz wohlgethan hat: und so hab' ich jetzt, was mir gehört! Es geschieht mir nicht zu hart — durchaus nicht! Alles hat so kommen müssen, wie's gekommen ist; nichts hat ausbleiben dürfen — es wär' schade darum gewesen."

Der Bursche betrachtete die im Eifer der Selbstverurtheilung roth Gewordene und machte eine Bewegung, die Bedauern, aber freilich auch Geringschätzung ausdrückte. Arme Weibsbilder!" rief er. „Ich seh' jetzt wohl, wie es gegangen ist; und wenn ich dich nicht entschuldigen kann, so kann ich dich wenigstens beklagen. Ich hab' mich, fuhr er mit bitterem Lächeln fort, „eben auch nicht weiter strecken können, als es gelangt hat. 's hat Jeder sein Maß — darüber hinaus kann er nicht! — Lassen wir's gut sein. Jetzt ist's einmal so — und so müssen wir's annehmen."

Er ging in der Stube auf und ab, in seine Gedanken verloren. Dann stellte er sich wieder vor Kathrine und sagte: „Wir sind beide um unser Lebensglück betrogen; denn nur ganz leichtsinnige und gemeine Menschen könnten jetzt thun, als ob nichts geschehen wär', und zu denen gehören wir nicht. Mit

uns Zweien ist's aus — wir haben nichts mehr zu hoffen für diese Welt!"

„Ich wenigstens nicht!" versetzte das Mädchen.

Heinrich schaute sie an. „'s ist gut," sagte er, „daß du das einsiehst; und doch — 's ist schade um dich, Kathrine; das kann ich dir noch sagen, und ich will's nicht bei mir behalten!"

Das Mädchen senkte den Kopf, die Mutter verrieth durch einen tiefen Seufzer ihr ganzes Leid.

Die Züge Heinrich's gewannen einen bösen Ausdruck. „Und der Mensch," rief er, „der uns dahin gebracht hat, soll leer ausgehen? Er soll fortkönnen und über uns lachen und neue Streiche vollführen?"

„Er mag thun, was er will," versetzte Kathrine. „Je weiter er von mir ist, je lieber ist's mir."

Jener betrachtete sie. „Bist du denn aber gar nicht bös auf ihn?" rief er. „Fühlst du gar keinen Zorn gegen ihn in dir?"

„Auch ihn wird die Strafe treffen, die er verdient hat," entgegnete Kathrine. „Sie wird nicht ausbleiben!"

„Gewiß nicht," versetzte der Bursch. „'s gibt schon noch einen Herrgott, wenn's auch zuweilen aussieht, als wär' er abhanden gekommen. Aber wenn er nicht dergleichen thut, wartet er nur, und auf einmal fährt er herunter wie der Blitz! Leide was du leiden mußt, und glaub', der schamlose Mensch wird das Seine leiden! Dein Recht wird dir werden, baue fest darauf!"

„Ich überlass' es meinem Gott," erwiderte Kathrine. „Daß

du gekommen bist, Heinrich, und so geredet hast, das ist mir lieb und ein wahrer Trost gewesen. Du hast mir mein Unrecht vorgehalten, aber so, daß man auch dabei wieder dein gutes Herz gesehen hat. Du bleibst dir gleich, du kannst dich nicht verleugnen, und bist immer besser als andere!“ Aus ihren Augen ging ein Blick tiefer Erkenntlichkeit; sie bot ihm ihre Hand.

Heinrich that, als ob er's nicht bemerkte. „Ich bin ein Mensch,“ entgegnete er, „der auf das Recht hält, und den's verdrießt, wenn er das Unrecht und die Frechheit gewinnen sieht.“

Kathrine hatte den Arm sinken lassen. Sie zitterte.

„Lebt wohl mit einander,“ sagte der Bursche. „Was ich sehen wollte, das hab' ich gesehen, und was ich wissen wollte, das weiß ich. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ wiederholte die Mutter mechanisch und geleitete ihn zur Thür.

Als sie zurückkehrte, sah sie der Tochter die Thränen aus den Augen stürzen.

„Ja, ja,“ sagte das Weib, indem sie ihr mitleidsvoll zunickte, „ich hab's wol gesehen — er hat deine Hand nicht genommen.“

„Ich bin ihm zu schlecht,“ rief das Mädchen, „er will nicht mehr angerührt sein von mir! — 's ist wahr, ich bin's auch wirklich nicht mehr werth, daß ich ihn anrühr'. Er hat ganz Recht. Aber weh hat's mir doch gethan!“

Ihr Mund, ihr Busen zuckte — sie brach in lautes Schluchzen aus.

Die Mutter mit der innigsten Theilnahme rief: „Sie sind alle herzlos und hart, diese Mannsbilder! Alle ohne Ausnahme!“ Weinend trat sie zu der Tochter, faßte sie um den Hals, drückte das Haupt an ihre Brust und rief: „Wenn Alle dich verlassen und kränken, tröste dich, Kathrine! Dir bleibt eine Mutter, die dich lieb hat und die mit dir aushalten wird im Unglück. Von heut' an sollst du keine unschöne Red' mehr hören in meinem Haus!“

XIII.

Es war Nachmittags nach drei Uhr. Die Betstunde war vorüber, die Vesperglocke geläutet; das Dorf gab sich den weltlichen Genüssen des Feiertags hin — in behaglichem Ruhen, in vertraulichem Gespräch, in gemächlichem Spazieren. Denn auch zu diesem lud der Wintertag ein; die Sonne schien vom frühen Morgen an und die Luft war lau — sie verkündigte Regen.

In seinem Garten, der mit den gewöhnlichen Fruchtbäumen des Dorfes bestanden und mit einer Hecke umschlossen war, ging Hans auf und ab. Die Seinigen waren fort; der alte Maurer wegen einer Arbeit, die er in Accord nehmen wollte, im nächsten Dorf, Mutter und Schwester auf Besuch — er war geblieben, das Haus zu hüten. Aber in der Stube war es ihm bald zu warm und zu eng geworden, er hatte die freiere und frischere Einsamkeit aufgesucht.

Im Garten war's auch still; aber aus der Ferne drangen in das feine Ohr des Burschen die Töne des festtäglichen Dorflebens. Er hörte die Buben vom Anger her schreien und

jubeln; er hörte aus dem Wirthshause die Klänge eines alten Volksliedes, das eine Gesellschaft von „Ledigen“ angestimmt hatte. Erinnerungen wachten auf in ihm. Er horchte und horchte und versank in Gedanken. Die Bilder der Vergangenheit gaukelten vor seiner Seele und eine melancholische Stimmung überkam ihm.

Hans war nicht fühllos. Das angeborene, heftig stolze Wesen und die stets befriedigte Selbstsucht hatten ihn hart gemacht, am härtesten, wo seiner Neigung, seiner Freiheit, seinem Stolze ein Zwang geschehen sollte. Aber er konnte mehr in sich leben und unter Umständen weicher werden, als irgend einer seiner dörflichen Kameraden.

In den letzten Tagen hatte er mit dem Dorfe abgeschlossen; alle Vorbereitungen waren getroffen, in zwei bis drei Tagen konnte er gehen. Er sehnte sich hinweg, und ihm war, als ob er jetzt erst recht anfangen könnte zu leben. Es war etwas in ihm, was leidenschaftlich nach einer anderen, weiteren Thätigkeit verlangte. Er fühlte einen Ueberschuß von Kraft und die Schwingen dehnten sich ihm, um ihn hinaus in eine Ferne zu tragen, die ihm Alles versprach. Hierzulande hatte er mit den Dirnen geschäkert und die Bursche in die Flucht getrieben — er konnte mit seiner Kraft und seinem Geschick wol etwas Besseres thun. Zum Soldaten war er geboren; die Büchse regierte er wie Wenige, und das Uebrige zu lernen, war ihm Kinderspiel. Es war in der That ein Unglück, daß er's nicht früher hatte werden müssen; aber im Grunde schadete es nichts — er wollte das Versäumte im Fluge nachholen. Die

Eltern ließ er auf dem Glauben, daß er sich mit der Kelle forthelfen werde; aber die warf er beiseite, sobald er aus dem Dorfe war, und nahm dafür das Werkzeug in die Hand, mit dem er entweder unterging oder hoch in die Höhe kam.

Das waren seine Gedanken gewesen. Jetzt, in der festtäglichen Stille, wurde seine Seele wieder ganz in die Vergangenheit gezogen. Er hatte hier im Dorf doch auch ein Leben geführt, um das ihn mancher beneiden konnte. Im Grunde hatte er nur gethan, was ihm wohlgefiel. Die Mädchen waren ihm hold gewesen, die Bursche hatten ihn gefürchtet — er war Herr und Meister unter dem jungen Volke. Wenn er im Walde mit Lust ein Stück niedergelegt hatte, so konnte er den Gewinn mit Lust verjubeln. Er war lange nicht der reichste unter seinen Gesellen, aber doch der erste. Wenn er sprach, mußte der Hoffärtigste schweigen. Die schönsten Mädchen hatten ihn zärtlich geliebt; sie waren stolz auf seine Bekanntschaft und hätten ihr Glück nicht um Alles hingegeben. Wenn ihm die Liebe verging und er sich nicht mehr dazu nöthigen konnte, so klagte die Verlassene zwar, aber sie tröstete sich wieder — das gehörte auch zu seinem Glück.

Die Erinnerung, welche sein vergangenes Leben an ihm vorübergehen ließ, führte ihn wieder zu dem jüngsten Erlebniß, das in mehr als Einer Beziehung das ernstlichste, bedeutendste war. An ihm blieb er haften.

Und so verblendet, so ohne alle Fähigkeit, sich selbst zu richten, war er doch nicht, daß er jetzt nicht das Gefühl eines begangenen großen Unrechts gehabt hätte. Dieses kam ihm

nur unvermeidlich vor und so nannte er's jetzt noch. Aber ein Druck lastete auf seiner Seele und er mußte sich über ihn erheben. „Sie wird drüber wegkommen!" sagte er sich. „Uns're Mädchen nehmen das nicht so schwer auf. In einigen Jahren, wenn ich wiederkehre —!"

Das Geräusch der gehenden Thür machte ihn umschauen: sein Vater war in den Garten gekommen. — Hans ging ihm langsam entgegen und sagte: „Du bist schon zurück?"

„Wie du siehst," erwiderte der Alte.

Der Stiefsohn, über die kurze Antwort lächelnd, fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Und ihr seid einig?"

Jener, ihn von der Seite ansehend, versetzte: „Ja — wann's dich interessirt!"

„Bei der Arbeit," erwiderte Hans, den die Verdrossenheit des Alten nichts weniger als genirte, „werd' ich dir freilich nicht mehr helfen!"

„Ich werde mir ohne dich helfen!"

„Um so besser!" versetzte der Sohn. — „Wann's hier niemand anthut nach mir, dann kann ich um so leichter gehen."

Der Maurer warf ihm einen sonderbaren Blick zu. Dann sagte er: „Es wär' vielleicht gut für dich, wenn du schon fort wärst!"

„Aus was für Ursach'?"

„Der junge Kohlbauer ist wüthend über dich! Er hat Reden fallen lassen —!"

Der Bursch lächelte geringschätzig. „Der Bühler!" erwiderte er. „Soll mir der gefährlich sein?"

„Nur nicht so vornehm!“ versetzte der Alte. „Ich hab’ ihn eben gesehen, auf dem Weg zum Wald nauf. Er sieht aus wie einer, der was im Kopf rumträgt! Und wem kann’s gelten, als dir?“

Hans, nach einem Augenblick des Besinnens, zuckte die Achsel. „Der arme Kerl!“ rief er. „Sein Unglück trägt er im Kopf ’rum!“ — Aber Leuten von seinem Schlag geht’s einmal so. Kann ich’s ändern?“

„Ich wünsche,“ versetzte der Alte hartnäckig, „daß ihr zwei nicht mehr zusammenkommt!“

Hans schwieg. Er war offenbar erregt, man sah es ihm an. Nach einer Weile drückte er die Fischotterkappe auf’s rechte Ohr und sagte: „B’hüt dich Gott!“

„Wo willst du hin?“ rief der Maurer.

„Ein wenig spazieren gehen! — Ich bin lang genug daheim gewesen!“

Jener wollte noch etwas entgegnen; aber Hans war schon aus dem Garten.

Die Reden des Alten hatten auf den Burschen eine eigne Wirkung gemacht. Das Bild des jungen Bauern, dem er so großes Unrecht gethan, den er so tödtlich gekränkt hatte, stellte sich vor ihn mit Rachegedanken, mit dem unheimlichen, drohenden Ausdruck des Rachegefühls — und ein Schauer befiel ihn. — Die Schwäche hatte ihn überrascht; sein Stolz erhob sich augenblicklich dagegen. Er sich fürchten vor Heinrich? Er eine Scheu fühlen und froh sein, wenn er weit davon war? Verflucht! Das konnte er nicht dulden! Er mußte beweisen,

daß er den Burschen geringschätzte, jetzt wie früher, — er mußte ihm in's Angesicht trotzen, dann konnte er gehen!

Das Blut — das Blut des Vaters — rührte sich in ihm und gab ihm diesen höheren und feinern Ehrgeiz ein. Und der Vorsatz, den er gefaßt — die Bilder des Hinaufkommens, an denen er sich geweidet hatte, wirkten mit!

Durch die Gasse des obern Dorfs war er an den Fahrweg gekommen, der zum Wald empor führte, und er schlug ihn ein. Eine Zeitlang sah er umsonst vorwärts. Endlich erblickte er den Gesuchten; aber nicht allein: er kam vom Walde her zwischen Kasper und Mathes!

Die Augen unsres Burschen waren scharf. Er bemerkte von weiten, daß Kasper eifrig in Heinrich hineinredete.

Man kam sich entgegen. Als die drei den schwarzen Hans erblickten, blieben sie einen Moment stehen und schauten auf ihn her.

„Sieh da!" rief dieser, ihnen sich nähernd, — „die drei Kamraden! Habt ihr euch ein Pläsir gemacht an dem schönen Tag?"

Auf diese mit vornehmer Leichtigkeit hingeworfene Frage antwortete Kasper: „Ein Bischen."

Heinrich hatte den Burschen mit düstrer Ruhe angestarrt. Jetzt sagte er: „Es ist gut, daß ich dich treff'!"

Hans, nach einem Blick auf ihn, erwiderte spottend: „Hast du mir was zu sagen?"

„Allerlei," versetzte Heinrich. — „Ist's wahr, daß du fort willst — in die Fremde?"

„Das weißt du noch nicht?“ entgegnete Hans. „Das ist was Alt's!“

„Ich wollt's von dir selber hören!“

„Das kannst du! — Uebermorgen früh pack' ich meinen Ranzen und geh' auf die Wanderschaft.“

„Auf lange?“

„Wenn's mir nachgeht, komm' ich gar nicht wieder. Ich hab' das Leben bei euch hier satt! — Nehmt mir's nicht übel!“

Heinrich schwieg einen Moment. „Dann,“ fuhr er fort, „hab' ich dir nur noch etwas zu sagen.“

„Alles Glück auf die Reise?“ entgegnete jener herausfordernd.

„Nein,“ versetzte Heinrich. „Daß du ein schlechter Kerl bist!“

Dieß war mit einer Ruhe und einem Nachdruck der Verachtung gesagt, daß Hans, obwol er etwas Aehnliches erwartet hatte, doch einigermaßen seine Haltung verlor. Aber sogleich faßte er sich, richtete er sich zu seiner ganzen Höhe auf, schaute auf den Burschen, welcher sich das gegen ihn herausgenommen, seinerseits mit vollkommener Geringschätzung herunter und rief: „Bist du verrückt?“

Heinrich zuckte die Achsel. „Weil ich die Wahrheit sag'?“

„Weil du frech bist,“ entgegnete Hans. „Du — gegen mich! — Aber,“ fuhr er mit einem Ausdruck beleidigenden Mitleids fort, „dir muß man jetzt was nachsehen! Jeder hilft sich eben, wie er kann!“

Heinrich lächelte. „Es ist doch nichts curioser,“ erwiderte

er, „als wenn ein miserabler Mensch den Vornehmen spielt! Ein Schuft sein und den großen Herrn machen wollen — es ist gar zu dumm! — Aber so sind sie!“

Aus den Augen des Beschimpften gingen Blitze der Wuth. Mit einem Fluch holte er aus, um den Beleidiger in's Gesicht zu schlagen.

Heinrich, mit rasch erhobenem Arm, fing den Schlag auf und erwiederte ihn. Hans, rasend, warf sich auf den Gegner, umklammerte ihn und riß ihn an sich. Nun war's um den Wackern geschehen, wenn er keine Hülfe fand. Aber die Kameraden standen ihm bei, sie hängten sich an den Wüthenden, und nach einigen Stößen und Schlägen, die sie von ihm erhielten, kam ihnen der Zorn zum rechten Ernst.

Der Eine und die Drei — alle leisteten, was sie konnten; das Ende war aber dießmal, daß der Eine von den Dreien überwältigt und zu Boden geworfen wurde.

Der Bursch, der nicht gewohnt war, zu verlieren, tobte; aber er lag auf dem Rücken und die Gegner hatten sich über ihn geworfen: alle seine Anstrengungen, wieder aufzukommen, blieben erfolglos. Endlich schien er zu ermatten; er ließ die Arme sinken und die Sieger gewähren. Nachdem aber so eine Minute vergangen war, stieß Heinrich, der mitten auf ihm lag, einen Schrei aus. Hans hatte mit der Rechten sein Messer aus der Tasche gezogen und es ihm von der Seite in die Brust gestoßen.

„Halunk'!“ rief der Verwundete und packte die Hand, die das Messer hielt. Kasper, zufahrend, umklammerte mit seinen

Händen den Arm des Hans und drückte ihn nieder. Heinrich langte mit der Rechten an seine Wunde. „Es ist nichts," rief er den Kameraden zu, „er hat schlecht gestoßen!" Und den Blick auf Hans gerichtet, fuhr er fort: „So willst du dir helfen, Bandit? Aber ich bin auch versehen, und gut versehen, und ich hoff', ich werd's besser machen!" Damit hatte er sein Messer aus der Tasche gezogen und stieß es dem Liegenden mit aller Kraft bis an's Heft in die Brust.

Der Getroffene, nach einem Ruf des Schmerzes und der Wuth, machte nochmal einen Versuch aufzukommen; aber er war zu Tode getroffen; — er sank zurück, besinnungslos.

„Um Gotteswillen," rief Kasper. „Du hast ihn todtgestochen!"

Heinrich, das ausgezogene blutige Messer in der Rechten, schaute auf den gefällten Feind mit feierlichem Ernst. „Ein solches Ende," sagte er, „ist ihm oftmals prophezeit worden, und jetzt ist's eingetroffen. Unser Herrgott hat gewollt, daß ich ihn strafen sollte für die Schandthaten, die er gethan hat; und ich dank' ihm dafür. — Was das Gericht mit mir anfängt, das ist die Sache des Gerichts. Ich für meine Person bin ruhig." Und indem er die Hand wieder an seine eigne blutende Wunde legte, fuhr er fort: „Es hätt' auch anders gehen können! Aber es gibt noch einen Gott!"

„Schaut," rief Kasper auf Hans deutend; „er rührt sich! Er kommt wieder zu sich!"

In der That öffnete Hans die Augen, starrte die Drei einen Moment an, nickte, als ob er sich auf das Vorgefallene besönne,

und suchte sich aufzurichten. Von Mathes und Kasper unterstützt, erhob er den Oberkörper; und als ob sein Wesen sich plötzlich verändert hätte, die Miene ohne Groll und nur mit einem gewissen spöttischen Zug um den Mund, absatzweise, sprach er: „Ich sing' am letzten G'setz! — Für diese Welt ist der Spaß vorbei! — Heinrich, du bist doch ein andrer Kerl, als ich gedacht hab'! Du hast mir den Treff' gegeben — gründlich! — Aber ohne Ursach' hast du's nicht gethan! — Verwünscht! Jetzt ist's aus mit meinen Plänen! Aus, aus! — Aber einerlei! Wenn ich sterben muß, kann ich auch sterben."

„Hans," rief Heinrich, der vor ihm stand, „Strafe muß sein! Lange bleibt sie aus — auf einmal kommt sie. Denk, was du gethan hast!"

Der Bursch, mit einem schmerzlichen Lächeln, das nicht ohne Humor war, entgegnete: „Widersprechen ist schwer — ich muß dir schon beistimmen!" — Nach einer Weile, mit Mühe, fuhr er fort: „Sagt der Kathrine — es thät mir leid! — die — die kann sich über mich beklagen! Aber von allen, die ich gekannt hab'" —

Weiter konnte er nicht reden. Die Züge hatten sich entstellt, die Zunge versagte den Dienst und er begann zu murmeln. Nach einem tiefen Seufzer senkte er den Kopf. Er war eine Leiche.

Heinrich sah ihn an. „Da liegt er nun," rief er mit einer eignen Mischung von Trauer und Genugthuung, „und hin ist alle seine Herrlichkeit! Schad' ist's um ihn; er war ein ganzer Bursch — und auch was Gut's hat in ihm gesteckt!

Aber er hat weggemußt von der Welt — er hat's gar zu frech getrieben!"

Eine Stille trat ein. Dann sagte Kasper: „Was fangen wir nun an?"

„Tragt ihn auf den Brachacker da nüber!" versetzte Heinrich. „Du, Mathes, bleibst hier bei der Leiche. Der Kasper und ich gehen in's Dorf und machen die Anzeig'." —

Auf dem Weg sagte Kasper zu Heinrich mit Bedeutung: „Es ist nicht nöthig gewesen, daß du ihn aufgesucht hast!" —

„Es ist besser gegangen," versetzte Heinrich, „als ich's im Sinn gehabt hab'! Gott verzeih mir die Sünde — aber mir ist ein Centnerstein vom Herzen gefallen! Jetzt kann ich wieder anfangen zu leben!"

Die Kunde von dem Tode des schwarzen Hans brachte im Dorf eine ungeheure Wirkung hervor. Der Hans unterlegen, der Hans von Heinrich erstochen — man konnte kaum dran glauben! Aber das Endurtheil war allenthalben: „Es ist ihm recht geschehen!"

In das Haus des Schreiners kam zuerst nur die Meldung, Heinrich habe den Hans umgebracht und ein Scherge habe ihn in's Gericht abgeführt. Kathrine, durch die schreckliche Nachricht an ihre Schuld erinnert, saß wie ein Marmorbild; dann schaute sie umher, als ob ihre Seele gestört wäre, wurde bleich und bleicher und drohte zu sinken. Man mußte sie zu Bette bringen.

Die Erzählung des Kasper, der noch am selben Abend in's

Haus kam, übte eine beruhigende, ja, mitten in ihrem Leid, wohlthuende Wirkung auf sie. Heinrich war kein Mörder — man mußte ihn wieder in Freiheit setzen! Hans aber hatte sein Unrecht gegen sie eingesehen und im Sterben ihrer mit Ehren gedacht!

Sie erinnerte sich der vergangenen Zeiten, Thränen füllten ihre Augen. Der Bitterkeit derselben war eine Süßigkeit beigemischt — und die Ruhe der Ergebung kam über ihre Seele.

Ihre Lebenstage waren aber gezählt. Eine hitzige Krankheit hatte sie befallen und die geschwächte Natur konnte das Uebel nicht bestehen. Zehn Tage später begrub man sie. —

In das Haus der Kohlbäuerin kehrte nach schreckensvollen Aufregungen die Ruhe, ja zuletzt auch das Glück wieder.

Heinrich, indem er einen Gegner niederstieß, der mit seinem Messer nach ihm gestochen und dieß wiederholen konnte, hatte Nothwehr geübt! Zu seinen Gunsten sprach alles, was man über ihn in Erfahrung bringen konnte, und wenige Wochen nach der That gab das Gericht ihn frei.

Heimgekehrt widmete er sich mit stillem Ernst seinen Geschäften. Er lebte zurückgezogen und verkehrte fast nur mit den zwei Kameraden, die sich in seine Geschicke so eng verflochten hatten. Im Dorf behandelte man ihn mit einer eigenthümlichen Achtung. Auch dem übermüthigsten Bursch wäre es nicht mehr eingefallen, seinen Scherz mit ihm treiben zu wollen; im Gegentheil, wenn so einer ihn traf, grüßte er ihn mit ehrbarem Ernst und ging vorüber.

Heinrich, als er zum erstenmal diese Wahrnehmung machte,

lächelte, nicht ohne eine tiefe Befriedigung. „Es ist wirklich kein Schade," sagte er sich, „'s ist ein Nutzen dabei!" — Ihm gediehen die tragischen Erlebnisse zum Segen. Sie vertieften seine Seele, gaben ihm mehr Selbstgefühl, mehr festen Sinn, und er hielt den Seinen mehr, als er versprochen hatte.

Wird man ihm das mißgönnen? Er hatte viel Herzeleid erduldet, um dahin zu gelangen!

Drei Jahre gingen hin. Die Zeit übte auf den Burschen ihren ganzen versöhnenden Einfluß. Als ihn seine Mutter und seine Freunde endlich ermahnten, sich zu verheiraten, stimmte er ihren Gründen bei und folgte ihnen. Man hatte ihm eine entfernte Verwandte aus dem obern Ries angetragen, die gesund, munter, geschickt und sehr wacker, aber allerdings nicht grade schön sei. „Gottlob!" rief er, als die letzte Bezeichnung heraus war. „Die will ich mir anschauen, das wird die Rechte sein. Von dem Wunsch, die Schönste zum Weib zu haben, bin ich geheilt!" — In seinen Gedanken setzte er aber hinzu: „Arme Kathrine, — vergessen werd' ich dich doch niemals!"

Die Heirat kam zu Stande und unser Freund führte mit seinem Weib ein ruhiges, zufriedenes Dasein.

Georg.

I.

An einem schönen Septembersonntag gingen drei Mädchen auf dem östlichen Fußweg hinter den Gärten ihres Dorfes spazieren. Eben verhallte die Vesperglocke und das nahgelegene Wallerstein glänzte im goldnen Schein der sich neigenden Sonne. Die Felder waren leer und der Blick in die Weite ging über Stoppeln. Es ist unnöthig zu sagen, daß dies in unsern Bauernmädchen keineswegs melancholische Empfindungen anregte. Der Sommer ist recht schön, und eine rüstige Dirne scheut nicht die heißen Arbeiten, die er bringt; aber die angenehmste Jahreszeit für das Landvolk ist der Herbst, wo die Haupternten vorbei und die noch übrigen ein Spiel sind; wo das Kirchweihfest winkt und der Tanz um die Linde; wo auch schon die Ruhe des Winters und die warme Spinnstube reizende Vorstellungen wären, wenn dörfliche Gemüther so weit hinauszudenken pflegten.

Unsere Dirnen schritten behaglich weiter. Söldnerstöchter und Nachbarskinder, von gleichem Jahrgang, hielten sie treue Freundschaft und theilten Erholungen und Lustbarkeiten. Um

sie vergnügt zu machen, bedurfte es nicht großer Anstalten, denn die Quelle der Zufriedenheit floß in ihnen selber. Wovon sie grade sprachen? Mochte der Gegenstand sein, welcher er wollte, er hatte für sie großes Interesse. Die Augen glänzten, die Lippen „schmohzten“, glücklich und schelmisch, und die Schlanke mit den hellbraunen Haaren, die in der Mitte ging, wurde ein bischen roth. An der Grenze der letzten Gartenhecke angekommen, machten sie Kehrt, um dann in ihrem Diskurs fortzufahren; aber plötzlich erhielten ihre Gedanken eine andere Richtung. Ein Bursch kam ihnen entgegen der sie aufschauen machte und ihren Blicken ein festes Ziel blieb. Er war ungefähr zwanzig Jahre alt und sein ganzes Wesen — Miene, Gang und Gewandung — verriethen einen der feinsten und hervorstechendsten „Ledigen“ des Dorfs. Als er den Mädchen nahe kam, lächelte er freundlich und grüßte sie mit einer Traulichkeit, welche nicht ganz ohne Herablassung war, um seinen Weg fortzusetzen, der ihn nach Wallerstein führte.

Alle drei hatten ihm nachgesehen. Dann sagte die Schlanke: „Jetzt will ich nur sehen, welche den noch davonreißt!“

Die kleine Schwarzbraune, die ihr zur Linken ging, lächelte mit einer Miene, als ob sie einen nicht unebenen Spaß zu machen im Begriff stände. „Du nicht!“ rief sie.

„Und du auch nicht,“ entgegnete jene mit Behagen. „Ja, ja,“ fuhr sie fort, „da thät uns das Maul sauber bleiben, wenn er auch nicht der einzige Sohn des Haselbauern wäre! — Aber neugierig darf man am Ende doch sein!“

„Die Marev' (Maria Eva) läßt ihn nimmer aus,“ rief

die Blonde auf der rechten Seite mit dem Ton des Gewißwissens.

„Die plagt sich umsonst, nach meiner Meinung," versetzte die Schlanke. „Sie ist ja älter wie er!"

„Ein Jährle! Aber sie ist das einzige Kind, wie er! — Die Haselbäurin will die beiden Höfe zusammenkriegen!"

„Er mag sie nicht; — sag', ich hab's g'sagt!"

„Glaubst du, deine Nachbarin, die Annamarget (Anna Margreta) hat mehr Aussicht?"

„Mit der würde er wenigstens besser hausen!" versetzte jene. „Das ist ein gutes Mädchen, und sie trägt ihn im Herzen schon von der Schul' her. Aber daß er an sie denkt, hab' ich grad' noch nicht bemerken können!"

„Nun," sagte die Blonde, „dann muß er sich eben auswärts umsehen; denn im Dorf haben wir außer den zweien keine mehr, die für ihn paßt!"

„Wenn's nicht du bist, meine liebe Burg!" rief die Schwarzbraune.

Die Burg (Walpurg) lachte. „Jetzt muß ich auch noch dran!" versetzte sie. „Nun, am Ende, wozu hat eine von uns den Hansjörg nöthig? Wir haben ja, was wir brauchen!"

Die Erinnerung an diese tröstliche Thatsache machte alle Mienen vergnügt. „Nun ja," sagte die Schlanke, „darum reden wir auch nur davon!" —

An jedem Orte, wie klein oder groß er sei, beschäftigen sich die Leute nicht nur mit ihren eigenen Angelegenheiten, sondern auch mit denen der Vornehmsten unter ihnen. Und der Bursch,

der unsre wohlversorgten Söldnerstöchter interessirte, war nicht bloß, nach ländlicher Anschauung, vornehm, er war überhaupt ein ungewöhnlicher junger Mensch, der auch andern, die ihn näher kennen lernten, Theilnahme einflößte.

Um ihn zu charakterisiren, müssen wir einen Blick auf die Zeit und den Ort werfen, in denen er aufwuchs.

Das Dorf, worin er in den achtziger Jahren das Licht der Welt erblickte, lag in nächster Nähe von Wallerstein. Dieser Marktflecken war am Ausgang des vorigen Jahrhunderts noch eine Residenz mit allem Glanz einer ständigen Hofhaltung. Da gab es Kavaliere und Verwaltungsbeamte, Forstleute, Jäger und Diener aller Art in mehr als hinreichender Anzahl, und vornehme Gäste aus der Nähe und Ferne belebten die Unterhaltungen im fürstlichen Schlosse. Das Haupt des regierenden Fürsten war im oberen Ries (denn im unteren rivalisirte die ältere Linie zu Oettingen!) von aller Poesie weltlicher Herrlichkeit umleuchtet und auch die Sonderbarkeiten desselben erschienen darin sehr bedeutsam. Man glaubte damals noch an die unvergleichliche Hoheit des Standes; die Rieser hatten einen größern Herrn nicht in der Nähe, und in die Ferne waren die Blicke noch nicht gerichtet. Was man nun auch dagegen sagen mag, die Zustände in der letzten Zeit des deutschen Reiches hatten ihre schönere Seite. In dem Verhältniß zwischen Herrschaft und „Unterthanen" lag hier in der That etwas Patriarchalisches. Das Volk nahm an den Geschicken des regierenden Hauses den persönlichsten Antheil, genoß die öffentlichen Vergnügungen mit und die gelegentliche Entfaltung des

Hofprunkes. Die „Herrschaft" kümmerte sich dagegen um die häuslichen Angelegenheiten des Volkes, wenn sie sich irgend bemerklich machten. Da der Sinn noch nicht durch Tagesblätter auf's Allgemeine gelenkt war, interessirte sich der Mensch um so mehr für den Menschen, und die fürstlichen Damen verschmähten es nicht, ihren Unterhaltungsstoff auch aus Bürgers- und Bauernhäusern zu beziehen, wo sich, für die damaligen Ansprüche, Merkwürdiges und Ergötzliches genug begeben konnte. Die Einkünfte des Fürstenthums blieben zumeist im Lande, machten die thätigen Bewohner der Residenz wohlhabend und flossen auch einigermaßen wieder in's Landvolk zurück. Bedenkt man, daß in jenen Tagen die Volksbräuche noch in Blüte standen und die Dorffeste dem Auge Schauspiele darboten, woran man gläubig und freudig hing, — daß Hohe und Niedre ungleich mehr dem Genusse des Augenblicks hingegeben waren, so wird man begreifen, daß alle Bessergestellten noch lange von der guten alten Zeit sprachen, wo es eben viel lustiger gewesen sei, als gegenwärtig.

Einer eigenthümlichen und außergewöhnlichen Aufmerksamkeit von Seiten des Fürsten und seiner Familie erfreute sich der Vater unsers Hansjörg, der Haselbauer. Als mehrjähriger Ortsvorsteher genoß derselbe in der Gemeinde Ansehen und hatte die genaueste Kenntniß von ihren Zuständen. Er war in seiner Art gebildet, las in Mußestunden Bücher und verfaßte selber geistliche und weltliche Gedichte, womit er seine Familie erbaute und ergötzte. Wenn der regierende Herr nun durch den Ort ritt, versäumte er fast nie, den Unterrichteten herbei-

zurufen, damit er, neben ihm gehend, ihm die jüngsten Begebnisse in Dorf und Umgegend mittheilte. Der Bauer that dies auf eine Weise, die dem Herrn immer wieder schmackhaft erschien. Er war ein natürlicher Hofmann und gebot nicht nur über den erforderlichen Eifer und die nöthige Gewandtheit, sondern auch über eine ausgiebige Quelle satirischen Humors, womit er an sich unbedeutende Geschichtchen zu würzen verstand. So blieb er immer in der Gnade und hatte davon manchen Vortheil.

Erwähnen wir noch, daß der Haselbauer wohlhabend war, seinen ansehnlichen Hof nicht nur frei, sondern auch noch Geld am Zins hatte, so wird man es begreiflich finden, daß sein Sohn, der begabte Johann Georg, als Dorfkind einen ungewöhnlichen Anstrich erhielt. Der Vater sorgte nicht nur selbst für eine bessere Erziehung, als sie auf dem Lande vorzukommen pflegt, er ließ auch den Unterricht, den der Knabe im Dorf haben konnte, durch Privatstunden in Wallerstein ergänzen. Die Gunst, welche die „Herrschaft" dem Vater zuwendete, kam auch dem Sohn zu Gute. Der Haselbauer mußte diesen einmal auf's Schloß bringen, und hier scherzte die Durchlaucht mit dem Knaben und beschenkte ihn mit einem Goldstück. Die fürstlichen Damen hielten später auf einer Spazierfahrt im Dorf an, ließen sich das „Hansjörgle" kommen, machten den Schüchternen durch Leckereien, die sie ihm zu verspeisen gaben, zutraulich, brachten ihn zum Reden und ergötzten sich an den naiven Antworten des endlich Erkeckten. — Alles das blieb auf die Phan-

tasie und auch auf das Selbstgefühl des Knaben nicht ohne Wirkung.

Ein eigener Quell von Belehrung und Bildung floß dem Heranwachsenden im Umgang mit einer jungen Verwandten, der einzigen Tochter eines wohlgestellten Hofhandwerkers in Wallerstein. Das hübsche, lebhafte, gescheidte Mädchen hatte ein Verhältniß mit dem Hauslehrer einer protestantischen adeligen Familie der Residenz; aber das hinderte sie nicht, in treuer Freundschaft dem strebsamen jungen Vetter entgegenzukommen, der ihres Rathes bedurfte und sie mehr und mehr zu seiner Vertrauten machte.

Auch diesmal wanderte er dem Marktflecken zu, um der Freundin eine Forderung mitzutheilen, welche seine Eltern an ihn gestellt hatten. Er fühlte sich in einer eigenthümlichen Klemme — wußte nicht recht, was er auf die Zumuthung antworten sollte, und wollte hören, was die Unbefangene darüber dachte. In dem stattlichen Hause angekommen, vernahm er mit großer Beruhigung, daß die Sophie daheim und allein wäre.

Der Eintretende wurde von dem blühenden Mädchen mit offenem Vergnügen empfangen. „Grüß dich Gott, liebs Vetterle,“ rief sie, indem sie ihn bei den Händen faßte. „Was bringst du Neues?“

Der Jüngling schwieg. Dann mit einem Seufzer erwiderte er: „Nicht viel Gut's!“

Sophie machte keine sehr gläubige Miene. „Das wird wieder was Recht's sein!“ entgegnete sie. „Nun?“

„In acht Tagen,“ versetzte der Bursch, „ist unsre Kirchweih!“

„Ei ja!“ rief Sophie. „Aber das Unglück?“

„Meine Mutter verlangt, daß ich die Marev' zur Kirchweih führen soll. Sie ist ganz versessen darauf! Wenn ich's nicht thue, krieg' ich von ihr und von meinem Vater kein freundliches Gesicht mehr.“

Das Mädchen hatte sich vor ihn gestellt und lächelte mit eben so viel Schelmerei wie Theilnahme. „Gefällt sie dir noch immer nicht?“ fragte sie.

„Immer weniger!“ war die Antwort.

„Das ist ein böser Umstand — wenn man sich heirathen soll!“

„Ebendarum,“ versetzte der Bursch, „wird man sich auch nicht heirathen!“

Sophie blieb eine Weile stumm. Dann sagte sie: „Im Grund ist sie doch eine stattliche Person. Mancher Bauernsohn würde die Hände nach ihr ablecken! — Und dich hat sie gern!“

Der Bursch machte ein eigenes Gesicht. „Das nutzt ihr bei mir nichts!“

„Sieh, sieh,“ rief die Freundin. „Er ist recht verwöhnt, der junge Herr! Kann ihm gar keine gefallen? Weder die noch eine andere, noch irgend eine? Weißt du, was man da glauben muß? Daß du dir selber zu gut gefällst!“

Dieser Vorwurf machte auf Georg nicht viel Eindruck. „Mit mir selber,“ versetzte er, „bin ich am wenigsten zufrieden! — Ich hab' kein Glück in der Welt! Ich hab' nicht das Glück, das Andre haben! Zum Beispiel du! Du hast deinen Candidaten gern und er dich, und deine Eltern sind da-

mit zufrieden; wie lang' wird's währen, dann bist du eine Frau Pfarrerin!"

Die Miene der Sophie hatte eine gewisse Feierlichkeit angenommen. „Das ist wahr," sagte sie. „Und mit der Frau Pfarrerin, denk' ich, wird's nicht mehr gar so lang' anstehen. Mein Vater gilt was bei der Herrschaft, und diese schätzt auch meinen Bräutigam!"

Der Bursch nickte, als wollte er sagen: „Siehst du?" — Auf einmal stampfte er mit dem Fuße.

„Bist du bei Trost?" rief sie.

„Etwas thun sollen," entgegnete er mit förmlichem Zorn, „was einem zuwider ist! Und ich muß mich resolviren! Ich kann keinen Tag mehr warten."

Das Mädchen betrachtete ihn mit den Augen einer kleinen Mama. „Weißt du was?" versetzte sie nach einer Weile. „Da dir noch keine gefällt, so kannst du grade thun, was deinen Eltern gefällt. Was ist's denn? Ein Bäschen und eine Nachbarin zur Kirchweih zu führen! Damit bist du noch nicht versprochen!"

Georg schaute sie unentschlossen an. „Meinst du?"

„Ja, das mein' ich! — Aber freilich," setzte sie lächelnd hinzu, „mußt du dich in Acht nehmen, daß du nicht zu galant und zärtlich wirst."

„Oh!" rief der Bursch. „Da laß nur mich sorgen!"

Sophie schüttelte den Kopf, indem sie ihn mit Ueberlegenheit betrachtete. „Was du für ein Mensch bist!" versetzte sie. „Du willst kein Glück haben? Du hast aber das Glück, daß

du andre glücklich machen kannst. Die Maria Eva wird glänzen und stolz daher treten an deiner Seite und auf lange Zeit hinaus vergnügt sein. Dein Vater und deine Mutter werden euch mit Freuden zusehen und Alles wird zufrieden sein! — — Ich hoff' aber, daß du doch noch ein paar Reihen übrig haben wirst für andre; zum Beispiel für eine gute Freundin aus Wallerstein —"

„So viel du willst!" rief Georg.

„Und dann," sagte sie nach einem kurzen Besinnen, „wenn du grad' im Schuß bist, dann thust du vielleicht ein gutes Werk und führst mein Geschwisterkind, die Margret, auf den Tanzboden!"

Die Miene des Burschen wurde bedenklich.

„Das ist auch eine," fuhr das Mädchen fort, „die den jungen Haselbauer lieber hätt', als manchen andern. Aber sie bewahrt ihre gute Meinung, so viel's möglich ist, in ihrem Herzen und geht ihren stillen Weg weiter, ohne sich bemerklich zu machen wie die andre."

„Das gefällt mir von ihr!" rief Georg unwillkürlich.

„Ja, ja, das glaub' ich. Aber deßwegen verdient sie, daß du ihr wieder ein Vergnügen machst."

„Gut," sagte der Bursch; „es soll geschehen!"

Das Gesicht des Mädchens blickte Beifall. „Brav ist er doch, der Hansjörg! Nun, er wird auch noch Glück haben und es wird ihm noch wohl gehen auf Erden! — Was willst du denn, du junges Blut? Fang doch erst an zu leben!" —

Der Hofschreinermeister und seine Gattin, ein behagliches,

wohlgenährtes Paar, kamen von ihrem Sonntagsspaziergang nach Hause — das intime Gespräch hatte ein Ende. Georg blieb noch eine halbe Stunde, bestand noch einige Fragen der Frau Base und wanderte dann leichtern Muthes heim, als er gekommen war.

Als er in seine Stube trat, fand er die Mutter allein; der Haselbauer saß noch bei seinen Freunden im Wirthshaus. Nach einigen Reden sagte die ansehnliche und stolze Frau, indem sie den Sohn scharf in's Auge faßte: „Du führst also die Mared' zur Kirchweih?"

Der Sohn besann sich einen Augenblick; dann versetzte er: „Ich will's thun."

„Du sagst das, als ob's dich recht sauer ankäm'!"

„Ich thu's, liebe Mutter, ich thu's!"

Die Bäuerin, der man ansah, daß sie nicht nur auf ihrem Kopfe bestehen, sondern auch heftig aufwallen konnte, hielt für jetzt ihr Gefühl zurück, und begnügte sich zu sagen: „Gut!" Aber mit einem Seufzer fügte sie hinzu: „Daß der Mensch doch nie sehen will, wo sein Glück ist!"

Der Sohn hatte seine Fischotterkappe wieder aufgesetzt. „Ich will noch ein wenig zu meinen Kameraden," sagte er und verließ die Stube.

II.

Der Kirchweihsonntag und der Montag, an welchem der Tanz um die Dorflinde stattzufinden pflegt, waren vorüber. Der Sohn des Haselbauern, der spät in der Nacht heimgekommen war, schlief noch; Vater und Mutter, nachdem sie den Ehehalten ihre Arbeit angewiesen, befanden sich im Kanzley allein. Ihre Mienen verriethen Unmuth; sie schwiegen, wie nach einem eben gehabten unangenehmen Gespräch. Der Haselbauer, der mit seinem wohlgenährten Körper sich etwas vorgebeugt hielt, schien die Sache doch etwas minder schwer zu nehmen; aber die gerade dastehende Frau hatte ihres zornigen Verdrusses gar kein Hehl. Wenn die Lippen stumm waren, die Augen sprachen um so deutlicher.

Nach einer Weile ging die Thüre auf und der Sohn, im Werkeltagsanzug, kam herein. Auf seinen Morgengruß brummte nur der Vater eine Art von Dank.

Georg betrachtete die Mutter und sagte nicht ohne einen flüchtigen Schein von Schelmerei: „Du bist verdrießlich, Mutter! Bin ich dir zu spät nach Haus gekommen?“

Die Bäuerin fuhr auf. „Laß das einfältige Geschwätz!“ rief sie. „Du weißt recht gut, warum ich bös bin!“ Und indem sie sich vor ihn hinstellte, fuhr sie fort: „Jetzt sag’ mir nur, was du denkst? Ist das ein Benehmen gegen ein Mädchen, die man auf die Kirchweih geführt hat? Ist das ein Benehmen gegen ein Mädchen wie die Marev’?“

„Aber was hab’ ich denn gethan?“ rief Georg nun doch mit Verwunderung.

„Nichts hast du gethan, was sich schickt! Keinen freundlichen Blick hast du gehabt für sie den ganzen Tag über! Sitzen hast du sie lassen stundenlag! Und wenn nicht Andre gekommen wären —“

„Ich hab’ mit ihr auf dem Platz getanzt!“ rief der Angegriffene.

„Und ein Gesicht dazu gemacht, als ob du Gift genommen hättest! Ich bin dagestanden und hab’ mich förmlich geschämt für dich! Hast du nicht ein Maul ’runtergehängt, wie ein Gaul, wenn er schläft!“

„So geht’s eben,“ entgegnete der Sohn, „wenn man nicht —“

„Schweig,“ fiel die Bäurin, um das offenbare Geständniß nicht aus dem Munde kommen zu lassen, mit Heftigkeit ein. „Es ist eine Schande! Und damit die Ev’ recht merkt, wie viel sie bei dir gilt, hast du mit andern den Lustigen gespielt, gelacht und gescherzt! Mit der Wallersteinerin, der Hofschreinerstochter, hast du gethan, als ob sie dein Schatz wär’! Ist nur gut, daß die ihren Candidaten hat!“

„Die Sophie," entgegnete der Sohn ernsthaft, „will nichts von mir! Sie ist meine gute Freundin, weiter nichts!"

„Warum thust du hernach mit ihr schön und mit deinem Kirchweihmädle nicht? — Sogar mit dem Hühnchen, mit des Weidners Margret, hast du dich aufgeführt auf dem Tanzboden und gesungen und Juh geschrien —"

„Das hab' ich gethan," versetzte Georg, „weil sie so vergnügt darüber gewesen ist! Ihre Freude hat mich gefreut!"

„So?" entgegnete die Mutter. Sie ließ ihren Blick durchdringend auf dem Sohn ruhen; dann, mit Geringschätzung, fuhr sie fort: „Eine mit Blatternarben — ein ganz unansehnliches Ding! Sie ist einen Kopf kleiner als die Ev'!"

„Sie hat aber auch," versetzte Georg mit dem Geist des Widerspruchs, „kleine, feine Hände, die einem Fräulein keine Schande machen würden!"

„Die hat sie von ihrer Mutter, welche Zeit ihres Lebens nichts gethan hat."

Nun legte sich aber der Haselbauer drein. „Laßt mir die Annemarget aus dem Spiel!" rief er. „Von der ist ja doch nicht die Rede! — Du hast Unrecht, Hansjörg! Wir meinen's gut mit dir — und wir wissen besser, was dir gut ist! Du bist dir selber feind — es ist gar nicht zu begreifen!"

„Wo hast du nur deine Augen?" rief die Bäurin mit dem Eifer der Entrüstung. „So ein Mädchen wie die Marev' trifffst du nicht, wenn du im ganzen Land darnach herumsuchst; — und du kannst sie mit der Hand erreichen! Eine Postur hat sie wie eine Königin und ein feines und stolzes Gesicht! Sie be-

kommt ihren Hof, und dann habt ihr zwei miteinander, nebeneinander! Und weil man doch an Alles denken muß: sie ist von einer Art da, die einen Geist hat! Wenn du von ihr Kinder bekommst, dann wirst du keine Sorg' haben, wie sie in der Welt fortkommen! Was hast du also gegen sie? Willst du vielleicht bloß darum nicht, weil wir wollen?"

„Ereifre dich nicht, Mutter," sagte hierauf der Bursche. Mit einer Art von Lächeln setzte er hinzu: „Ich glaub', ich hab' zu viel Respekt vor ihr."

Die Bäurin machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Sie hofmeistert mich immer," fuhr er fort. „Wenn ich bei ihr bin, dann ist's mir immer, als ob ich gar nichts recht machen könnt' und der ungeschickteste Bursch wär' im ganzen Dorf!"

„Sie meint's eben gut mit dir," entgegnete die Mutter. „An dir ist wahrhaftig nicht alles schön! Dir kann man recht wohl noch einen guten Rath geben!"

„Aber ich mach' dann eben auch ein Gesicht wie ein Bub', dem der Schulmeister über's Maul gefahren ist!"

„Hansjörg," sagte der Vater, „schäm' dich und red' nicht so! Alles, was du vorbringst, ist nichts! Die Marev' wünscht sich keinen andern als dich, obwohl sie andre haben könnt', die eben so viel werth sind wie du — zehn für einen! Das weiß ich, weil ich's weiß! Kriegst du sie zur Frau, dann hast du ein Gut wie ein Edelmann — und du wirst deinem Schöpfer dafür noch auf den Knien danken!"

Georg, zu dieser Uebertreibung, machte eine spöttische

Miene. Dann sagte er: „Nun, wenn's gar so schön und vortheilhaft ist, was ihr haben wollt, dann seh' ich's wohl auch noch ein! Laßt mich eben jetzt noch gehen! Es wird mir hoffentlich noch kommen!"

Mit diesem Bescheid mußten sich die Eltern für jetzt begnügen. Und von dem jungen Menschen war's nicht eine bloße Ausflucht! In seinem Wesen lag eine gewisse Gutmüthigkeit; — seine Mutter, der er offenbar mehr nachschlug, als dem Alten, hielt er hoch: ihren Beifall zu erlangen, wär' ihm lieb gewesen! Und wenn's ihm später nur nicht ganz gegen den Mann ging, so wollte er sehen, was er thun konnte! —

Nachmittags führte ihn sein Weg auf's Feld hinaus am Bache hin, der etliche Haushaltungen von dem übrigen Dorfe schied und durch einen Anger herabfloß, welcher dem Federvieh zur Weide und den Kindern zum Spiele diente. Er war in Gedanken, unser unentschiedener Georg! Der stille, sanfte Herbsttag hatte ihn träumerisch gemacht und seine Augen waren offen, ohne zu sehen. Plötzlich hörte er: „Guten Tag, Hansjörg" — mit einer Stimme, die von inniger Freude und Güte durchklungen und verschönt war. Er sah auf: Margrete Weidner, die aus einem Seitengäßchen gekommen war, stand vor ihm!

Ihre Miene glich dem Ton ihres Grußes. Das ovale Gesicht leuchtete, aus den blaugrauen Augen schimmerte das Glück ihres Herzens. Aber die Freude, welche die Jungfrau verklärte, war die Freude einer schlichten, kindlichen, wenn auch außerordentlich guten Seele. Die Anmuth, welche sie dem

Bauermädchen lieh, konnte einem Burschen, wie unser Georg war, herzlichen Antheil, Verwunderung abgewinnen — aber keine Liebe!

Nachdem sie einige Reden über das gestrige Fest und ihr jetziges Vorhaben getauscht hatten, ging Margrete grüßend weiter — glücklich, daß der Tänzer von gestern mit ihr so freundlich gewesen.

Der Bursch, seinen Weg fortsetzend, sagte zu sich: „Ein seelengutes Mädchen! Sie hat ordentlich schön ausgesehen in ihrem Vergnügen, und ihre Blatternarben hab' ich diesmal gar nicht bemerkt! Sie ist auch nicht so klein, wie die Mutter sie macht — da läg' ihr Fehler nicht! Aber sie hat nichts — wie soll ich sagen? — nichts Liebes! Sie ist gar zu gut! Sie pflegt ihren kranken Stiefbruder, wie eine Nonne — — ihr Mann würde es gut bei ihr haben! — Aber — man kann sich das eben nicht geben! Die Sophie, scheint's, hätt' es gern, wenn ich in ihrer Freundschaft bliebe! Indessen —" Er schüttelte den Kopf. —

Am Abend desselben Tages konnte Georg nicht umhin, auch noch sein Kirchweihmädchen zu begrüßen. Sie stand, als er durch die Hauptgasse des Dorfes heimging, an ihrem Hofthor: er mußte zu ihr treten. Der Respekt, den er wirklich vor ihr empfand, die Achtung vor dem Willen — dem leidenschaftlichen Wunsche seiner Mutter, und der instinktmäßige Drang, etwas dafür zu thun, — alles das gab seinem Gruß einen ernsten, beinahe herzlichen Klang. Die stolze Hoferbin, die ihm sein gestriges Verhalten recht übel genommen hatte, wurde

dadurch wieder begütigt und schlug ihrerseits einen traulichen, entgegenkommenden Ton an. Georg erkundigte sich, wie ihr die Lustbarkeit bekommen sei. „Ganz gut," erwiderte sie; „zu müd' hast du mich nicht gemacht — und geschlafen hab' ich ruhig bis in den Tag hinein!" Darauf erwiderte der Bursch: „Ich hab' dich gestern grad' nicht feiern sehen! Aber für dich ist eben alles nur ein Spiel! Arbeiten und tanzen und deine Leute commandiren, eins kannst du wie das andre!" Die ländliche Heroine nahm das für ein Compliment und lächelte. Aber die Redelust des Burschen war damit schon versiegt; erfolglos dachte er auf eine neue Artigkeit — und er wußte es dem Schulmeister Dank, daß er eben jetzt das Betläuten begann. Mit einem Ton des Scherzes rief er: „Jetzt muß ich heim zur Suppe! Meine Mutter ist gar accurat, und ich möcht's gar nicht gern mit ihr verderben!" Maria Eva, welche diese Gesinnung nur billigen konnte, gab ihm die Hand. „So laß dir's halt gut schmecken," sagte sie, — „und ruh' dich aus von deinen gestrigen Strapazen!"

III.

Ein Jahr ging hin, ohne daß es zu einer Entscheidung kam; ja, ohne daß das Zünglein der Wage sich merklich auf eine der beiden Seiten neigte.

Man wird dieß begreiflich finden, wenn man weiß, daß es den Eltern Georgs nicht um die sofortige Verehelichung ihres Sohnes mit der Tochter des Nachbars zu thun war, sondern nur um ein festes Verhältniß zwischen beiden. Sie wollten die großen Vortheile, welche die Heirat in ihren Augen hatte, der Familie nur verbürgt sehen. Im Uebrigen hatte der Haselbauer nichts dagegen, noch etwas länger Herr seines Hofes zu bleiben, und auch der Bäurin eilte es nicht, ihr Commando abzugeben. Im Hause des Schwaner — so hieß man den Nachbar — existirte eben so wenig eine Nöthigung, die Verbindung zu beschleunigen. Vater und Tochter (die Mutter war vor Jahren gestorben!) hegten einen und denselben Wunsch; aber für die Eva galt es zunächst nur, den Georg zum „Bursch“ zu haben, und nur darauf richtete sie ihre Bestrebungen.

Der Stand der Dinge war günstig für einen, der sich so

lang als möglich frei erhalten wollte; und Georg nutzte ihn nicht ohne eine gewisse, durch die Verhältnisse gerechtfertigte Schlauheit.

Gegen Maria Eva benahm er sich so, daß er sich nicht band, seinen Eltern aber doch keinen Anlaß zu Vorwürfen gab. Er besuchte sie von Zeit zu Zeit, und hatte im Verkehr mit ihr eine eigene Manier, den Liebhaber hinter den Verehrer zurücktreten zu lassen und der Erbtochter eine Achtung zu bezeigen, die ihr schmeichelte, wenn ihr auch etwas mehr Zärtlichkeit lieber gewesen wäre. Alles zusammengenommen konnte sie den Gedanken hegen, daß er sich bei ihr in Gunst erhalten wolle und seine Absicht darauf gerichtet wäre, sie zum Weibe zu bekommen. Sie liebte ihn — wenn auch auf ihre Weise — und darum glaubte und hoffte sie.

Ihre Neigung zu Georg war nicht ganz ohne Vorbehalt. Bei den Bildern des Glücks, die sich in ihrer Seele erzeugten, vergaß sie sich selber nicht. Sie hatte den jungen Nachbar in ihren Gedanken erwählt, weil er der hübscheste Bauernsohn im Dorf war und in seinem Wesen etwas Feines hatte, das ihr besonders wohlgefiel. Sie wünschte lebhaft, ihn zum Mann zu bekommen, und ihr Verlangen steigerte sich mehr und mehr: aber in der Ehe dachte sie doch sich als die herrschende Person — und ihre angenehmste Vorstellung war, zugleich die erste Bäurin im Dorf und das von ihrem Manne geliebteste und geehrteste Weib zu sein. Unter dieser Voraussetzung, an die sie glaubte, sollte es auch ihm wohl ergehen und er sollte alles Glück und allen Ruhm haben, worauf der Mann

eines solchen Weibes und der Besitzer zweier großer Bauernhöfe Anspruch machen konnte.

Es war eine Liebe des Stolzes, welcher in dem Herzen der Margrete die Liebe der Demuth gegenüberstand! Die Tochter des Weidner liebte den jungen Menschen ohne alle Nebengedanken. Es war ein inniger Zug des Herzens und die Freude ihres Lebens; aber vor lauter Glücksgefühl und Bescheidenheit prägte sich in ihr nicht die Forderung aus, den Geliebten nun auch zum erklärten Bursch oder gar zum Manne zu haben. Das war eben noch nicht die Frage, und sie blieb in ihren Gedanken genügsam davor stehen. Wenn er sie freundlich grüßte, so that es ihr wohl; aber ihre größte Befriedigung zog sie aus ihrer eignen liebenden Seele. Dort floß ein Born, der ihr immer wieder Freude schuf, sie wußte nicht wie.

Ihr war's gerathen, keine Ansprüche zu machen! Georg, der sie zu schätzen wußte, ließ sie das auch merken und legte bei zufälligen Begegnungen in den Ton seines Grußes eine eigne Herzlichkeit. Aber das war auch Alles! Wenn er bei jeder Begegnung aufs neue sah, wie es um sie stand, und der Abglanz ihres Gefühls ihm in die Seele schien, so fühlte er sich doch außer Stande, ihre Neigung zu vergelten. Er traf gern mit ihr zusammen, und sein Mund lächelte, wenn er sie gegen sich herankommen sah; aber er suchte sie niemals auf. In dieser Beziehung war und blieb Maria Eva die Begünstigtere.

In der Mitte des Winters machte die Nachbarstochter unversehens einen bedeutenden Schritt vorwärts; — und sie

konnte sich schon am Ziele dünken! Ein verwittweter Bauer feierte seine Hochzeit mit einem Mädchen aus dem nächsten Dorfe; Georg und Eva wohnten dem Fest als Gäste bei und saßen an einem Tische. Die Tochter des Begüterten war prächtig gekleidet; sie hatte ihren schönen Tag und erfreute sich ihrer besten Laune. Georg fand denn doch, daß es ein Mädchen sei, wie es wenige gebe. Er tanzte mit ihr, und da sie fröhlicher war, so erschien sie auch liebenswürdiger, und er hatte, sie in seinen Armen haltend, ein Gefühl, das sie ihm noch niemals einzuflößen wußte. Zu ihrem Glück verschonte sie ihn diesen Tag auch mit Einreden und Ermahnungen gänzlich; sie war nur das hingebende Weib! Georg, den sein Stand verpflichtete, etwas drauf gehen zu lassen, sprach schon früh der Weinflasche zu und wartete der Tänzerin auf; beide kamen immer mehr in glückliche Selbstvergessenheit. Bei dem nächsten Reihen drückte er ihr die Hand mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers, und sie erwiderte den Druck entsprechend; und da es „zwischen Licht" war, nämlich in der Dämmerung, so ließ die Jungfrau ihr Haupt auf die Schulter des Burschen sinken, daß die Wangen sich berührten. Wären sie jetzt allein gewesen, Georg hätte sie an sein Herz gezogen und das Wort gesprochen, das ihn band! Aber sie waren umgeben von Bekannten — und zum Ueberfluß kam der Hausknecht mit zwei Laternen. Die Marev' achtete es für schicklich, ihr Haupt beim Tanzen wieder grade zu halten. Aber ihre Züge glänzten in freudigem Selbstgefühl — und leuchteten noch in der Stube fort. Bekannte sprachen sie darum an, nicht ohne verstehendes Lächeln;

und sie antwortete mit einem eingestehenden, wenn auch die Lippen den Anspielungen widersprachen.

Als sie mit einem ältern Vetter, ziemlich spät, das Wirthshaus verließ, reichte Georg ihr die Hand und sagte den Abschiedsgruß mit bewegtem Ton, aber, vor dem Andern, mit einer gewissen feierlichen Haltung; sie dagegen rief ihr: „Gutenacht" mit unverholenem Triumph.

Im Traume kam ihr die reizende Vorstellung, daß der Georg nun ihr gehöre! Als sie des Morgens erwachte und sich allmälig auf alles besann, verklärte sich ihr Angesicht und das Selbstbewußtsein einer Heldin hob ihr die Brust. Sie genoß alles, was geschehen war, noch einmal, und sah das Liebere und Schönere mit vollkommener Sicherheit nachfolgen.

Die Gefühle des Burschen, als er, etwas später, die Augen aufschlug, waren leider völlig entgegen gesetzt. Indem er sich auf die Lustbarkeit und die gegebenen und empfangenen Liebeszeichen besann, erschrak er, und die Röthe der Scham floß über seine Wangen. Er fühlte die Zärtlichkeit, zu der er sich hatte hinreißen lassen, als klägliche Schwäche — als eine Regung des Blutes, das ihn übertölpelt und zu einem Benehmen verführt hatte, wodurch er das Mädchen täuschte. Die Hingebung derselben und ihre huldblickenden Augen erschienen ihm jetzt peinlich, und ein förmlicher Widerwille erhob sich in ihm.

Im Kanzley, beim Frühstück, machte er ein curioses Gesicht, als der Haselbauer ihn schmunzelnd fragte, wie ihm die Hoch-

zeit gefallen habe, und seine Mutter zufrieden wie niemals auf das Tischchen sah. „Nun ja, recht gut," brummte er mit verlegenem Munde. Aber die Eltern legten sich das zu ihren Gunsten aus! Der Vater hatte ihn gestern beobachtet und die Mutter hatte Erkundigungen eingezogen: — sie wußten, die Sache stand nach Wunsch.

Als Georg allein war, dachte er nach, wie er den Hals aus der Schlinge, in die er so unvermuthet gerathen war, wieder herausziehen könnte. Ihm fiel nichts Besseres ein, als gegen Eva zu thun, als ob nichts vorgefallen wäre, und in das frühere förmliche Benehmen wieder zurückzugehen. Bei der nächsten Zusammenkunft, ein paar Tage später, legte er gegen die Jungfrau so viel Achtung an den Tag, daß er ihr damit sehr auffallend, um nicht zu sagen albern vorkam. Sie verzog den Mund und sah ihn steif an und konnte so einen Menschen nicht begreifen. Aber Georg merkte und sah von ihrer Verwunderung nichts. Er hielt in seinen Formen aus — und hoffte den Fehler, so viel als möglich, wieder gut gemacht zu haben.

Sich ganz von ihr zurückzuziehen, war nicht seine Meinung. Er wollte nur seine frühere Stellung wieder gewinnen, und er freute sich, als er dieß nach und nach gelungen sah. Den Eltern hatte er versprochen, zu warten, ob er nicht noch mit ihren Augen sehen lernte. Dieß war ihm bis jetzt nicht geglückt; aber es konnte ja immer noch geschehen! Aus diesem Grunde blieb er gegen die Nachbarstochter aufmerksam, er fand auch manchmal wieder einen scherzenden Ton und ein vertrautes Lächeln, — und Maria Eva hoffte wieder, indem sie die steifen

Manieren, die sie freilich kränkten, aus der eiteln Laune des Verwöhnten sich erklärte. „Er macht sich kostbar, der Hansjörg!“ sagte sie einmal zu sich. „Aber wenn er mir gehört, dann will ich's ihm schon hereinbringen! Wir wollen sehen, wer dann das Recht davonreißt!“ Sie lächelte bei diesen Worten. Gar zu große Gefahr schien dem Burschen mit ihrem Vorsatz nicht gedroht zu sein!

In der gespannten Verfassung seines Herzens — bei dem offenbaren Mangel an Lebensgenuß und Jugendfreude — war unserm Burschen die Freundschaft der Sophie ein wahrer Trost. Sie konnte ihm keinen Rathschlag geben, der ihn glücklich machte; aber sie konnte ihm Zerstreuung gewähren und dem Bildungstrieb entgegenkommen, der sich immer mehr in ihm regte. Er wanderte den Winter über nach Wallerstein, so oft es nur anging. Die künftige Pfarrerin hatte sich das Klavierspiel angeeignet; Georg ließ sich von ihr unterrichten und ruhte nicht, bis er einige Tänze klimpern gelernt. Er übte sich im Singen, und da er eine wohlklingende Stimme besaß, konnte er mit der Freundin zum Klavier Arien ausführen, die nicht nur sie selber, sondern auch anspruchslose Zuhörer ergötzten. Bücher unterhaltender Art las er gleich seinem Vater; er verschaffte sie sich aus befreundeten Häusern der Residenz und verstieg sich sogar bis zu den deutschen Klassikern: zu denen ihrer Werke, die ihm faßlich erschienen. Mit alledem sog er Vorstellungen und Begriffe ein, welche der bäuerlichen Prosa des Lebens nicht ganz günstig sein konnten. Die Gespräche, deren er im Hause des Hofschreiners pflog — nicht nur mit

der Tochter, sondern auch mit dem Candidaten und den Eltern — vollendeten seine Cultur, die ihm natürlich stand, weil sie nur einen innern Drang befriedigte. Der junge Theologe hatte zwei Universitäten besucht und wußte viel Humoristisches und Charakteristisches von dem Leben auf der Hochschule zu erzählen. Der Vater stammte aus Mitteldeutschland und verband mit seiner fremdklingenden Mundart das Gefühl ungewöhnlicher Einsicht in menschliche Dinge. Die Mutter hatte diese Einsicht wirklich und war so ziemlich die praktisch klügste Person in dem kleinen Cirkel. Kein Wunder, daß der junge Mann sich in dem Hause gefiel. Seine Eltern wurden zuletzt förmlich eifersüchtig, und selbst der Vater gab ihm zu bedenken: er möge doch nicht überstudirt werden!

Das konnte freilich in dem Sohn keine Aenderung bewirken. Georg gehörte zu der thätigen Menschengattung, die nicht nachgibt, bis das Unternommene zu Ende geführt wird. Das Bauernhandwerk hatte er gelernt, er konnte es nicht nur ungewöhnlich gut, sondern er liebte es; — diesem geschah durch seine anderweitigen Beschäftigungen kein Abbruch! Als der Frühling kam, lag er wieder mit allem Eifer der Feldbestellung ob. Wenn sein Hof zu den besten und einträglichsten im Dorfe gehörte, so war dieß mehr ihm zuzuschreiben, als dem Vater, der schon seit Jahren die eigentlichen landwirthschaftlichen Arbeiten ihm überlassen hatte und sich neben seinem Vorsteheramt lieber mit der Verwerthung der Producte, mit Kauf und Tausch beschäftigte.

Die schöne Jahreszeit, mit der Reihenfolge der Arbeiten,

welche sie bringt, war hingegangen; man befand sich im Spätsommer. Georg, nachdem er, auf dem Sattelgaul sitzend, das letzte Fuder „Ohmed" in den Hof geführt hatte, saß am großen Ecktisch der Stube, um sich auszuruhen und an Weißbrod und Bier zu laben. Er war müde, hatte nach der glücklichen Einheimsung ein zufriedenes Herz, ein gutes Gewissen, und dachte an nichts weniger, als an unangenehme Begegnisse, die ihm bevorstünden. Da kam der Vater mit einem sonderlich ernsthaften Gesicht herein und forderte ihn auf, mit ihm zur Mutter in die obere Stube zu gehen! Betroffen und Uebles ahnend erhob sich der Bursch und folgte dem Alten über die Stiege in das Gemach, das freilich noch besser zu einer geheimen Unterredung sich eignete, als das ländliche Rathstübchen — das Kanzley.

„Hansjörg," sagte die Haselbäuerin zu dem Eintretenden, „was ich mir gedacht hab', ist eingetroffen, und wir müssen dem Handel jetzt ein Ende machen. Der Meier von L. hat beim Schwaner anfragen lassen; er will seinen Michel auf den Hof bringen. Der Vetter hat mir das selber gesagt, und wenn er auch weiter nicht dergleichen gethan hat, so weiß ich doch, was seine Meinung gewesen ist. Du bist freilich noch jung, aber es hilft nichts, wir müssen unsern Hof schon hergeben und den Vetter auf dem seinen fortwirthschaften lassen mit seiner Schwester; ihr jungen Leute werdet nichts dabei verlieren! Also das hab' ich dir nur sagen wollen! Ich glaube, das Schicklichste ist, daß der Vater zuerst mit dem Vetter spricht und für dich um die Marev' anhält. Dir wird das recht sein.

Es gibt viel auszumachen bei dem Handel! Aber wenn die Alten einig sind, dann habt ihr Jungen es leicht, Ja zu sagen."

Georg war bei dieser Eröffnung bis in's tiefste Herz erschrocken. Er hatte es in seinem Sohnesgefühl immer noch für möglich gehalten, daß er nach und nach die Eva mit günstigeren Augen ansehen könnte; aber diese Erwartung hatte sich nicht erfüllt; und jetzt, wo er die Ungeliebte zum Weib nehmen sollte, sträubte sich der innerste Mensch dagegen. Er war stumm und zitterte am ganzen Leibe.

Die Mutter sah ihn an. „Wie stehst du denn aber da?" rief sie. „Ihr jungen Leute seid ja doch einig! Was hast du denn jetzt auf einmal?"

In der Seele des Burschen riefs: „Es ist unmöglich!" Aber das konnte er den Eltern nicht sagen! Er suchte sich wieder in seine Gewalt zu bekommen und versetzte mit befangenem, entschuldigendem Lächeln: „Das kommt so unverhofft! Ernst machen — schon jetzt! — Ich bin doch noch zu jung zum Heiraten!"

„Laß dich nicht auslachen!" entgegnete die Bäurin. „Ein Mensch von zweiundzwanzig Jahren!"

„Hansjörg," sagte der Alte, „wenn du auch noch jung bist, das ist kein Grund! Ich hätt' auch lieber noch ein paar Jahre gewartet; aber nun ist's einmal so! Es geht eben jetzt nicht anders — und du mußt, wie ich muß."

„Ich muß?" versetzte Georg, in seiner Aufregung mit einer Miene des Widerstrebens.

„Ja, du mußt!" entgegnete der Vater.

Der Bursche war gereizt. Seine Unterlippe hing trotzig herunter. „Wenn ich nun aber nicht mag?“ rief er und schaute die beiden an.

„Was?“ rief die Mutter erstaunt, „hab' ich recht gehört? Du magst nicht?“ Und ihn beim Arme fassend, mit drohenden Blicken, fuhr sie fort: „Du magst nicht, wenn wir's haben wollen? Bildest du dir ein, daß du uns so kommen kannst?“

Georg war erschüttert. Die thatsächliche Auflehnung gegen seine Eltern unter den Verhältnissen, wie sie lagen, ging über seine Kräfte. — „Ich hab' noch nicht gesagt, daß ich wirklich nicht mag,“ versetzte er. „Aber ich will mir so eine Sache nicht befehlen und mich nicht verhandeln lassen, wie ein Stück —! Ich hab auch meinen Willen!“

„Den hast du,“ rief der Vater. „Aber du hast auch deinen Verstand — und den sollst du nun zeigen! Du brauchst nicht hitzig zu werden, junger Gesell — es ist gar nicht noth! Wenn's hier noch was zu besinnen gibt, so kannst du dich besinnen. Ich will heut Abend hinübergehen; du kannst noch zwei Stunden überlegen, was du glaubst, daß du für dich bedingen mußt.“

Georg trachtete nur nach einer Ausflucht — nach einer Frist! Zögernd versetzte er: „Wer weiß denn aber so gewiß, daß die Sache diese Eile hat? Wer steht mir gut dafür, daß die Anfrage so ernst gemeint war? Es ist vielleicht nur der Gedanke von irgend einer Base, die kuppeln will!“

„Hör,“ entgegnete die Mutter, „zu solchen unnützen Reden haben wir jetzt keine Zeit! Der Vetter wartet auf einen Bescheid: mach's kurz, dann sind wir im Reinen!“

In dem Burschen arbeitete es. Gegen die sofortige Entscheidung erhob sich der Widerwille immer stärker in ihm und gab ihm die Kraft zum Widerstand. „Das kommt mir zu schnell!“ rief er. „So thu ich nicht mit! — Ich will mich nicht über Hals und Kopf in's Ehebett stürzen!“

Der Vater betrachtete ihn. „Und was willst du denn?“

„Ich will mich an den Gedanken erst gewöhnen,“ entgegnete der Sohn, „und noch eine Zeitlang meine Freiheit haben! Sechs Wochen zum wenigsten bitt' ich mir aus! Sechs Wochen will ich noch leben als lediger Mensch! — Dann thu meinetwegen, was dir gefällt!“

Der Alte machte eine Bewegung des Aergers. Dann sagte er: „Und wenn der Vetter empfindlich wird? Und die Marev' desgleichen? Wenn sie im Zorn über uns zu dem Antrag des Meier's Ja sagt?“

„Dann,“ erwiderte Georg, „will ich ihrem Glück nicht im Wege stehen!“

Die Mutter fuhr auf und richtete auf den Sohn verdächtige, lauernde Blicke. Aber sie wollte seinen Worten doch nur eine Erklärung geben. „Du bist ein hoffärtiger Gesell,“ rief sie, „und du bildest dir Gott weiß was ein! Aber da könnts dich doch sitzen lassen! Die Marev' hat ihren Stolz -- und sie kann ihn auch haben! Sich noch besinnen — bei so einer Gelegenheit! Fürchte dich vor dem Unwillen der Marev' — und mach' ein End! — Mach' ein End!“ setzte sie, ihn bei der Schulter fassend, heftig hinzu.

Georg stand fest und trotzig. „Ich hab' meine Meinung schon gesagt," entgegnete er; „und dabei bleibts!"

Vater und Mutter betrachteten ihn, wie um seine innersten Gedanken zu errathen. Es waren argwohnvolle böse Blicke! Auf einmal aber, indem seine Stirn sich glättete, sagte der Alte: „Die sechs Wochen, die dein Eigensinn verlangt, sollst du haben! — Ich will mit dem Schwaner von der Sach' reden und dafür sorgen, daß uns deine Narrheit nicht schadet. Aber wenn die Zeit um ist, dann gehörst du mir! — Ich hab' dich verwöhnt, wie's scheint; aber bilde dir darum nichts ein! Du bist nicht der Herr in meinem Haus; ich bin der Herr immer noch, und das werd' ich dir zeigen."

Georg lächelte mehr traurig als bitter, und ging schweigend aus der Stube.

IV.

Der Bursch hatte doch das Gefühl einer abgeworfenen Last. Er athmete auf, als er im Hof war. Halten sich die Menschen ja für gewöhnlich an das Jetzige und sind froh, wenn sie nur einige Zeit vor sich sehen, in der sie noch ihren Willen haben.

Eine Reihe von Tagen hielt die Empfindung in Georg nach. Als aber eine Woche vergangen war und die zweite folgte, meldete sich in seinem Herzen die Sorge wieder — der Unmuth und der Verdruß. Es hatte sich nichts geändert, und in keiner Art war abzusehen, wie etwas ihm Beistand leisten und zu seiner Befreiung helfen sollte. Ihm war, da nun ein Tag um den andern hinging, als ob eine Schnur um seinen Hals gelegt und zugezogen würde.

Die Hälfte der Frist war verstrichen. Die andre, mit demselben Schritt mußte denselben Weg gehen; — und dann?

Es ist leicht gesagt: dann konnte einer, der keine Neigung empfand, erklären, er wolle nicht! In jenen Tagen wogen die

Eltern noch ungleich schwerer als gegenwärtig; der Gebrauch war ein Tyrann, und Georg hatte sich in seinem bisherigen Verhalten schon mehr herausgenommen, als es von den meisten andern seines Alters geschehen wäre. Zu alledem hatte er sich in seiner Verlegenheit gegen den Vater verpflichtet, daß er nach Ablauf der Frist ihm folgen wolle! Wie sollte er nun die in jedem sonstigen Betracht vortheilhafte Heirat ausschlagen und den Eltern sich widersetzen in's Blaue hinein?

Eine gewisse Ergebung nahm in seinem Innern Platz. Er suchte sich vorzustellen, ob's nicht vielleicht dennoch ginge! Im Grunde, häßlich war die Eva gar nicht, vielmehr eine wohlgebaute, stattliche, von manchem gern gesehene Person, und sie benahm sich in der Ehe möglicherweise viel besser, als man ihr's zutraute. „Es ist mein Schicksal gewesen" (dachte er) „daß ich keine gefunden habe, die ich liebe! Wenn man aber keine zum Heiraten hat, die man liebt, dann heiratet man eben eine, die man nicht liebt, und lebt der Hoffnung, es werde noch kommen! Wenn man sie hat, dann hat man sie eben, und es geht am Ende auch!"

Er lächelte traurig zu dieser Auskunft — der besser gebildete Bauernsohn, der sich nun doch den Traditionen seines Standes unterwerfen sollte! Und das gedrückte Herz entlastete sich in einem schweren Seufzer.

Ein Paar Tage nach der Unterredung in der obern Stube hatte er der Freundin Sophie den Stand der Dinge mitgetheilt. Ihre Antwort, nach ernstem Zuhören, war nicht ermuthigend. „Du arm's Vetterle!" rief sie und schwieg. Da-

mit erklärte sie ihm, auch sie wisse keinen andern Rath, als daß er den Eltern trotz allem sich fügen müsse. Mindestens wollte sie ihm keinen andern sagen!

Da nun alles zusammentraf, so vertiefte sich unser Bursche mehr und mehr in einen stillen Trutz, der nicht seinen Eltern, sondern dem Glücke galt. „Mir hat's eben nicht nach meinem Kopf gehen sollen," sagte er zu sich. „Nun meinetwegen! Ich hab's besser vorgehabt mit mir; aber mein Unstern will's nicht — lassen wir ihm nun seine Weis'!"

Es liegt eine gewisse Süßigkeit in dem Gedanken der Ergebung in's Nothwendige. Hat man das Seine gethan und es ist keine Aenderung zu bewirken, dann kommt ein Humor der Verzweiflung über uns, und lockend erscheint der Gedanke, uns den unvermeidlich gewordenen Streich selber zu versetzen. Wir nehmen dann für das Glück den Stolz unsers Wollens! Und wenn uns die Genugthuung, welche damit gegeben ist, nicht froh machen kann, so mischt sie der Trauer unsres Herzens doch eine Linderung bei, daß wir auf Momente sogar ein düstres Wohlgefühl empfinden können.

Am dritten Sonntag, beim Heimgehen von der Kirche, sagte ein Bekannter zu unserm Burschen: „Gehst du nicht heute nach * * *? Es ist Kirchweih, und von uns wollen etliche beim Pflugwirth einkehren!" — Georg schüttelte den Kopf.

Als er zu Mittag gegessen hatte, und in Hof und Garten herumschlenderte, war es ihm doch, als ob er sich eine Zerstreuung gönnen sollte. Im Ungenügen ist die Seele genügsam, und ihr kann anziehend erscheinen, was in einem andern Zu-

stand wenig Reiz für sie hätte. Dem Burschen kam es endlich vor, als ob Spiel und Tanz und lustige Leute zu sehen ihm doch wohlthun würde. War er nicht vergnügt, so waren's andre, und die konnten zuletzt auch ihn anstecken. — Er ging in seine Kammer, zog die Sammtjuppe an, drückte die Mütze auf den Kopf, steckte das Geld in die Tasche, das er nach Tisch von dem Vater erhalten hatte, und trat die Wanderung an.

Der Tag, in der letzten Woche des Sommers, war schön, und die Wärme der Sonne gemildert durch Lämmerwölkchen, mit denen sich die Westseite des Himmels überzogen hatte. Ein Liedchen summend, welches zu seiner Stimmung paßte, ging der Bursch den Fußpfad hin und warf kaum einen Blick auf die Landschaft. Der Weg betrug nur eine halbe Stunde — er hätte ihn länger haben mögen. Denn er fühlte sich auf ihm gesänftigter und wohler, als seit langer Zeit. Eine unbestimmte Hoffnung, als ob doch noch alles gut werden könnte, regte sich in dem jungen Herzen. „Wie mancher," sagte er sich, „hat doch auch Glück in dieser Welt! Man meint eben immer wieder, daß man auch eins haben sollte!" — Unvermerkt war er dem Dorf so nahe gekommen, daß ihm die Klänge der Tanzmusik vom nächsten Wirthshaus — dem „Pflug" — in die Ohren drangen. Er lächelte — und ging den Tönen nach.

Als er im Hof angekommen war, ergötzte ihn der Anblick der fröhlich umherlaufenden Kinder — der zufrieden sitzenden Obstweiber am Haus und der Burschen und Mädchen, welche um einen Tisch gedrängt ihr Glück im Paschen versuchten. —

Er ging in's Haus, die Treppe hinan, und trat in die obere Stube.

„Ah, da bist du ja doch!" rief ihm von einer Tafel am Fenster der Kamerad entgegen, der ihn eingeladen hatte. „Setz dich zu uns, wenn du nichts Besseres vorhast!" — Man rückte zusammen und Georg nahm Platz bei den Ledigen seines Dorfs.

Er ließ eine Kanne Nördlingerbier kommen, trank und plauderte. Der Menschenschwarm um ihn herum, das Gehen, Kommen und Durcheinanderwogen unterhielt ihn. Nach einer Weile ging er auf den Tanzboden, sah von einem Winkel aus zu, hörte die Schelmenliedchen der Tänzer und hatte sein stilles, wenn auch etwas melancholisches Vergnügen an der Lustigkeit der einen und an dem Wichtigthun der andern.

Als er wieder in die Stube zurückgekehrt war und von seinem Platz umherschaute, fiel ihm an einem besondern Tisch an der Wand eine Gesellschaft auf, die er noch nicht wahrgenommen hatte. Es waren zwei junge Bauern und zwei Mädchen, guter Leute Kind, wie man aus ihrem Anzug und ihren Mienen sah. Georg, nachdem er die andern flüchtig betrachtet hatte, blieb mit seinen Blicken an dem einen der Mädchen haften, die auf einem Stuhl vorne saß. — Das Blut schoß ihm in die Wangen.

Es war eine Gestalt und ein Gesicht von einer Lieblichkeit und Schönheit, wie man sie auf dem Lande selten treffen mag. Für ein Bauernmädchen war sie beinahe zu fein, und ihre Miene zu seelenvoll. Sie hatte lichtbraunes Haar, klare, zart-

rothe Wangen, und die Linien ihres Hauptes waren von rührender Anmuth. Sie lächelte (zu der Bemerkung eines der Bursche, konnte man annehmen!) wie nur ein vollkommen gutes und frohes Gemüth lächeln kann.

Unser junger Freund war geblendet. Er konnte die Augen von ihr nicht mehr wegbringen, und sein Herz klopfte mächtig.

Das war das Mädchen, die er sich gewünscht und nach der er sich gesehnt hatte! Das, ja das war die Liebe, die er noch niemals gefühlt hatte, aber die er nun kennen lernte mit all' ihren seligen Schauern! Das war die Güte und die Schönheit und jener unendliche Reiz, der nicht mehr überlegen und abwägen läßt, dem die Seele sich ohne Weiteres und ganz und gar ergeben muß!

Nach einer Weile fragte er den Kameraden mit einem Blick auf den Tisch an der Wand: „Wer sind denn die da drüben?“

„Kennst du sie nicht?“ erwiderte jener verwundert. „Der mit dem Backenbart ist der älteste Sohn des Kreuzbauern von hier. Die Mädchen sind seine Schwestern, Christine und Rebeck'. Der Schwarzhaarige ist ein Vetter aus Deiningen, der bei ihnen auf der Kirchweih ist.“

Der Bursch, nach augenblicklichem Schweigen, sagte: „Gefällt ihm vielleicht eine von den Mädchen dort?“

„Ei bewahre!“ rief der Andre. „Er ist ja schon verheiratet und hat, glaub' ich, zwei Kinder auf die Kirchweih' mitgebracht!“

Georg athmete leichter. „Ein paar schöne Mädchen!" sagte er mit der angenommenen Ruhe eines Kenners.

„Das will ich meinen," versetzte der Kamerad. „Besonders die Rebeck'! — Mich wundert nur, daß die zum Tanz hergekommen ist! Sie ist eine Kuriose — und bleibt am liebsten zu Haus!"

„Hat sie keinen Schatz?" fragte Georg.

„Man weiß von nichts, obwol ihr schon mancher zu Gefallen geht! — Sie ist aber auch erst siebzehn Jahr' alt!"

„Da hat sie noch Zeit," versetzte unser Bursch. „Die Andre," sagte er nach einem prüfenden Blick, „scheint mir ein paar Jahre älter zu sein!"

„Wenigstens!" bemerkte der Kamerad. Und vergnüglich setzte er hinzu: „Da hat sich auch schon was angesponnen; was Ernsthaftes! — Wo bleibt er nur, der gute Freund? — Du wirst dich wundern!"

Er richtete seine Blicke auf die Thüre — und schüttelte den Kopf. Nach einer Weile, mit aufgehellter Miene, rief er: „Da! — Schau einmal hin!"

Georg, aufsehend, erblickte in der Thüre seinen Schulkameraden Ludwig, den Sohn eines der wohlhabendsten Bauern seines Dorfs — seinen jetzigen Nebenbuhler im Ansehn unter den „Ledigen". — Der etwas breitköpfige, sonst wohlgebildete Bursch, nachdem er sich von der Schwelle aus umgesehen, ging zu dem Tisch an der Wand, grüßte, trank von dem aufgewarteten Bier — und setzte sich an die Seite der Christine.

Georg war in großer Aufregung. Er hatte bemerkt, wie

bei der Ankunft des Burschen die ältere Schwester erröthet war, nicht aus Verlegenheit, sondern aus reinem Vergnügen; und er erkannte daraus, daß es sich um eine Liebschaft handle, die man offen betrieb und die zu einer Heirat führen sollte. Nun hätte er den Freund begrüßen und dadurch in die Nähe der Rebecka kommen und mit ihr reden können. Aber schon fühlte er auch die bange Scheu der wirklichen, herzlichen Liebe! Er saß wie gebannt; er wäre vielleicht den ganzen Abend sitzen geblieben und hätte die Bekanntschaft zu machen versäumt, wenn ihn nicht Ludwig endlich bemerkt und ihm, verwundert und vergnügt, seinen Gruß zugerufen hätte. Da stand er auf, dankte dem Freund und ging, magnetisch gezogen, gegen den Tisch. Ludwig (ein Beweis, wie sehr er ihn schätzte!) stand auf, reichte ihm die Hand und sagte zu der Gesellschaft: „Da ist noch einer von uns, der junge Haselbauer — wenn ihr ihn noch nicht kennt!"

„Ei," rief Christine, „wer sollte den nicht kennen? — Ich glaub' nur, daß er uns nicht kennt!"

Georg lächelte, wenn auch mit einiger Befangenheit. „Recht gut, Jungfer Christine Hegerin!"

„Geh," versetzte die muntre Dirne; „das hast du dir eben erst sagen lassen!"

Georg, statt einer Antwort, schaute um den Tisch herum. „Wenn ihr noch Platz hättet —!"

„Den kann man machen," rief Christine; und die Mädchen rückten zusammen. Der Bursch holte einen leergewordenen Stuhl in der Nähe und nahm Platz.

Er saß nun an dem Tisch bei der Lieblichen — an ihrer Seite; aber zunächst war nichts für ihn gewonnen. Sein Mund blieb stumm! Er war kein rechter Bauernbursch mehr: die Cultur hatte ihn verdorben! Nichts dünkte ihn jetzt gut genug, daß er es der Jungfrau hätte sagen mögen! Und so schwieg er — und kam der Christine sehr ungeschickt und seines Rufes durchaus nicht würdig vor.

Ludwig riß ihn aus der Verlegenheit. Er zog die Christine zum Tanz auf. Georg faßte sich ein Herz und sagte zu der Nachbarin: „Ich weiß nicht, Jungfer Rebeck' — ist's erlaubt?“ Das Mädchen stand auf; der Bursch ergriff die dargebotene Hand, und sie folgten dem vorangegangenen Paare.

Der Tanz ist eine reizende Erfindung an sich — eine himmlische für den Liebenden. Unserm Georg brachte er das Heil! Rebecka, wenn sie auch noch nicht viel bei Lustbarkeiten gewesen war, verstand die Kunst doch vortrefflich, und Georg fühlte sich über alles Maß beglückt, die süße, zarte, zartweiche Gestalt im Arm zu haben und sich mit ihr im Kreise zu drehen. Er hatte eine Seele und eine Phantasie, wie nicht viele seines Gleichen, und jetzt wachten alle Geister und Fähigkeiten in ihm auf. Ueberseliger Moment, wo die Zauber der Sinne und die Zauber der Seele vereint, sich durchdringend wirken und die Fluten des Glücks in dem jungen Herzen emporwogen überschwänglich!

Gesprochen wurde zwischen den Beiden nicht eben viel. Georg fand aber doch bald Mittel, der Tänzerin von dem Zustand seines Herzens eine Andeutung zu geben. Er hatte sie nach dem dritten Reihen, wo sie, in glänzender Röthe des An-

gesichts, ihm noch viel schöner vorkam, unwillkürlich mit einem Blick angesehen, auf welchen sie die Augen niederschlug; — so schimmerten aus ihm Zärtlichkeit und Bewunderung! Und während des vierten drückte er ihre Hand mit jenem seelenvoll sprechenden Druck, der nur der Liebe gelingt. Rebecka erwiderte ihn nicht; aber sie ließ es geschehen und den Druck sich wiederholen.

Unser Bursch war kein Mensch, dem man nicht gut werden mochte, wenn man das Herz noch frei hatte. Und so keimte denn allmählig in dem lieben Geschöpf auch eine Neigung für ihren Tänzer. Sie fühlte sich geehrt, daß sie das Wohlgefallen eines jungen Gesellen auf sich gezogen, von dem so viel die Rede war. Und ihr Herz hatte noch nicht den Schatten eines Bildes in sich aufgenommen; sie hatte ruhig ihren Tag gelebt und sich ihrer Jugend gefreut mit dem Vergnügen eines Kindes. — Jetzt war ihre Zeit gekommen.

Sie fühlte sich glücklich und gab dem Glück sich hin. Sie lächelte, als er endlich eine Bemerkung machte, die lustig sein sollte, und schaute ihn mit Beifall, mit offenem Wohlgefallen an. Er hätte ihr um den Hals fallen mögen!

Freund Ludwig hatte während des Herumgehens nicht versäumt, mit dem Kameraden hier und da scherzende Reden zu tauschen. Der Liebhaber der Christine hatte vorgesungen, nicht nur einfache, sondern auch künstliche Tänze, und sie ausgeführt mit allen herkömmlichen Kraftäußerungen; — ihm lag daran, sich bemerklich zu machen! Georg hatte nur nachgethan, was jener ihm vorgethan. Endlich aber waren sie

Beide müd'; auf den glühenden Gesichtern der Mädchen perlte der Schweiß — die Bursche nickten sich zu und führten ihre Tänzerinnen in die Stube.

Hier fehlte es jetzt nicht mehr an Unterhaltung. Georg ließ sich Wein kommen und wartete den Mädchen auf, und diese nippten mit den üblichen Reden ihr herkömmliches Tröpfchen. Die Freude, durch den Wein unterstützt, vertrieb alle Scheu aus dem Herzen unsers Burschen, und machte ihn lustig und gab ihm nette Reden ein zum Verwundern. Wenn das Eis gebrochen war, dann kam in ihm allerdings ein Temperament und eine Laune zum Vorschein, wodurch er die gewöhnlichen Bauernbursche seinerseits in Schatten stellte. Die Schwestern saßen mit frohen Gesichtern, und Rebecka schaute mit einer eigenen Genugthuung auf, wenn ihr Tänzer etwas gesagt hatte, was Beifall fand.

Der Gast aus Deiningen machte ein Gesicht wie einer, der begreift. Der Bruder, Hans Heger, richtete wiederholt beobachtende Blicke auf das werdende Paar, die aber keine Unzufriedenheit verriethen.

Es war dunkel geworden; der Aufwärter brachte einen Messingleuchter mit brennender Kerze. Bald darauf kam der „Platzmeister", stellte eine Schale mit breitem Goldrand auf den Tisch und forderte die Mannsbilder auf, sie herauszupaschen. Man setzte und paschte. Georg warf siebzehn und gewann. Er verehrte die Schale seiner Nachbarin, und diese dankte mit einem holden Lächeln.

Da sagte der Deininger: „Es ist recht schad', daß ich nicht

länger bleiben kann; denn so eine Gesellschaft trifft man nicht alletag! Aber ich muß nach Haus — die Meine würde sich sonst Gott weiß was einbilden, und wenn ich in später Nacht heimkomme, mir bös den Marsch machen!"

„Wir gehen mit, versteht sich," entgegnete Hans, und winkte den beiden Mädchen.

Ludwig schüttelte den Kopf und sagte: „Machen wir einen Vergleich! Der Vetter kann wohl noch eine Viertelstunde bleiben und auf das Nachtessen warten; er thut ihm dann um so größere Ehr' an, und macht der Kreuzbäuerin um so mehr Vergnügen. Zum Heimfahren hat er den Mond, der in einer Stunde aufgeht, und seine Bäuerin wird froh sein, daß sie ihn wieder hat. Wir zwei müssen aber die Mädchen nochmal auf den Tanzboden führen! Denn nur einmal tanzen, das heißt gar nichts, und unsre Tänzerinnen könnten sonst glauben, sie hätten ihre Sache schlecht gemacht!"

„Das mein' ich auch!" rief Georg. „Das Tanzen ist jetzt das Nothwendigste von allem! — Besinnen wir uns nicht lang!"

Er nahm, während der Deininger ergeben lächelte, Rebecka bei der Hand und ging diesmal voran.

Das ganze Glück, die reizende Gestalt im Arm zu haben, erneuerte sich ihm. Er hielt sie, als ob sie schon die Seine wäre, und sie hing an ihm, als ob sie ihm ganz und gar gehörte. Die Zeit verging nur allzuschnell; die bedungene Viertelstunde war beinahe um eine Viertelstunde vorüber. Nach einem weitern Reihen sagte das Mädchen: „Das ist der letzte! Es geht nicht

anders; wir müssen mit dem Vetter nach Hause!“ Da faßte Georg sich ein Herz und erwiderte: „Der letzte für heut', meinetwegen! Wenn's aber dir ist, wie mir, dann sind wir nicht zum letztenmal beieinander gewesen! — Ich kann dir sagen: so lang ich lebe, hab' ich die Freude nicht gehabt wie heut!“

Diese deutliche Erklärung traf das Mädchen in die Seele und erschütterte ihr innerstes Wesen. Sie verlor die Farbe und wurde bleich bis in die Lippen; aber die Züge schimmerten selig. Stumm drückte sie die Hand, die in der ihren lag — zum Dank für die gute Rede. Dann kehrte die rothe Farbe wieder, und sie leuchtete darin, als Georg sie in die Stube führte.

V.

Als Georg am andern Morgen in seiner Dachkammer erwachte, hatte er in der ersten Dämmerung des Besinnens ein schauerndes, bedrängendes Gefühl. Wie aber dann die Sonne des Gedenkens aufging und es lichter Tag wurde in seiner Seele, da schlug sein Herz in Freude — und das Glück, wenn auch flüchtig von bangen Ahnungen durchzogen, blieb oben und triumphirte. Er hatte diejenige gefunden, die er liebte! Das einzig schöne Mädchen, so sittig und so reizend! Und sie war ihm gut, sie hatte sich ihm zugeneigt an Einem Abend! Sie war aus einer angesehenen Familie; der stolze Ludwig war froh, ihre Schwester zur Frau zu bekommen! — Gottlob, Gottlob! —

Er hatte nun ein Ziel — er wußte, was er wollte! Ohne Kampf, ohne harten Streit kam er nicht zu seinem Zweck, das sah er wohl; aber er war entschlossen, ihn durchzufechten, — ja, er freute sich darauf!

„Ich will für sie etwas thun!" rief er. „Ich will beweisen,

daß ich nicht umsonst Mannskleider anhab' — ich will sie mir erobern; mit Gewalt, wenn's sein muß!"

Und als ob er sie schon hätte, stellte er sich ihr Bild vor, um sich daran zu weiden. Wie schlug ihm das Herz! Daß sie in der Welt war! Daß er sie gesehen — zu rechter Zeit gesehen, wo sie noch kein Auge gehabt hatte für einen andern! — Er machte Ansprüche, unser Georg, und es war ihm ganz besonders lieb, daß die Neigung zu ihm die allererste war, die sich in dem jungen Herzen gerührt hatte und die schöne Brust in Bewegung setzte! —

Im tiefsten Gemüth froh und beinahe auch ruhig trat er in's Kanzley zum gemeinschaftlichen Frühstück. — „Wo bist du denn gestern gewesen?" fragte der Haselbauer nach einer Weile.

„Auf der Kirchweih," erwiderte Georg, „drüben beim Pflugwirth! Der Berchtold hat mich eingeladen — er ist dort wie zu Haus! — und mir ist's gewesen, als ob ich auch wieder einmal ein Pläsir haben sollt'!"

Die Bäuerin zog die Augenbrauen in die Höhe und sagte dann mit einer Geringschätzung, hinter der sich ihre mütterliche Neugier verbarg: „Und du hast dir eins gemacht? Du hast getanzt?"

„Ein bischen," erwiderte der Sohn. „Und weil von uns keine da war, haben wir die vom Ort genommen."

„Und man hat sie euch gelassen?" fragte der Vater mit einem Versuch zu scherzen.

„Die Bursche dort sind nicht händelsüchtig," versetzte

Georg nicht ohne einen prahlerischen Zug in seiner Miene. „Allerdings,“ fügte er hinzu, „bin ich nicht lange geblieben — und alles war noch ziemlich nüchtern bis dahin!“ —

Die Beichte war bestanden. — Sie hatten noch nichts gehört — sie wußten noch von nichts! — Wenn sie ahnen könnten, was geschehen war! — Georg schaute die Eltern mit einer Ueberlegenheit an, durch die er sich beinahe verrathen hätte! Aber sie waren nicht auf der rechten Fährte, und man konnte es ihnen nicht verdenken, daß sie die frohe Miene des Burschen sich vielmehr zu ihren Gunsten auslegten.

Als er die Stube verlassen hatte, bemerkte die Bäurin: „Er scheint sich doch in sein Schicksal zu ergeben! Das dumme Maul, daß er eine Zeit lang 'runtergehängt hat, ist ihm vergangen, — er sieht wieder aus wie ein Mensch.“

„Ich bin froh,“ erwiderte der Bauer, „recht froh, wenn die Geschichte in's Reine gebracht ist. Am ersten Tag nach den sechs Wochen muß es richtig gemacht werden! An den Meier von L. ist schon eine Botschaft gegangen, daß er mit seinem Michel keine Aussicht habe! — Ich hab's ja gewußt, sie wollen keinen andern, Vater und Tochter, als diesen hoffärtigen Menschen da.“

„Vielleicht,“ meinte das Weib, „könntest du früher bei ihm anklopfen.“

„Nein,“ sagte der alte Diplomat. „Dann hätte er eine Ausrede! Er soll mir seine sechs Wochen haben bis auf die letzte Minute! Dann soll er in den sauern Apfel beißen — und das reichste Mädchen heirathen sechs Stunden im Umkreis!

Der unsinnige Mensch, der sich sperrt! Von wem hat er nur das eingebildete, vornehme Wesen? Von mir nicht!"

Auf den Blick, den der Bauer seinem Weib zuwarf, rümpfte diese den Mund. „Ich hab' nichts dagegen, wenn ein junger Gesell stolz ist," versetzte sie. „Von so einem ist noch am ersten zu hoffen, daß er zur Einsicht kommt und vernünftig handelt!"

Wie viel unser Georg bei sich zu denken und wieder zu denken hatte, er konnte es doch kaum erwarten, bis es Abend wurde und er nach Wallerstein durfte, um alles und alles der Sophie mitzutheilen. Er kannte sie! Sie freute sich mit ihm, sie sprachen mit einander über sie, und sie hatten zusammen das größte Vergnügen!

Sobald er abkommen konnte, machte er sich auf den Weg und erreichte das Haus in der Herrenstraße fast in der Hälfte der sonstigen Zeit. Der Hofschreiner war in der Werkstätte, die Mutter in der Küche, — Georg traf die Freundin allein in ihrem Zimmerchen neben der großen Stube. Sie war aufgestanden, um ihm entgegenzugehen; denn sie kannte seinen Schritt — und sie hörte gern etwas Neues! Der Bursch, mit rothem Gesicht, flog auf sie zu, nahm sie in seine Arme und drückte sie an sich.

Das Mädchen war sehr „verhofft", sie entwand sich ihm, sah ihn unwillig, aber doch nicht ohne ein gewisses Lächeln an und sagte: „Bist du bei Sinnen?"

„Ach," rief Georg mit einem gewaltigen Seufzer, „ich bin verliebt."

„Was?“ rief Sophie mit förmlichem Schrecken. „Ich will nicht hoffen —!“

„Hab' keine Sorg', liebe Sophie,“ entgegnete der Bursch lächelnd. „In dich nicht! Wie könnt' ich mir so was herausnehmen?“

„So, so,“ versetzte die Jungfrau. „In eine andre also! — Nun, dann kann ich mich wieder beruhigen! — Ist dir (fuhr sie nach kurzem Schweigen mit einer schelmischen Eingebung fort) plötzlich ein Licht aufgegangen über deine Nachbarin, die —“

„Still,“ fiel ihr Georg in die Rede. „Lassen wir die aus dem Spiel!“ Er ergriff ihre Hände und fuhr fort mit aller Wärme seines Blutes, mit aller Herzlichkeit seines Gefühls: „Ach Sophie, ich bin jetzt glücklich wie du! — Ich hab' eine gefunden, — zufällig gefunden, und ich bin verliebt — grausam verliebt! Gott im Himmel, was ist das für ein Unterschied, wenn an einer gar alles lieb und schön ist! Daß es nur so was gibt auf der Welt! So lang ich Athem hab' in mir, werd' ich meinem Schöpfer danken, daß ich sie gesehen hab'.“

Sophie betrachtete den Freund mit einer Herzenstheilnahme in dem runden Gesicht, welche nur durch einen kleinen Zusatz von Schalkheit erhellt war. „Verliebt bist du,“ rief sie, „das muß wahr sein. Aber wer ist denn das Wunder — und wo ist sie? Wer hat dir das angethan? — Erzähl' mir die Geschichte in der Ordnung, dann wollen wir sehen, was zu thun ist!“

Georg, auf- und abgehend oder vor ihr, die sich gesetzt hatte, stehend, erzählte ihr alles und jedes. Er konnte nicht

aufhören, die Rebecka zu loben, weil ihm eben nichts genügte, was er sagte. Darum schloß er nun: „Du mußt sie sehen, Sophie! Sehen mußt du sie — sonst weißt du gar nichts! Wenn du sie mit deinen Augen siehst, dann wirst du mich verstehen, und du wirst mir recht geben!“

Sophie schwieg, indem sie zufrieden in sich hinein sah. Dann sagte sie: „Also das Haar blond?“

„Hellbraun! Glänzend wie Seide!“

„Und die Augen blau?“

„Fast wie Kornblumen!“

„Und schöne Zähne? Wirklich schöne Zähne?“

„Kleine, gerade, weiße Zähne! — Sie passen so außerordentlich gut zu dem Mund, wenn sie lacht! Ach, liebe Sophie, das Mäulchen! Wie muß es einem sein, wenn man dem ein Schmätzchen geben kann!“

„Sieh, sieh, sieh! — Und auch hübsch gewachsen ist sie?“

„Ich bitte dich! — So fein, so zart —“

Die Wallersteinerin, von Gesundheit strotzend, entgegnete nicht ohne Spott: „Ein zartes Bauernmädchen —!“

„Solche gibt's auch!“ fiel Georg ein. „Die ist eben so.“

Die Jungfrau, nachdem sie einen Moment geschwiegen, fuhr fort: „Und sie hat gar keinen Fehler? Nicht ein kleines Fehlerchen?“

„Ich hab' kein's bemerkt!“

Auf diese in aller Ehrlichkeit gegebene Antwort lachte Sophie laut und klaschte mit den Händen. „Du bist wahrhaftig verliebt!“ rief sie. „Ach, das ist herrlich!“

„Fehler!“ wiederholte der Bursch. „Sie muß grad' so sein, wie sie ist; — nicht ein Härchen darf ihr fehlen!“

Das Mädchen, ihn von der Seite ansehend, bemerkte: „Schielt sie nicht vielleicht ein bischen?“

Georg stampfte mit dem Fuß. — „Das thut sie nicht,“ sagte er nach einer Weile über sich selber lächelnd. „Aber die Augen kann sie niederschlagen, wie ich's meiner Lebtag noch nicht gesehen hab'.“

„Du bist ein Bauernbursch, wie's keinen mehr gibt!“ rief Sophie mit Anerkennung. „Was du nicht alles bemerkst!“

„Ach,“ entgegnete Georg, „es hilft ja doch nichts! Die Hauptsach', siehst du, die Hauptsach' —“

„Ist unaussprechlich!“ ergänzte die Wallersteinerin.

„Darum sollte man auch nicht von ihr reden, sondern immer bei ihr sein und sie nur anschauen.“

„Also hören wir auf mit dem Reden von ihr!“

Der Bursch sah sie an und lachte. „Das heißt,“ entgegnete er, „wenn man nicht bei ihr ist, muß man wenigstens von ihr reden!“

Die Jungfrau ließ ihre theilnehmenden Augen glänzend auf ihm ruhen. „O ihr Verliebten, ihr seid doch alle gleich und seht in der ganzen Welt nichts mehr als die Einzige! Ich würde dir den Kopf tüchtig waschen, du toller Hansjörg, — wenn ich nicht auch ein bischen so wär'!“ — — Nach einer Weile, mit ernsthafter Miene, sagte sie: „Was du nun vorhast, das kann ich mir denken!“

„Das glaub' ich,“ rief der Bursch, „weil nichts anderes

möglich ist! Ich werde sie heiraten — sie muß meine Frau werden, und wenn der Teufel in der Hölle dagegen aufständ'!"

„Der wird nicht extra kommen," entgegnete Sophie. „Aber ich fürchte, der Haselbauer — und besonders die Haselbäuerin, reichen gerade hin, die Sache dir schwer zu machen. — — Siehst du? Nun bist du schon ernsthaft!"

„Es thut mir leid," versetzte Georg mit einem Ton trotzigen Bedauerns; „das wüste Geschrei — ich bin kein Freund davon! Aber wenn's darauf ankommt, dann kann ich's am besten, und ich glaub', sie hören eher auf, als ich! — — Reden wir jetzt nicht davon," fuhr er fort, „und verderben wir uns nicht die Freud'!"

„Haben sie noch gar keine Ahnung?" versetzte das Mädchen nach einer Weile. „So was kommt oft sehr schnell an die, für welche es nicht bestimmt ist!"

„Sie wissen noch nichts," erwiderte Georg. „Und sie sollen auch nichts erfahren, bis alles ausgemacht ist. — Zuerst muß ich mit ihr und mit ihren Leuten reden!"

Sophie schwieg. „In Gottes Namen denn!" rief sie. „Abrathen kann man dir nicht mehr!"

„Das thät' nicht viel helfen!" rief Georg mit stolzer Miene.

„Also thu', was du nicht lassen kannst; — und dann komm' gleich wieder zu mir! Jetzt brauchst du eine Freundin, guter Hansjörg — und die sollst du an mir haben!"

Die Thüre der großen Stube ging auf und die Hofschreinerin, mit hochrothen Backen, wie man sie nur aus der

Küche bringt, trat herein. „Sieh da, rief sie, als sie des Burschen ansichtig wurde, „du läßt dich wieder einmal sehen? — Aber wie kommst du mir vor?“ setzte sie, ihn musternd, hinzu. „So hellauf! — Ist alles wohl bei euch und alles vergnügt?“

„Alles, Frau Base!“

Die behagliche Frau nickte und dachte sich das Ihre, welches diesmal von dem wirklichen Sachverhalt weit abging. Bald kam der Hofschreiner und brachte nach seiner Gewohnheit das Gespräch auf die Neuigkeiten des Ortes und die Zustände des Fürstenthums. Als Georg endlich Abschied nahm, ging Sophie mit ihm vor die Thüre und rief im Flüsterton: „Alles Glück — und komm' bald wieder!“

VI.

Das Erste, was Georg zu seinem Zwecke that, war, daß er Ludwig besuchte, um ihn zu seinem Vertrauten zu machen. Er traf ihn allein im Futtergang des Roßstalles, der trauten Plauderstelle des Rieser Bauernhauses. Nach dem Gruß ging er gleich zur Sache; er erklärte dem Kameraden, wie es mit ihm stehe und wie die Rebeck' es ihm angethan habe.

Ludwig, mit seinem behaglich ausgearbeiteten Gesicht, lächelte. „Das hab' ich freilich gesehen," erwiderte er. „Die ist aber auch schön geworden! Sakerment, sie ist schöner wie die Meine! — Du kriegst halt immer das Beste, du Teufelskerl!"

„Vorderhand hab' ich sie noch nicht!" entgegnete Georg.

„Ah bah!" versetzte jener. „Von ihrer Seite gibt's kein Hinderniß! Sie ist weg, das junge Ding! — Geh', Spitzbub', das weißt du so gut wie ich!"

In Georg's Angesicht ging das Licht inniger Freude auf. „Also meinst du auch?" rief er.

„Laß mich gehen!" erwiderte der andere. „Wenn mich die

Christine, der ich jetzt ein halbes Jahr nachlauf', so gern hätt', wie die Rebeck' dich jetzt schon, da wär' ich zufrieden."

Unser Bursche faßte die Hände des Freundes und drückte sie. „Gott sei Dank!" rief er, „das ist die Hauptsach'! — Ich mein's ehrlich mit ihr. Ich fang' nur etwas an mit ihr, weil ich sie heirathen will!"

Ludwig betrachtete ihn mit einem Blick, der nicht zu verkennen war.

Georg, ihn verstehend, rief: „Ich hab' meinen Kopf — und der ist hart!"

„Andre haben aber vielleicht noch härtere!"

Eine stolze Bewegung des Widerspruchs war die Antwort unsers Burschen. — „Bruder," versetzte er, „aus dem Grund eben bin ich gekommen! Wir zwei sind immer gute Freunde gewesen, und jetzt müssen wir's erst recht sein. Wir müssen einer dem andern helfen; — hauptsächlich aber mußt du mir helfen!"

Der andere schmunzelte. „Jetzt möchtest du halt in's Haus?"

„Eben das ist meine Absicht."

„Nun," versetzte Ludwig, „da kann ich dir freilich helfen. Denn es macht sich besser, wenn noch einer dabei ist. Und ich bin doch schon ein bischen weiter, als du bist. — Weißt, mein Alter denkt wie ich! Ein braves und geschicktes Weib aus einer angesehenen Familie kann wohl ein paar Tausend Gulden weniger haben. Bah! — Im Grunde sind wir alle schon eines Sinnes, hier wie drüben!"

„Also," rief Georg, „nächsten Sonntag machen wir miteinander die Visite!"

Ludwig bot ihm die Hand, Georg schlug ein.

Jener betrachtete den Burschen einigermaßen mit der Miene eines Schutzherrn. „Hätt's nicht geglaubt, daß ich dir noch zu einem Schatz verhelfen müßt'! — Aber wir haben schon so manches durchgemacht mit einander, — und wir werden das auch noch fertig kriegen!“

„Und dann werden wir noch mehr durchsetzen miteinander! Wenn wir verschwägert sind“ —

„Heiligenblitz, du gehst vorwärts!“

„Ich bin vergnügt, Ludwig, in der Seele vergnügt! Also am Sonntag?“ — Der Kamerad gab ihm die Hand. — „Gut' Nacht für heut'!“ —

Am Sonntag war der Himmel mit grauen Wolken überzogen, aber die Luft milde und der Boden trocken. Georg erschien bei Ludwig in seinem schönsten Anzug. Der kräftige, schlanke Jüngling mit dem bräunlich rothen Gesicht und schwarzen, gelockten Haaren sah so gut aus, daß er auch dem Kameraden gefiel. Ihn betrachtend sagte dieser: „Da sollt's nicht gehen — wenn man sich so herausputzt? Die sehen gleich an deinem Staat, was du willst! — Jetzt sag' mir nur,“ fuhr er mit einem Blick auf die Füße des Gesellen fort, „wer dir wieder diese Stiefel gemacht hat! Gewiß der Hofschuster von Wallerstein?“

Georg machte eine Miene, die nicht widersprach.

„Hansjörg,“ rief jener mit einem Ausdruck von Tadel, „du gehst über unsern Stand hinaus!“

„Hab' keine Sorg',“ erwiderte der Bursch. „Geschickter

einrichten kann man aber noch gar manches! — Mach', daß du fertig wirst!"

Der Dorfbursche Ludwig brauchte noch über eine Viertelstunde, bis er in einem Anzug dastand, welcher dem des andern wenig nachgab. Man ging durch den Garten und auf einem Feldweg dem Ziele der Wanderung entgegen. Zu wiederholtenmalen hielt Ludwig den Freund an der Juppe, mit spöttischen Bemerkungen über sein schnelles Laufen. Aber dieser kümmerte sich wenig darum. Er war in der tiefsten Seele vergnügt! Daß er sie wieder sehen sollte — und daß er sie mit dem Kameraden sehen konnte, wo sich alles so gut und so schön machte! Denn allein wär' es für ihn doch eine Verlegenheit gewesen; er hätte nicht recht gewußt, was für einen Grund er angeben sollte! — Er plauderte und schaute dann wieder umher in dem feiertäglich stillen Gau, und betrachtete das Schloß Baldern und das Kloster Kirchheim, als ob er sie nie gesehen hätte! Alles erschien ihm wie neu! — Je näher er dem Orte kam, je mehr gerieth er in Aufregung; und als er in den Kreuzhof eingetreten war, hatte er den ruhigen Kameraden sehr nöthig.

Der Hof lag abseits am östlichen Ende des Dorfes. Man sah von ihm auf's Feld und auf die Wiesen, von deren herbstlichem Grün sich jetzt Heerden scheckigen Rindviehs abhoben. Vom Norden schaute der Wallersteiner Felsen her, und rechter Hand, nah' genug, prangte die Stadt Nördlingen. Alles das flirrte vor den Augen unsers Burschen, dem es war, als ob er zu viel getrunken hätte.

Wie sie vor dem steinernen Auftritt angelangt waren, kam

ihnen der Sohn des Kreuzbauern entgegen und rief mit aufrichtiger Verwunderung und Freude: „Der Hansjörg mit dem Ludwig! Das ist eine Ehr'!“

Die beiden Bursche, von Hans gefolgt, traten in die Stube, wo der Bauer, die Bäuerin und die beiden Töchter in Hemdärmeln saßen. Christine blickte schelmisch auf, Rebecka wurde blutroth. Man begrüßte sich wechselseitig vergnügt, aber doch mit würdiger Förmlichkeit. Das Ehepaar behandelte die beiden Burschen als „Vettern“, von welchen der Besuch zwar eine Ehre, aber vollkommen in der Ordnung war. Bald saß man um den großen Tisch in der Fensterecke und vor den Gästen stand Bier vom Pflugwirth und weißes Brod.

Georg, der zum erstenmal in der Stube war, sah in dieser umher und fand sie gar heimlich. Das Kanzley fehlte; aber die Wände des langestehenden Hauses waren getäfelt und das Ganze, mit einem Großvaterstuhl und einer Himmelbettstatt an der Wand, hatte etwas Alterthümliches, was die Phantasie unsers Georg sehr ansprach. Er saß neben Rebecka, oder vielmehr diese neben ihm, denn man hatte die Gäste in der Mitte Platz nehmen lassen und sich an die Seite und davor gesetzt. Dem Burschen kam alles so schön vor wie in einem Mährchen! Eine Zeit lang hatte er mit Umherschauen zu thun und schwieg. Dann wendete er sich zu seiner Nachbarin und fragte, wie ihr das Tanzen bekommen sei. „Recht gut,“ erwiderte das Mädchen, durch das Glück, ihn hier zu sehen, munter und muthiger gemacht. „Die Mühe ist nicht so groß gewesen: ich hab' an diesem Tag nicht öfter getanzt wie du!“— „Also bist du später

nicht mehr in's Wirthshaus gegangen?" fragte der Bursch. Rebecka schüttelte den Kopf nicht ohne Selbstgefühl.

Vater und Mutter saßen mit eigenen Gesichtern. Die Zuneigung, die Georg kund gegeben, und die Aussicht, die sich der jüngern Tochter bot, waren offenbar in der Familie besprochen. Wenn auch Rebecka stille gewesen, Hans und Christine hatten ihre Augen aufgehabt, und sie konnten den Eltern nicht verbergen wollen, was sie gesehen. Die Mutter erkannte nach wenigen Fragen, wie es mit der Tochter stand, und nun erwogen die Alten zusammen die Ehre und den Vortheil einer solchen Verbindung. Durch den Besuch des Burschen mit Ludwig sahen sie ihre Hoffnungen mächtig gestützt; und nun brach, wenn auch immer noch durch einen gewissen Ernst und ein gewisses Bedenken, in den Mienen des wackern Paares unwiderstehliche Befriedigung durch. Die wohlgebaute, stattliche Mutter lächelte. Im Gesicht des Bauern, dessen schöne, um nicht zu sagen feine Züge eine ungewöhnlich gute Seele verriethen, schimmerte wenigstens mehr Glück als Befangenheit.

Die ältere Tochter hatte sich bald nach Ankunft des Besuchs entfernt. Als unter allerlei Geplauder eine halbe Stunde verflossen war, erschien sie wieder mit Kannen und Schalen, die sie auf den Tisch setzte, während die Magd einen großen „türkischen Bund" (feines Gebäck) auf breitem Teller nachtrug.

„Was nicht gar! — Kaffee!" riefen die Bursche wie mit Einem Munde.

„Nun ja," erwiderte Christine. „Wir trinken für gewöhnlich freilich keinen! Aber für so vornehme Gäste, wie ihr seid,

da haben wir schon einen in Bereitschaft! Ganz bleiben wir auch nicht zurück!“

Der Kaffee war gut, wenigstens mundete er den ländlichen Gaumen sehr, und das ehrgeizige Mädchen hatte in der That die Bohnen nicht gespart. Trinken und Eintunken und Loben des damals auf dem Lande noch wenig üblichen Trankes vollendete das Wohlgefühl der Seelen. Unser Georg fühlte sich beim Kreuzbauern vollkommen zu Hause. Jedes störende Gefühl war aus ihm entwichen in weite, weite Ferne und dafür hatte ein wahrer Uebermuth des Glücks in ihm Platz genommen. Er schwatzte und lachte mit so guter Laune, daß er die ganze Gesellschaft erheiterte.

Rebecka, die sich ein paarmal über die glühende Wange gefahren war, stand plötzlich auf. „Das Kaffeetrinken,“ sagte sie, „hat mir warm gemacht! Ich muß ein bischen hinaus in die Luft!“ Sie verließ die Stube.

Georg fuhr in seinen Reden fort und wandte dann noch fünf Minuten auf einen landwirthschaftlichen Diskurs mit dem Kreuzbauern. Endlich stand er auf, holte tief Athem, strich sich die Stirn, als ob er die Hitze nicht mehr ertragen könnte, und ging hinaus ohne weitere Erklärung.

Die Alten sahen sich an, und in den Frohsinn ihrer Züge mischte sich wieder mehr Ernst. Hans, Ludwig und Christine behielten ihre gute Laune und lächelten.

Georg hatte bemerkt, daß die hintere Thür vom Tennen in einen großen Baumgarten führte, dessen Feldseite mit einer wohlgepflegten Hecke bestanden war. Dorthin — sagte ihm

sein Herz — war das Mädchen gegangen. Und wirklich erblickte er sie im äußersten Winkel zwischen der Hecke und dem Stadel des Nachbars. Er lenkte seine Schritte auf sie zu. Da ging sie am Stadel hin gegen die andere Seite. Rasch wandte er sich nach links, um ihr den Weg abzuschneiden; aber sie drehte sich wieder und ging rascher zurück. Der Bursche lief, sie auch — in der Ecke haschte er sie.

Das Mädchen, von seinen Armen sich losmachend, rief geängstigt: „Laß mich, laß mich! Wenn uns Jemand sähe!“

Georg ließ die Arme sinken; aber er stellte sich vor sie hin, entschlossen, ihre Flucht zu hindern.

Rebecka, ahnend, welch' ein Augenblick gekommen sei, neigte den Kopf ergeben auf die Seite. Ihre Lippen drückten, bei süß verlegenem Lächeln, wehmüthiges, rührendes Glücksgefühl aus. — Die Vorderarme waren bloß, die Brust nur durch ein kleines, rothes Tuch bedeckt, der weiße Hals frei. Georg konnte dem Verlangen, die unendlich Liebliche in seine Arme zu schließen, kaum widerstehen. Aber seine Absicht war eine ernsthafte, und er verfolgte sie!

„Rebecka,“ begann er mit Herzlichkeit, wenn auch bewegt, „ich bin heut' auf den Kreuzhof gekommen, um mit dir zu reden! Ich weiß nicht, ob ich dir etwas Neues sag', wenn ich mit dir red' — ich hoff's nicht! Aber man muß deutlich sprechen über eine solche Sach'! — Ich hab' dich,“ fuhr er ihre Hand ergreifend fort, „über alle Maßen gern, Rebecka; ich kann gar nicht sagen, wie! Seit ich dich gesehen habe, bin ich ein anderer Mensch, ich kenn' mich gar nicht mehr! — Ich kann nichts

mehr, als an dich denken — alles andre gibt's nicht mehr für mich!“

In dem Gesicht des Mädchens ging ein seliger Schein auf, die tiefblauen Augen strahlten und wurden feucht — das rothe Tuch zitterte.

„Rebecka,“ fuhr Georg fort, „sag' mir, wie du gesinnt bist! Du bist gut und freundlich gegen mich, aber das ist noch nicht die Folge, daß du denkst wie ich und daß dir's ernst ist, wie mir! — Sag's mir jetzt, denn ich muß es hören, deutlich hören, wie d u ' s meinst!“

Nochmal folgte die Jungfrau einem Trieb, auszuweichen. Zu Boden schauend versetzte sie: „Man hört von dir —“ Sie schwieg.

„Was hört man von mir?“ fuhr der Bursch fort. „Daß es mein Vater anders mit mir im Sinn hat? Ist das auch schon an dich gekommen? — Aber das ändert an der Sache gar nichts. Ich bin noch nicht versprochen; wenn ich aber versprochen wär', thät' ich wieder absagen, und das wär' meine Schuldigkeit. Ich kann und will keine andere heirathen, als wie dich! Dich allein kann ich zum Weib haben! Dich muß ich haben, weil ich bei einer andern doch nur an dich denken thäte bei Tag und Nacht!“

Das Mädchen, durch diese Erklärung der treuesten Liebe erschüttert, stieß ein Ach der Wonne aus, und ließ den Kopf an die Brust des Geliebten sinken, während ihr die Augen übergingen.

„Willst du Haselbäuerin werden?“ rief Georg mit dem Tone der innigsten Zuversicht.

„Ja, freilich,“ erwiderte sie lispelnd und zog ihn mit ihren umfangenden Armen an ihr Herz.

Beide sahen nach einer Weile auf, schauten sich in die Augen, und Georg drückte seinen Mund auf die rothen Lippen, die sich ihm zärtlich verlangend boten. Es waren die ersten Küsse der Liebe für ihn wie für sie: beide drohten vor Lust ihre Besinnung zu verlieren! Die Welt war ihnen verschwunden! Sie waren entrückt in einen Himmel des Glücks, wo die trunkne Seele Zeit und Ort und Alles vergißt. —

Nach einer Weile, sie wieder betrachtend, sagte der Bursch: „Rebeck', nun gehörst du mir! Zwischen uns ist nun alles abgemacht und richtig! Aber meine Leute dürfen noch nichts erfahren! Sie haben andere Gedanken, und von denen können sie bloß nach und nach abgebracht werden. Du weißt aber, nächsten Sonntag ist unsre Kirchweih'. Komm hinüber mit deinem Hans und deiner Schwester, die sich grad' auch nicht arg sperren wird. Da wollen wir vergnügt sein mit einander, — und mein Vater kann dann zuerst sehen und meine Mutter sich sagen lassen, was ihr Sohn im Sinn trägt. Sie werden böse sein, das weiß ich; aber ihr Zorn wird verrauchen — und wenn sie dich gesehen haben, dann kann ich auftreten!“ — Mit einem Blick zärtlicher Laune, sie zu ermuthigen, fuhr er fort: „Wir wollen da wieder recht schön mit einander tanzen — weil's neulich gar so gut gegangen ist!“

Rebecka lächelte und drückte ihm statt aller Worte die

Hand. Dann, nach einem Moment bewegten Sinnens, sagte sie: „Wie ist das alles so plötzlich gekommen! Als ob's vom Himmel gefallen wär'! Vor acht Tagen hab' ich noch keine Ahnung gehabt! Ich bin frei gewesen wie der Vogel in der Luft, und jetzt gehör' ich nicht mehr mir selber!"

„Ist dir das zuwider?"

„Geh!" rief das Mädchen. „Ich soll dir wol nochmal sagen, was ich schon gesagt hab'?"

„Ja freilich," erwiderte der Bursch. „Das kann man gar nicht oft genug hören! — Also — du hast mich gern?"

„Ja! — Ja!"

„Aber nicht so gern, wie ich dich!"

Rebecka schaute ihn an. „Du kannst mich lieb haben," erwiderte sie mit innigem Ernst, „so viel du willst — meine Lieb' wirst du nicht übertreffen. Ich denk' an dich, wenn ich aufwach' und wenn ich mich niederleg' — und den Tag über ohnehin! — Ich sollt' mich schämen!"

„Gar nicht!" entgegnete Georg mit strahlender Miene. „Hab' meinen Dank dafür! — O wie wohl thut so ein Wort! Komm, du bist mein Schatz, mein herzallerliebster Schatz — und bald, bald wirst du meine Hochzeiterin sein! Glaub' mir und baue Häuser darauf!"

„Ich glaub' dir!" versetzte Rebecka mit dem Ton des tiefsten Vertrauens. Dann, mit einem Blick auf's Haus, fuhr sie fort: „Wir müssen wieder hinein! — Halt!" rief sie zu ihm, als er fortgehen wollte. „Bleib' noch ein bischen; — ich will vorausgehen!"

Sie sah ihn nochmal an, dann lief sie mit ihren leichten Sonntagsschuhen über's Gras hin. Der Bursch sah ihr nach — das seligste Triumphgefühl durchwogte seine Brust. — Nach einer Weile ging er in's Haus zurück und trat mit vollkommen ernsthafter Miene in die Stube, wo Rebecka neben dem Vater saß.

„Was meinst du dazu?" rief Ludwig ihm entgegen. „Ich hab' den jungen Vetter und die beiden Bäschen zu unsrer Kirchweih eingeladen!"

„Ganz meine Gedanken," rief Georg. „Wir sind vergnügt gewesen auf ihrer Kirchweih, nun sollen sie vergnügt sein auf der unsern. — Also?" fügte er umherschauend hinzu.

„Ich bin dabei," sagte Hans.

„Und ich auch," rief Christine, — „wenn Vater und Mutter nichts dagegen haben! — Aber die Rebeck' wird nur nicht wollen! Beinahe hätten wir sie vor acht Tagen hier nicht in's Wirthshaus gebracht; und nun soll sie gar noch über Feld gehen! — Ihr werdet schon mit Hans und mir vorlieb nehmen müssen!"

Alle Gesichter hatten sich bei diesen Worten erheitert. Rebecka, nach leichtem Erröthen, sagte: „Ich bin oft genug zu Hause geblieben, wenn du fortgegangen bist, so daß ich jetzt wohl auch einmal allein mit Hans fortgehen könnt'! Aber ich will nicht so genau sein mit dir und will dich mitlassen — wenn wir überhaupt fortdürfen."

„Sieh, sieh!" erwiderte Christine mit schwesterlicher Verwunderung über die gelöste Zunge.

„Der Vetter und die Base," meinte Ludwig mit einem Blick auf sie, „werden uns die Freud' nicht verderben. Kirchweih ist nur einmal im Jahr! Und bei uns gibt's heuer eine ganz fürnehme! Den „Platz" haben zwei Bursche gekauft, die ihres gleichen suchen! 's wird ein prächtiger Aufzug werden — obwohl" (fügte er lächelnd hinzu) „wir zwei, der Hansjörg und ich, diesmal nicht beim Platzaufführen sein werden!"

„Nun," entgegnete der Vater gutmüthig, „dann will ich nicht hinderlich sein! Geht also in Gottes Namen — ich und die Bäuerin wollen das Haus hüten!"

„Dank schön!" rief Ludwig vergnügt. Und zu Georg gewendet, fuhr er fort: „Mit dem Bescheid könnten wir jetzt B'hütgott sagen."

Auf diese Rede schüttelte aber die Kreuzbäuerin den Kopf. „Das wär' doch noch zu früh!" rief sie mit Ansehen. „Hier kommt frisches Bier, — das müßt ihr uns noch trinken helfen!"

Die Bursche konnten nicht umhin, den großen Henkelkrug mitzuleeren, was ihre Stimmung nicht verschlimmerte. Endlich, als der Tag sich neigte, brachen sie auf. Man nahm Abschied unter den schönsten Formen, die aber noch ungleich mehr von Frohsinn durchzogen waren, als beim Willkomm. Georg fand Gelegenheit, der Geliebten einen Blick zuzuwerfen, der ganz und gar nichts Förmliches hatte. „Auf Wiedersehen!" rief er zärtlich. Sie gab ihm die Hand und nickte.

VII.

Am andern Morgen beim Frühstück sagte die Mutter zu unserm Burschen: „Wo bist du denn gestern hingegangen?"

Georg sah sie an. Die Frage war arglos. Er folgte nun einer Eingebung, die Wahrheit in einer Art von Wahrheit zu verbergen, und sagte: „Nach der Stadt, mit dem jungen Steinbauer. Wir sind aber nicht hineingekommen, sondern vorher eingekehrt und haben bei gutem Bier in lustiger Gesellschaft einen ganz vergnügten Tag gehabt."

„Du machst dir jetzt oft ein Pläsir!" bemerkte der Haselbauer.

„Ich benutze meine Freiheit," erwiderte der Sohn.

Der Alte zeigte ihm hierauf eine Miene, die ungefähr bedeutete: „Das hast du auch noth!" —

Georg machte, daß er fortkam.

Am selben Abend noch ging er nach Wallerstein zu der Freundin. Er schüttete ihr sein ganzes Herz aus und verhehlte ihr nicht, daß er die Geliebte zum Kirchweihfest geladen und was er auf diesem vorhabe.

Sophie, nach einigem Schweigen, versetzte: „Hansjörg, Hansjörg — ich bin in Angst für dich!“

Georg widersprach mit einer Bewegung, die seine Entschlossenheit ausdrückte. „Einmal muß es sein!“ rief er. „Und am Ende, ich kann jetzt Alles riskiren — denn ich hab' keine Wahl mehr!“ — Nach einer Weile, mit herzlichem Ton, fuhr er fort: „Du mußt auch herüberkommen, Sophie! Dann kannst du sie sehen und kennen lernen und dann weißt du, warum ich so handle! Ihr zwei müßt gute Freundinnen werden!“

„In Gottes Namen,“ erwiderte die Jungfrau, „ich komm'! Was auch geschehen mag, ich will wenigstens dabei sein! — Aber,“ fuhr sie mit einem Ausdruck mütterlicher Sorge fort, „sie darf wahrlich schön sein und lieb und gut; denn um sie wird ein Streit anheben, der nicht so schnell ausgehen wird, als du vielleicht meinst. Ich will dir das Herz nicht schwer und dich nicht irre machen; aber stell' dir's nur nicht zu leicht vor!“

„Das thu' ich nicht,“ versetzte der Bursch mit Ernst. „Ich weiß nur, daß ich in diesem Streit das Feld behalten werde!“

„Man weiß nichts gewiß in dieser Welt,“ entgegnete Sophie. „Hoffen wir das Beste!“ — —

Ein paar Tage darauf sagte der Haselbauer zu seinem Sohn: „Was hast du denn vor dasmal? Willst du die Marev' nochmal auf den Platz führen?“

Georg schüttelte den Kopf. „Meine Zeit ist noch nicht um,“ versetzte er. „Und jetzt handelt sich's um was Anderes, als den Platz aufführen zu helfen!“

„Du hast allerdings noch eine Woche,“ bemerkte der Vater spöttisch.

„Acht ganze Tage!“

„Nun,“ fuhr jener fort, „mir ist's auch gar nicht so ernst gewesen mit der Frag'! Die Marev' wird selber nicht mehr auf den Platz wollen. Aber in's Wirthshaus wird sie kommen mit ihren Kirchweihgästen — da könnt ihr euch doch lustig machen miteinander!“

Die letzten Worte sprach der Alte schon im Weggehen. Georg lächelte mit einem Ausdruck, der ihn sehr stutzig gemacht hätte, wenn er ihn noch hätte sehen können.

Der Morgen des Festtags brach völlig heiter an. Die Sonne schien durch die Hauptgasse des Ortes herauf und vergoldete das weiße Haus des Haselbauern. Georg war schon im Hof; — die Sonne und die Schönheit des Tages machten auf das ahnungsvolle Gemüth eine seltsame Wirkung. Es erschien ihm alles so feierlich! — Auf den Glanz des Tages fielen die Schatten der Gefahr und der nahenden Entscheidung und gaben ihm für die Augen des Jünglings ein ernstes, verhängnißvolles Licht!

Die Zeit in der Kirche verbrachte unser Freund mit sich selbst und seinen Gedanken. Während der Prediger auf die geistliche Bedeutung des Tages aufmerksam machte und vor Ausschreitungen in der weltlichen Lustbarkeit warnte, prüfte er seinen Vorsatz, um ihn vor sich selbst zu rechtfertigen. Es begreift sich, daß ihm dieß gelang. Das Ergebniß des Kirchganges war für ihn eine tiefe Befestigung in seinem Entschluß.

Bei dem Mittagsmahle zeigte er einen gelassenen, würdigen Ernst. Es war nur Ein Kirchweihgast anwesend, ein verwittweter Schwager des Haselbauern. Diesem Sechziger that Georg mit besonderem Fleiß alle Ehre an und benahm sich dabei so gut, daß der Vetter ihn später gegen die Eltern höchlich rühmte. Der Alte lächelte geschmeichelt; — die Mutter antwortete mit einem Seufzer.

An sie war im Laufe des Vormittags eine Meldung gekommen: wie vergnügt ihr Sohn vor vierzehn Tagen auf der Kirchweih des Nachbardorfes gewesen sei und mit was für einem Mädchen er zweimal getanzt habe! — Die Nachricht brachte ein Weib, die nicht immer sprach, was sie verantworten konnte — darum hatte die Bäuerin die Sache noch für sich behalten. Aber sie wollte nachforschen lassen und ihre Augen aufhaben. Namentlich sollte der Sohn zur Entscheidung gezwungen werden am ersten Tag nach der abgelaufenen Frist. —

Nachmittags, als die Musikanten schon einige Tänze gespielt hatten, begab sich unser Bursch in's nahe Wirthshaus. In der oberen Stube fand er alle Tafeln besetzt; — an dem Ecktisch zwischen Fenster und Thüre saß die Marev' mit einem ältern Ehepaar und der erwachsenen Tochter — ihren Gästen. Er konnte nicht vermeiden, zu ihnen zu treten und die Gesellschaft zu grüßen. Die Marev' dankte mit einem eignen, zutrauensvollen Ernst, der Georg betroffen machte, aber seinen guten Grund hatte. Dem Schwaner war gestern vom Haselbauern gelegentlich mitgetheilt worden: sein Sohn wolle die Kirchweih nochmal als Lediger feiern — und dann Ernst machen mit der Marev'!

Auf die Einladung des Vetters nahm Georg am Tische Platz.

In der Nähe saß ein Mädchen vom Dorf und ihr Bruder, welche Georg, als gute Bekannte, grüßte. Die muntre Dirne nickte und rief: „Hansjörg, wie wär's, wenn wir's auch wieder einmal probirten miteinander?“ Bevor unser Bursch antworten konnte, sagte der Bruder zu der Schwester: „Nur langsam! Die ersten Reihen wird er mit seiner Nachbarin tanzen wollen!“ Die Marev' lächelte hierauf anmuthig, und Georg konnte nicht umhin, mit möglichst guter Miene zu sagen: „Nun, wenn du nichts dagegen hast, so wollen wir drei miteinander machen!“ Die Jungfrau stand auf, und er führte sie hinaus.

Hätte sie in sein Herz blicken und darin lesen können! Der junge Kreuzbauer mit seinen Schwestern konnte jeden Augenblick ankommen! Was dachte sich die Rebeck', wenn sie ihn mit der Marev' tanzen sah! Der Argwohn stieg in ihr auf und beunruhigte sie und quälte sie! Sie, der er nur Freude zudachte am heutigen Tag!

Gern hätte er seine Rede beim Aufziehen buchstäblich genommen und nach dem dritten Reihen den Tanzboden verlassen. Aber das durfte er nicht! Wenigstens noch drei mußte er dazu fügen! Als er aber den sechsten hinter sich hatte, da sagte er: „Zum Anfang wollen wir's nicht übertreiben — und jetzt ein Glas Wein trinken!“ Er führte die etwas Verhoffte in die Stube zurück und bot ihr den Schoppen, der auf seine Bestellung gekommen war: unendlich froh, daß er das Wagniß glücklich überstanden!

Seinen Platz nahm er auf der Bank am Fenster. Nach einer Weile hörte er das Rollen eines Wagens — er schaute in den Hof: sie waren es!

Sein Herz klopfte mächtig, und er mußte sich alle Mühe geben, nicht auffällig zu werden. Entschlossen erhob er sich und ging hinweg — der Geliebten entgegen!

Ludwig, der in der untern Stube gewartet haben mußte, stand, als Georg die Stiege herunterkam, schon im Haustennen vor den glänzend geputzten Mädchen. Rebecka, die zuerst etwas ängstlich umhergesehen, klärte sich auf beim Anblick des Geliebten. Georg hieß sie freudig und herzlich willkommen. „In der obern Stube," sagte er, „ist alles voll; aber im Anbau, wie ich gesehen hab', ist noch Platz."

„Gehen wir in den Anbau," rief Ludwig. „'s ist ohnehin vornehmer!" — Georg nickte, glücklich, wenigstens für eine Zeit vor den Blicken der Marev' geschützt zu sein!

Man begab sich mit dem nachgekommenen Hans über die Stiege in eine ziemlich geräumige Seitenstube und nahm Platz an dem einen Tisch, der noch frei war.

Die Dorfbursche bestellten Wein und Torten, und man denkt sich, daß jeder seine Nachbarschaft richtig wählte. An den andern Tischen saßen Leute von auswärts, deren Besuch der Wirthsfamilie galt. Eine Müllerin aus der Nähe schüttelte aber doch bedeutend den Kopf, als sie den jungen Haselbauer neben Rebecka erblickte, und aus seinen Manieren gar bald abnahm, was sich da entspinnen wollte.

Unser Freund bemerkte das nicht. Er sah nur das holde

Antlitz und in diesem Antlitz die Liebe — die süße, scheue, selige Liebe! Alles Bangen schwand aus seinem Herzen, die Freude und die Liebe herrschten allein. Die Welt zerfloß ihm in Dunst. Es gab nur sie für ihn; — und vor seiner Seele gaukelte nur das wonnige Ziel seines Lebens! —

Nachdem man von dem Aufgetragenen versucht hatte, führte Ludwig die Christine zum Tanz, und Georg folgte mit Rebecka.

Die beiden Paare, wie sie auf dem Tanzboden erschienen, machten die dort schon anwesenden aufsehen. Das Verhältniß Ludwig's mit Christine war den meisten bekannt, aber Georg mit Rebecka überraschte. Was hatte das zu bedeuten? — Man sollte bald in's Klare kommen!

Die Liebenden schauten so schön zusammen, sie konnten und sie wollten ihre Gefühle so wenig verbergen, daß die meisten anfingen zu begreifen und die Gesichter der Begreifenden sich aufhellten, entweder theilnehmend oder schadenfroh. Hohes Interesse und mächtige Spannung zog namentlich in die Seelen der Jungfrauen!

Unter den Tanzenden befanden sich auch die drei Söldnerstöchter, welche dem Schicksal Georg's ihre besondre Theilnahme gewidmet hatten. Nach einer Weile stellten sie sich, ihre Bursche zeitweilig verlassend, in einen Winkel zusammen und die Schlanke rief: „Was ist denn aber das? Was hat denn der Hansjörg für eine?“

Die Blonde versetzte: „Das ist die Schwester der Christine — das jüngste Kind vom Kreuzbauern!“

„Ein schön's Mädle,“ rief die selber nicht Häßliche. „Fein

wie eine Prinzessin!“ Nach einem neuen Blick auf das Paar setzte sie bedeutungsvoll hinzu: „Jetzt wissen wir ungefähr, wie wir daran sind! Der Hansjörg ist immer gern vergnügt gewesen; aber so hab' ich ihn noch nicht gesehen, so lang ich leb'. Schaut nur hin, wie er sie ansieht! Ich bitt euch!“

Alle sechs Augen waren auf ihn gerichtet. Dann nickte man sich mit innigem Verständniß zu, tiefbefriedigt, es jetzt zu wissen! Die Schwarzbraune versetzte: „Nun glaub' ich, daß keine von uns mehr Hoffnung hat! Keine vom ganzen Dorf! Auch nicht — — seht, da kommt sie!“

An der Seite des Burschen, der vorhin die tanzlustige Schwester zum Warten ermahnt hatte, trat die Marev' unter die Paare.

Ueber das Weggehen und Ausbleiben des Georg sehr befremdet, hatte diese an ihrem Tisch in Unruhe gesessen und der Dorfbursch glaubte endlich die gute Gelegenheit zum Tanzen benützen zu müssen.

Nicht lange, so erblickte sie Ludwig mit Christine und Georg mit Rebecka. Die Gesichter der letztern, welche schon tanzten, und ihre zärtliche Haltung sagten ihr Alles. Jeder Blick auf sie gab ihr einen Stich in's Herz. Sie hatte die Farbe verloren und erschien mit einemmal bleichgelb. Qual und Zorn im Herzen tanzte sie den Reihen.

Georg, im Herumgehen mit Rebecka, that als ob er sie nicht bemerkte. Er hatte sie wohl gesehen und noch vor einer halben Stunde würde ihn ihr Erscheinen in Bestürzung versetzt haben. Aber seine Seele war jetzt so ganz der Freude hin-

gegeben und von ihr ausgefüllt, daß nichts Widriges in sie einzudringen vermochte. Es bekümmerte ihn wenig, als er wahrnahm, daß die Eifersüchtige spähende, böse Blicke auf sie warf. Er sah in ihr, die man ihm aufdrängen wollte, seine Gegnerin, die er zu bekämpfen und von sich abzuhalten berechtigt — verpflichtet war!

Kaum hielt sich die von ihrer Leidenschaft Gepeinigte zurück, auf den Burschen loszugehen und ihn vor allen Anwesenden mit Vorwürfen zu überschütten. Aber das ging nicht an! Die Schande wäre zu groß gewesen! Sie blieb darum äußerlich ruhig, wenn es in ihrem Herzen auch brannte und sie von allem, was ihr Tänzer sagte, kein Wort vernahm.

Noch sechs Reihen machte sie mit, das glückliche Paar beobachtend und immer mehr Gift in sich saugend. Dann aber — nicht nur wieder roth, sondern dunkelroth geworden —, sagte sie zu ihrem Tänzer: „Ich weiß nicht, was heut' mit mir ist! Mein Kopf thut mir weh, als ob er zerspringen wollt'! Lassen wir's für jetzt gut sein!"

Der Bursch, unter Worten ernsten Bedauerns, führte sie in die Stube zurück. Hier erklärte sie ihren Verwandten, ihr sei nicht gut und sie müsse heimgehen; sie sollten sich aber deßwegen ja nicht incommodiren, statt ihrer werde der Vater kommen! Der Vetter erwiderte, sie hätten hier durchaus nichts mehr zu thun und ohnehin weit nach Hause, also gingen sie jetzt mit dem Bäschen, wie sich von selber verstehe! — Nach wenigen Minuten brach man auf.

Der Haselbauer und seine Frau, deren Kirchweihgast eine

andere Familie besuchen gegangen war, hatten sich an dem warmen Tag auf einen behauenen Eichstamm vor ihren Hof gesetzt, die Vorübergehenden betrachtend oder grüßend. Wie sie die Marev' mit ihren Gästen erblickten, standen sie auf und gingen ihnen entgegen, ihre Verwunderung ausdrückend über das frühe Heimgehen. Die Marev' wiederholte den angeblichen Grund. Der galante Haselbauer brach in Rufe des Mitleids aus, und die Bäuerin setzte hinzu: „Das wird meinem Hansjörg außerordentlich unlieb sein!“ — „Nun, Frau Base,“ entgegnete das Mädchen, nachdem sie die Andern mit dem Bauern hatte weiter gehen lassen, höhnend, „in dem Punkt könnt Ihr Euch trösten! Der hat schon seine Tänzerin!“ — „Mein Hansjörg?“ rief die Frau mit bestürzter Miene. Und als die Marev' nickte, fuhr sie fort: „Das ist nicht möglich! Wer sollt's denn sein?“ — „Die schöne Tochter des Kreuzbauern,“ antwortete die Tiefgekränkte. „Der Ludwig und er sitzen bei den Mädchen und ihrem Bruder im Anbau!“ — Das Weib erblaßte. „Marev',“ entgegnete sie, „das thut er nur dem Ludwig zu lieb aus alter Kameradschaft!“ — Die Bauerntochter, auf diesen falschen Trost hin, lächelte verachtungsvoll. „Der thut niemand was zu lieb, als sich selber,“ erwiderte sie. „Sich selber und seinem Schatz! Ich hab' sie miteinander tanzen sehen — sie sind beinah zusammengeschmolzen —, und nun weiß ich, was ich weiß!“ — „Und ich sag', das ist nicht und kann nicht sein,“ rief die Bäurin mit der Stimme des Zorns. „Wenn er so handelte gegen uns, thät ich ihm den Hals umdrehen!“ — „Was Ihr thut, Frau Bas',“ entgegnete jene,

„das ist Eure Sache. Was ich thu', das weiß ich. Ich für meine Person bin fertig mit ihm!“ Sie wendete sich zum Weggehen. „Marev', Marev',“ rief das entsetzte Weib, „sei nicht unbedacht! Man läßt sich oft vom Schein täuschen. Besonders wenn man — —“ Sie hielt inne, denn sie wurde nicht mehr gehört.

Der Haselbauer kam zu der Bäuerin zurück. Diese, in leidenschaftlicher Erregung, flüsternd, mit heiserm Ton, theilte ihm das Vernommene mit und verlangte von ihm sofortiges Einschreiten gegen den schändlich Ungehorsamen. „Stet — nur stet,“ entgegnete der Alte. „Zuerst muß ich mit meinen eignen Augen sehen, was vorgeht; dann will ich überlegen, was am besten dagegen zu thun ist! Ich glaub's nicht, was du mir da sagst! Die Marev' ist eine empfindliche Person und bildet sich nur was ein! Hat uns nicht der Weilerschuster vorhin gesagt, der Hansjörg tanze mit ihr? Er soll wohl mit gar keiner andern mehr tanzen?“ — „Du siehst immer alles von der guten Seite!“ rief das Weib mit Hohn. — „Ich behalte meinen Verstand,“ entgegnete der Bauer, „wo die Weiber den ihrigen verlieren! Wenn Schimpf und Schande zu vermeiden sind, so vermeid' ich sie!“ — Er ging in seine Kammer, um die einfache Kappe, die er aufhatte, mit einer bessern zu vertauschen, und begab sich dann in's Wirthshaus, wo er zuerst in der untern Stube Platz nahm.

Die Bäuerin sagte zu sich: „Ich will noch ein Paar Augen hinüberschicken, die mehr sehen werden!“

Sie ging in den Roßstall, wo ein heruntergekommener

Verwandter, der bei ihr als Knecht diente, den Festtag noch zum Ausruhen benützte. „Dölle," sagte sie, den Duselnden anstoßend und weckend, „Dölle, ich hab' ein Geschäft für dich!" — „Ja!" rief dieser, sich die Augen reibend. Sie erklärte ihm, dessen Verschwiegenheit sie erprobt hatte, den Handel, und der Dölle versetzte schmunzelnd: „Das wollen wir herauskriegen!" Die Bäuerin langte in ihre Seitentasche, und ihm ein „Käsperle" (Viertels-Kronthaler) in die Hand drückend, sagte sie: „Du sollst nicht Hunger und Durst leiden dabei! Mach' dir einen vergnügten Tag!" Die Augen des alten Gesellen leuchteten und seine Lider zwinkerten verheißend. Er zog sich reputirlich an und schlenderte dann in's Wirthshaus mit den angenehmsten Empfindungen; nicht nur, weil er heute in Bier und Schnaps ein Uebriges thun konnte, sondern auch, weil sich in der reichen Familie ein böser Handel entspinnen wollte, der für den ehemals Begüterten, jetzt aber Armen, etwas sehr Wohlthuendes hatte. Wenn er nicht davon reden und schwatzen durfte: er konnte seine Schadenfreude im Stillen haben!

Die Lustbarkeit im obern Stock des Wirthshauses ging ihren Gang. Georg hatte das zweitemal mit Christine getanzt und dem Ludwig die Rebeck' überlassen. Das war aber auch Alles, wozu er sich verstehen konnte! Ganz abgesehen davon, daß ihn die Leidenschaft immer wieder zur Geliebten zog: er wollte ja zeigen, öffentlich zeigen, was er im Sinne trug! Alle sollten es sehen! Wenn sein Vater hier war und wenn seine Mutter einen Aufpasser schickte: auch diese — ja gerade diese sollten es sehen! Denn es sollte und mußte dahin kommen,

daß es biegen oder brechen mußte! — Er führte daher nur die Rebecka auf den Tanzboden, und folgte hier wie in der Stube ganz dem glühenden Drange seines Herzens. Er legte alle Furcht und Rücksicht ab und war fröhlich und zärtlich gegen die Geliebte, als ob sie ganz allein wären; und Rebecka vergaß die Welt, wie er.

Eines nur fragte sich der Bursch mitten im Strome des Vergnügens: wo die Sophie bliebe! Er schüttelte den Kopf mit einer unlieben Empfindung und hatte schon darauf verzichtet, sie zu sehen, als sie, während er eben an der Seite der Geliebten saß, in den Anbau trat. Ihre Miene war ernst, beinahe traurig. Als aber der Freund ihr mit einem frohen Ausruf entgegenging und, sie an den Tisch führend, sagte: „Das ist der junge Kreuzbauer, und das sind seine Schwestern," — da klärte sich das runde, zur Güte geschaffene Antlitz auf und sie ließ endlich die braunen Augen mit dem Glanze herzlichen Antheils auf der Blauäugigen ruhen. Georg sagte zu ihr, als sie am Tisch Platz genommen hatte: „Warum kommst du so spät? Alles ist vergnügt hier, die Kirchweih ist so lustig und so schön, wie ich mir keine denke, und wir zwei hätten unterdeß auch unsre Sprünge machen können!" — Sophie erwiderte: „Mir ist's heute nicht zum Tanzen, und es ist schon viel, daß ich in's Wirthshaus komme. Ich bin zuerst beim Vetter Weidner eingekehrt und hab' da leider hören müssen, daß es mit seinem Sohn Gottfried schlechter und schlechter geht. Die Margret hat alle Hände voll zu thun — sie opfert sich für den Stiefbruder auf — unser Herrgott wird's ihr vergelten!" Und mit

gedämpfter Stimme, daß nur Georg sie verstand, fügte sie hinzu: „Heut' ist's grad' kein Unglück für sie, daß sie nicht zum Tanz gekonnt hat!“ Georg, ernst geworden, drückte sein Mitleid mit dem jungen Vetter aus. — Die Gesellschaft kam auf andre Dinge zu sprechen und unterhielt sich bald lebhaft. Sophie wußte die beiden Mädchen zutraulich zu machen und namentlich die Rebecka zum Reden zu bringen. Sie hatte für jedes ein freundliches Wort, und alle begriffen, warum der junge Haselbauer so viel auf sie hielt. Auf einmal stand sie auf. Georg that Einsprache gegen das frühe Weggehen, aber sie schüttelte den Kopf und nahm Abschied. Zu dem Burschen, der sie vor die Thüre geleitete, sagte sie: „Was ich von dieser Kirchweih haben wollte, das hab' ich gehabt. Freund Hansjörg, das ist wahrlich ein schönes Mädchen — sie hat meine Erwartungen übertroffen! Und sie ist auch gut, von Herzen gut — sie verdient glücklich zu sein. Damit gute Nacht!“ Georg, in hoher Freude über diese Anerkennung, drückte der Theilnahmvollen die Hand und erwiderte: „Laß mich nur machen — sie wird's auch werden! Gute Nacht und hab' Dank!“ —

Schon ehe die Sophie in's Wirthshaus gekommen war, hatten der Haselbauer und der von der Bäuerin abgesendete Spion, jeder für sich, die Ueberzeugung geschöpft, um welche es sich handelte. Der Vater hatte sich unter die Zuschauer auf der Treppe gemischt und seinen Sohn mit Rebecka tanzen sehen. Es war noch heller Tag, der Erfahrene beobachtete das Paar: er wußte genug! Schreck und Wuth erfüllten sein Herz, er zitterte vor Aufregung. Aber er konnte sich beherrschen! Sachte

ging er in die untere Stube zurück, setzte sich an seinem Tische nieder, unterhielt sich mit den Zechgenossen und täuschte fast auch diejenigen, die seinen schweren Verdruß ahnen konnten, sich aber wohl hüteten, den Unstern, der ihn treffen wollte, zu bereden. Nach einer halben Stunde ging er weg, „Zum Nachtessen,“ wie er sagte. — Er faßte auf dem Heimweg den Entschluß, dem Buben unter keiner Bedingung nachzugeben und es auf's Aeußerste ankommen zu lassen!

Der alte Dölle sah, was der Vater gesehen, und noch mehr, hatte aber dabei ganz andere Empfindungen. Er, mit seinem Käsperle in der Tasche, war zuerst in die obere Stube getreten, hatte sich eine Maß Bier und ein großes Glas Branntwein geben lassen und sich, nachdem er sein ganzes Wesen erfrischt hatte, auf den Tanzboden begeben. Wie Georg mit Rebecka kam, grüßte er ihn in aller Treuherzigkeit, mit jener freudig ergebenen Theilnahme des wahren Dienstboten. Auch er wußte nach wenig Blicken, was die Glocke geschlagen hatte; die erlangte Einsicht erfüllte ihn aber mit dem tiefsten Wohlgefühl. Er gewann die Rebecka förmlich lieb, weil sie ihm durch ihre holdseligen Manieren die Gewißheit gab, daß der Hansjörg nimmermehr von ihr lassen und daß es daheim einen mordmäßigen Sturm setzen werde. Seine Augen funkelten in Bosheit und Wonne! Er konnte sich nicht enthalten, während ihres Herumgehens zu den beiden zu treten und ihnen zu sagen: wie wunderschön sie's mit einander könnten, als ob sie's extra mit einander gelernt hätten! Und Georg, vergessend, wozu die Mutter ihn zu brauchen pflegte,

freute sich des alten Halunken und des glitzernden Vergnügens in dem runzelvollen Ledergesicht!

Er und Rebecka waren gefeit durch die Allmacht ihres Gefühls und sie genossen darum alle Lust des Tages ohne Störung. Nachdem die Christine zum Heimfahren gemahnt hatte, ließen die beiden Liebhaber auftragen, was gut und theuer war; und da man sich Appetit hergetanzt hatte, so tafelte man nicht nur in Fröhlichkeit, sondern mit Verlangen und Genuß. Die sechs Musikanten, die wohl gesehen hatten, was ihrer hier wartete, spielten vor dem einzigen Tisch, der jetzt noch von Gästen umsessen war, das prächtigste ihrer Stücke. Die Bursche sangen, die Künstler (sie waren von Wallerstein!) bliesen und geigten nach, und Georg verwerthete Arien, die man sonst auf dem Dorf nicht zu hören pflegte. Triumphirend trug er sie vor, mit seligem Stolz hing die Liebende an dem Erwählten. Als die Musici das zinnerne Teller vom Tisch nahmen, lagen drei Kronthaler darin, denn auch Hans hatte dieses größte Silberstück hineingeworfen; — sie dankten zum Abschied mit vollkommenem Respekt. Georg aber nahm die Nachbarin bei der Hand und sagte: „Nun, Rebecka, bist du zufrieden mit unsrer Kirchweih?“ — „O Georg,“ erwiderte die Holde mit dem ihr eigenen innigen Ton, „ich hab' keine Ahnung gehabt, daß man so glücklich sein kann auf der Welt! An den Tag werd' ich denken!“ Und beide schauten sich wieder an und durch die strahlenden Augen in die Seelen mit unversieglichem Liebesglück. — Es war ihnen zu gönnen.

VIII.

Georg, bei seiner lebhaften Natur, war empfänglicher — empfindlicher für Eindrücke als andre seines Gleichen; aber gegen die wachsende Gefahr erhob sich in ihm eine rascher wachsende Entschlossenheit, die ihn zum Kampfe befähigte, ja reizte. Und diese Schutzwaffe bewährte sich auch jetzt. Als er am andern Morgen nach dem entscheidenden Tag erwachte, fühlte er zuerst ein dumpfes Grauen und einen lastenden Druck auf seiner Seele; aber bald stand die Lage der Dinge klar vor ihm und rief mit Erfolg seinen Muth, seine Festigkeit an. Er stand vor einer Schlacht! Seine Aufgabe war, den Sturm zu bestehen und den Sieg zu erfechten!

In seiner Dachkammer kleidete er sich an und wollte trotziges Muthes, auf alles gefaßt, in's Kanzley hinunter-gehen. Als er jedoch in die obere Stube trat, durch welche der Weg führte, standen Vater und Mutter vor ihm.

Ihre Gesichter zeigten an, was ihn erwartete. Sie waren drohend böse! Ein tiefer Grimm sprach aus ihnen und der unerschütterliche Entschluß, den Rebellen zu bändigen.

Mit dem Ausdruck der Verachtung ging der Vater auf ihn zu und rief: „Nun sag mir, was ich mit dir anfangen soll?“

Georg hatte sich von seiner ersten Betroffenheit erholt. Er entgegnete: „Das mußt du besser wissen wie ich!“

Der Alte schnaubte zornig. „Gibt es einen unverschämtern Menschen auf der Welt, als du bist? Was hast du mir versprochen? Weißt du's noch?“

„Ich hab' euch ein Versprechen gegeben,“ erwiderte der Sohn, „in einer Zeit, wo ich noch nicht gewußt hab', wie ich mit mir selber dran bin. Jetzt ist was Anderes vorgefallen. Jetzt weiß ich, was ich zu thun hab!“

„So?“ rief der Alte mit Hohn. „Und was wär' denn das?“

„Ich hab' ein Mädchen kennen gelernt,“ fuhr Georg fort, „die ich gern hab' — ich kann gar nicht sagen, wie! Sie ist das Kind angesehener, braver und wohlhabender Leute. Sie hat mich lieb, wie ich sie — wir haben es uns gesagt und geschworen — die und keine andre werd' ich heiraten!“

Die Mutter, die mit einem Gesicht dagestanden hatte, worin die sparsame Röthe ganz einem gelblichen Braun gewichen war, konnte die Wuth ihrer Seele nicht mehr bemeistern. „Wie?“ rief sie, auf ihn losgehend, — „es ist also nicht ein bloßer frecher Streich von dir gewesen, daß du dich neben das Mädchen hingesetzt und sie caressirt und mit ihr bankettirt hast? Du willst Ernst machen mit ihr? Du willst sie mir als Söhnerin in's Haus bringen?“

„Das ist der Gedanke eines hirnverrückten Menschen!“ rief der Vater. Und mit höchstem Ernst fügte er hinzu: „Du bist mit der Marev' versprochen!“

Georg fuhr auf. „Ich, versprochen?“

„Ja, versprochen,“ entgegnete der Alte. „Du hast mir versprochen, daß du mir folgen willst; ich hab mich drauf verlassen und es mit dem Schwaner und der Marev' richtig gemacht.“

„Das kümmert mich nicht!“ rief der Sohn. „Dazu hast du keine Vollmacht gehabt!“

Der Vater starrte ihn an. „Woher kommt dir denn aber auf einmal diese freche Sprache gegen mich? — Ich hab' dein Wort gehabt. Hier auf dieser Stelle hast du mir's gegeben.“

„Ich kann ein Wort nicht halten,“ versetzte Georg, „das man mir abgenommen hat mit Gewalt und das ich nur gegeben hab', um loszukommen! — Ich kann die Marev' nicht heiraten — weil ich sie nicht lieb habe, — weil sie mir zuwider ist!“

„Schändlicher Mensch,“ rief die Mutter. „Jetzt auf einmal?“

„Sie hat mir nie gefallen,“ entgegnete der Sohn. — „Jetzt aber, wo ich die gesehen hab', die mir gefällt, jetzt bin ich ganz klar darüber! — Wenn sie auf mich etwas gehalten hat,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „so thuts mir leid um sie. Es ist eine stolze Person — sie wird vielen Aerger haben. Aber deßwegen, um ihr diesen Aerger zu ersparen, kann ich nicht eine heiraten, die ich nicht mag! — Der kleine Verdruß ist besser für sie, als der große, den sie hätte, wenn

ich gezwungenerweis ihr Mann würde! Sie kann einen bessern finden für sich, — sie hat die Wahl!"

„Dem jungen Meier," entgegnete der Bauer mit grimmigen Vorwurf, „ist abgesagt worden um deinetwillen!"

„Es gibt noch genug andre," versetzte Georg. „Und wenn der junge Meier hört, daß sie wieder zu haben ist, dann kommt er noch einmal: ich kenne diese Menschen! — Und kurz — denn gesagt muß es werden jetzt! — ich heirate keine andre, als die Rebeck', die ich lieb hab', und von der ich nicht lassen werde, ihr mögt mit mir anfangen, was ihr wollt!"

Der Vater schaute ihn an — die bebende Lippe murmelte einen Fluch; und als ob er den Köcher der Zornreden schon geleert hätte, wendete er sich weg. Aber nun trat das Weib für ihn ein! Die Entrüstung ihrer Seele, das verletzte Selbstgefühl der Herrin des Hauses, die Berechtigung, die sie sich als Mutter zusprach — der unbedingte Wille, ihren Kopf durchzusetzen, gab den bedeutenden Zügen einen Glanz, daß der Sohn vor ihr erschrak. „Glaubst du," rief sie, ihn am Arme fassend, mit Hohn, „daß du so leicht mit uns fertig wirst? Du bist unser Bub', du mußt uns gehorchen! Deine Frechheit werden wir dir austreiben! Die Marev' kriegt zehnmal so viel mit, als der Kreuzbauer seiner Tochter geben kann; aber davon will ich gar nicht reden! Diese Rebeck' hab' ich ein paarmal auf dem Markt in Nördlingen gesehen: das ist eine Docke, ein Mädchen von Marcipan! Mit einer solchen kann sich ein junger Bursch einmal einen Spaß machen; aber kein Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, wird sie

heiraten! Die ganze Familie, wie man von allen Leuten hört, macht sichs bequem, gönnt sich gute Tage und kommt nicht vorwärts! Die Rebeck' lauft aber auf dem Hof nur so mit, sie ist zur harten Arbeit ganz unfähig, man läßt sie gehen aus Mitleid! Sie hat ja gar keine Gliedmaßen, wie sie eine Bäuerin haben muß! Das ist eine von den schönen Mädchen, deren Schönheit über Nacht vergeht und zusammenfällt, wie ein Blümchen im Reif! Ich bin eine erfahrene Frau und ich kenne diese Gattung! Schäm dich, daß du dich so einfältig vergafft hast und dich verführen hast lassen von einer —"

„Mutter," fiel Georg, dem die Zornader geschwollen war, heftig ein: „red' nicht so von ihr, ich leid's nicht!"

Die Bäuerin, nach momentaner Ueberraschung, blickte verachtungsvoll. „Ich red' vor meinem Buben was ich mag! Und der Bub muß hören, was die Mutter sagt! — Du bist im Begriff eine Dummheit zu begehen, die dich reuen würde jede Minute deines Lebens. Aber ich bewahr' dich davor. Nie kommt mir diese Person in's Haus! Ich will eine Söhnerin, die mir gefällt, und vor der ich Respekt hab'! So ein Christkindle duld' ich nicht — keinen Tag könnt' ich sie vor mir herumlaufen sehen! Das einfältige Geschwätz von Lieben und Gernhaben hilft bei mir gar nichts! Ich weiß, wie den Mannsbildern, wenn sie verheiratet sind, dieses Gernhaben vergeht! Ist das Weib nicht eine solche, daß man vor ihr Achtung haben muß, weil sie alles kann und alles thut und das Haus regiert, dann macht sie den Mann unglücklich und

der Mann macht sie unglücklich und es gibt eine jämmerliche Wirthschaft!"

Der Sohn, gegen diesen Angriff sich wehrend, stand vor der Mutter mit heroischem Trotz. „Die Rebeck'," rief er, „ist schön und gut wie ein Engel! Wie viele ich auch gesehen hab', nie hab' ich eine gesehen, die so für mich paßt, wie sie! Was ich von meinem Weib verlang, das kann sie zum Ueberfluß, so gut wie jede andere! Die Marev' könnt' ich nicht zum Weib nehmen, wenn ich auch wollt: ich hab' einen Widerwillen vor ihr, der mit jedem Tag zunimmt! Die Rebeck' mag aber werden, wie sie will, sie wird mir immer die liebste sein an Leib' und Seel'! Bei meinem Weib kommt's auf meine Ansicht an; denn ich muß sie haben! Wenn ihr die nicht in's Haus nehmen wollt, die ich haben will, dann kriegt ihr gar keine Söhnerin herein und könnt mit euerm Bauernhof machen, was ihr wollt! Gebt ihn einem Andern — ich dank' dafür; — ich werd' mich so fortbringen in der Welt!"

Der Vater, bei diesen Worten, riß die Augen weit auf und schüttelte über einen dermaßen Entarteten zornig den Kopf.

Die Leidenschaft Georg's war im Lauf. „Ihr könnt gegen das Mädchen und gegen die Familie nichts vorbringen, als Einbildungen und falsche Nachreden! Ich werf' mich nicht weg: der Kreuzbauer gehört zu den angesehensten Männern im Ries! Wenn ich euch seine Tochter in's Haus bringen will, weil ich sie liebe, dann solltet ihr euch freuen. Aber ihr wollt keine Liebe und ihr wollt nicht das Glück eures Sohnes!

Ihr wollt nur Geld, und immer wieder Geld! Euch treibt die Habsucht und die Hoffart — der Stolz, der Bauernstolz —"

Das war dem alten Bauer zu viel. Auf den Sohn zugehend und ihn am Arme packend, rief er: „Soll man so was anhören von seinem Buben? Wenn du noch ein Wort sagst, schlag' ich dich zusammen!"

Georg riß sich los und warf dem Alten einen Blick der tiefsten Entrüstung zu. „Vater," entgegnete er, „das würd' ich dir nicht rathen! Kein Mensch in der Welt rührt mich an, ohne daß ich ihn —!" Er ergänzte den Satz, indem er beide geballte Fäuste gegen ihn schüttelte!

Der Alte starrte ihn an! — Er war nicht der Mann, die wilderregte Leidenschaft des Sohnes zu bändigen! — Nach einem todtenstillen Moment murmelte er für sich: „Wo kommt mir dieser Mensch her?" Seine Faust ballte sich auch, aber in einem Grimm, der nicht zur That gelangt.

Die Bäuerin sah von einem zum andern, Geringschätzung in ihren Zügen. Dann rief sie zu dem Sohn: „Wenn dein Vater dich nicht zwingen kann, dann bin ich noch da! Und wir haben Leute im Haus, die den hoffärtigen Gesellen zusammenbrechen, wenn ich's ihnen sag. Ich bin im Stand, und ruf sie her!"

„Thu's nicht, Mutter!" entgegnete der Sohn mit allen Zeichen höchster Erregtheit. „Fallt ihr zusammen über mich her, dann gibt's Mord und Tod! Ich stoße nieder, wen ich kann!"

Er stand gegen das Weib, das gegen ihn stand — die

Aehnlichkeit zwischen beiden trat auffallend hervor! Stirn und Augen und der Ausdruck rücksichtsloser Entschlossenheit in den Zügen — es waren dieselben!

Die Mutter faßte sich zuerst. „So weit sind wir noch nicht,“ versetzte sie; „und es ist auch gar nicht nöthig! Wir sind die Herren in unserm Haus — du bist nur, was wir dich sein lassen; und wenn wir dich nichts sein lassen, dann bist du nichts! Mein Sinn ist der: lieber nicht auf der Welt sein, als meinem Buben nachgeben! Und so lang ich leb, wird das nicht anders werden! Wenn deine Unverschämtheit auch deinen Vater mürb machen thät nach und nach —“

„Das geschieht nie!“ rief der Alte dazwischen.

„Mich thätst du nicht mürb machen, Bursch — das geb ich dir schriftlich! Laß alle Hoffnung fahren. Die Thür ist zugeschlagen und sie bleibt zu. Diese Wachsfigur kommt mir nicht herein in den Haselbauernhof, so lang ich drin bin! Ich leid's nicht und ich thu's nicht — eher fällt der Himmel ein!“

Sie hatte sich aufgerichtet zu ihrer ganzen Größe — und im Gefühl ihrer Machtvollkommenheit schaute sie auf den Sohn, der trotzend schwieg, hernieder. Seine Miene in ihrem Sinne deutend fuhr sie fort: „Wenn du davonlaufen willst, in die Welt hinaus, lauf nur! Wir halten dich nicht auf! Lieber gar keinen Sohn haben, als einen, der seine Eltern meistern will! Ohne Kinder kann man leben; aber mit einem Buben, der mir befehlen will, kann wenigstens ich nicht leben. Du brichst meinen Kopf nicht; und wenn du prahlst, du könntest

dich fortbringen ohne unsern Hof — geh hin und versuch's! Ich glaub, du wirst wiederkommen!"

Während dieser Rede hatte auch der Sohn seine Herrschaft über sich selbst und seinen wahren Stolz wieder erlangt. Mit einer Entschiedenheit und einer Würde, die sogar auf die Mutter Eindruck machten, entgegnete er: „Du irrst dich in mir! Ich will nicht weglaufen! Ich bin euer Sohn und bleib im Haus, wenn ihr mich nicht selber vertreibt — und ich thu meine Arbeit, wie ich sie bis jetzt gethan hab'. Eine Person zu heiraten, die ich nicht mag, dazu könnt ihr mich nicht zwingen. Ich kann euch nicht zwingen, die hereinzulassen, die ihr nicht wollt; aber wenn ihr mir die nicht laßt, die ich will, so nehm' ich gar keine! Das ist mein Recht, das kann ich thun, und das thu' ich!" — Zum Vater gewendet, fuhr er fort: „Du hast beim Schwaner den Knopf zugezogen, ohne mich drüber zu fragen — du kannst ihn jetzt wieder aufziehen. Geh hinüber und sag, wie die Sachen stehen, und mach wenigstens diesem genötheten Werk ein End'! Das Uebrige mag kommen, wie's kommt!" Und von einem zum andern sehend fügte er hinzu: „Damit, scheint's, wären wir fertig für heut?"

Als er keine Antwort erhielt, verließ er die Stube.

IX.

Georg, als er allein war, hatte ein ordentliches Wohlgefühl. Er war nicht unterlegen! Er hatte einen großen Vortheil errungen: er hatte eine Last abgeworfen und war frei! Unwiderstehlich lebte in ihm die Hoffnung auf, daß er durch Ausdauer auch den letzten Zweck erreichen und die Geliebte in den Haselbauernhof als Braut einführen werde.

Mit seinem Verhalten während des Streites war er zufrieden. Er hatte sich mit Vater und Mutter gemessen und Stand gehalten, ohne daß die Wuth mit ihm durchging! — Daß er nach seiner gerechten Selbstvertheidigung sich wieder gefaßt und nicht ganz gebrochen hatte und nicht davongelaufen war, das gefiel ihm und er freute sich dieses Ausgangs.

In einer viel weniger günstigen Verfassung war der Vater. Ihn kam es außerordentlich hart an, dem Nachbar die kränkende Meldung zu thun und ihm und sich die letzte Hoffnung zu nehmen. Er besann sich den ganzen Tag lang und schlich erst Abends in der Dämmerung zu ihm hinüber. Der Schwaner befand sich in seinem Hof und empfing ihn sehr gemessen. Als

der Haselbauer über die Narrheit seines Sohnes zu lamentiren begann und über das Unglück, was er angerichtet habe, versetzte jener: „Das Unglück ist so gar groß nicht! Es wird jetzt halt nichts aus der Heirat!“

„So?“ rief der Haselbauer. „Und das ist kein Unglück?“

„Für mich und meine Marev' nicht. — Dein Hansjörg mag heiraten, wen er will: meine Tochter bleibt nicht übrig!“

„Das glaub' ich auch!“ entgegnete der Haselbauer mit einem Seufzer, aus dem eine tiefe Anerkennung herausklang. — „Aber so weit, Vetter Schwaner, sind wir noch nicht! Ich kann mir's wol denken, daß die Marev' bös ist —“

„Bös!“ wiederholte der Nachbar höhnend. — „Sie will gar nicht mehr reden hören von deinem Buben! — Geh nicht zu ihr, Vetter Haselbauer — ich rathe dir's! Sie würde dich curios heimschicken!“

„Und doch,“ sagte der ländliche Diplomat nach einer Weile, „hat sich gar manches, was schon ganz auseinander gegangen war, zuweilen wieder eingerichtet. Mit der Zeit —“

„Ich zweifl' sehr daran,“ entgegnete der Schwaner. Und mit allem Nachdruck eines gerechten Unmuths fügte er hinzu: „Man läßt sich nicht zweimal für'n Narren halten!“

Unser Bauer, mit einem Vorwurf in seiner Miene, rief: „Ich hab euch nie für'n Narren gehalten, Vetter Schwaner, — und mein Sohn auch nicht! Er ist eben auf einmal verrückt geworden —“

„Einen Verrückten will meine Tochter nicht zum Mann haben!“

„Aber wenn ihm die Krankheit nun verginge? Wenn er seinen gesunden Verstand wieder erhielte?“

Der Andre schaute ihn stolz an. „Sollen wir etwa darauf warten?“

„Das müßt' ich wünschen,“ versetzte der Haselbauer, „kann's aber nicht verlangen.“

„Ich mein's auch!“

„Und doch, wer weiß? Die andre lassen wir ihm nicht! das ist ausgemacht, dem Burschen ist jede Hoffnung genommen!“

„Kasper,“ versetzte der Nachbar, „ich will dir was sagen! Wenn dein Sohn meine Tochter wieder haben will, und sie ist bis dahin noch nicht verheiratet, und er kommt, und rutscht vor ihr auf den Knien, dann erbarmt sie's vielleicht und sie nimmt ihn doch noch!“

Dem Haselbauer entriß der Hohn dieser Antwort einen klagenden Seufzer. „Ich seh' schon,“ erwiderte er, „hier ist nichts weiter zu machen! — Aber ich hoff', Gottfried, daß wir gute Nachbarn bleiben werden, nach wie vor!“

„Das ist eine andre Sach',“ entgegnete der Schwaner mit Würde. „Da wirst du auch meiner Marev' nichts anmerken! — Kann ich dir vielleicht sonst mit was dienen?“

Der Haselbauer schüttelte den Kopf mit Ergebung und wünschte gute Nacht.

Als der Heimgekehrte seiner Frau Bericht erstattete, sagte diese: „Die Marev' gibt den Buben doch noch nicht auf! Sie

hat zu viel auf ihn gehalten, das kommt nicht 'raus auf einmal! — Wir müssen nur standhaft bleiben!" —

Der erste Gang des jungen Menschen war zur Freundin. Er erzählte und schilderte ihr den ganzen Auftritt. Sophie erwiderte: „Ich hab dir's vorhergesagt, Hansjörg — weil ich deine Mutter kenn'! Das ist eine Metzler; von denen kann man alles verlangen, nur nicht, daß sie nachgeben! Sie bleiben auf ihrem Kopf, und wenn alles zu Grunde geht!"

„Einen solchen Kopf," entgegnete der Bursch, „hab auch ich."

„Dann behaltet ihr eben eure Köpf' alle zwei — und die Sache kommt zu keinem Schluß! — Die Rebeck' dauert mich! — Armes Mädchen!"

„Sie ist nicht arm," rief Georg mit Selbstgefühl. „Sie hat mich!"

„Aber nicht zum Mann!"

„Aber zum Bräutigam! — Wer will mir wehren, zu ihr zu gehen? Ich kann sie nicht zu meinen Leuten in's Haus bringen; aber ich kann sie in ihrem Haus besuchen und mit ihren Leuten reden! — Vorderhand wird's für uns genug sein."

Sophie schaute den Freund an — und ihr trostfrohes Herz gewann wieder die Oberhand. „So hoff' halt, guter Vetter! Wer weiß? Für die Verliebten thut unser Herrgott manchmal ein Wunder, und was man für ganz unmöglich gehalten hat, geschieht endlich doch!"

Als die Tochter diese Worte gesprochen, kam in das Nebenstübchen, wo die Unterredung stattfand, die Mutter. Den

Burschen erblickend, hob sie den Zeigefinger und rief: „Ei, Hansjörg, was hab' ich von dir hören müssen!"

Der Bursch erwiderte: „Frau Base, meine Zeit ist halt auch gekommen!"

Die Hofschreinerin, immer noch ein lebensfrohes Weib und in Sachen des Herzens höhern Anschauungen zugeneigt, hatte sich, nachdem sie durch die Tochter eingeweiht war, gleich auf die Seite des Liebespaares geschlagen; sie machte auch jetzt aus ihrer Gesinnung kein Hehl. „Sie soll ja so gar schön sein?" rief sie mit antheilvoller Neugierde.

Georg lächelte. „Mir kommt sie so vor!"

„Und die Tochter eines ästimirten Mannes ist sie auch! — Dein Vater muß nachgeben dießmal!"

„Wenn Ihr mit ihm reden wolltet, Frau Base," versetzte der Bursch nach einigem Zögern. „Man sagt ja —"

Die Frau lachte. „Nun ja, ich bin einmal sein Kirchweihmädle gewesen, und er hält noch immer was auf mich. Aber um so weniger gelt' ich bei der Haselbäuerin — und die hat bei euch das Heft in der Hand! — Nun, wenn ich was thun kann dabei, hier hast du meine Hand, verliebt's Bürschle — ich halte dir die Stange!" —

An einem der nächsten Tage mußte ein Ackergeräth angeschafft werden, das Georg am besten zu wählen verstand. Er ging zu seinem Vater, mit dem er seit jenem Morgen nur das Nöthigste, aber dieses mit Ruhe gesprochen, und erklärte ihm das Bedürfniß, indem er hinzufügte: „Gib mir das Geld, ich will nach Nördlingen gehen und wills kaufen." — Der Alte

betrachtete ihn prüfend und stand einen Moment zweifelnd. Dann sagte er: „Meinetwegen,“ und zahlte ihm das Geld aus.

Georg begab sich in die Stadt und machte seinen Einkauf. Auf dem Heimweg kehrte er beim Kreuzbauern ein.

Als er (es war um die Vesperzeit!) in die Stube trat, fand er die Eltern allein. Sie dankten dem Gruß höflich und gingen ihm entgegen; aber in ihren Zügen konnten sich die Gefühle wahrhaft gekränkter Herzen nicht verbergen. Georg sagte sich augenblicklich: sie wissen, was bei uns vorgegangen ist!

In der That wußten sie es; — aber nicht von ungefähr! Die Haselbäuerin, welche sich die Empfindlichkeit der wackern Leute zur Bundesgenossin machen wollte, hatte durch ihr Werkzeug dafür gesorgt, daß eine passende Erzählung von ihrem Handel mit dem Sohn sobald als möglich an sie gelangte. Sie sollten erfahren, wie wenig sie beim Haselbauern geachtet waren, und aus verletztem Stolz dem Burschen das Haus verbieten! — Aber Georg parirte den Stoß.

„Vetter,“ sagte er, „ich seh, Ihr habt schon gehört —“

„Was mir nicht lieb ist,“ versetzte der Bauer mit würdevoller Betrübniß. „Wir haben angenommen, Hansjörg, daß du die Absicht hast, unsre Rebeck' zu heiraten, und deßwegen haben wir die Kinder auf eure Kirchweih gelassen. Von dem Plan mit des Schwaner's Marev' haben wir zwar auch etwas gewußt; aber wir haben ihn lang nicht für so ernsthaft gehalten! Jetzt erfahren wir, daß deine Leute auf diese Heirat ganz versessen — und daß wir mit unserm Kind bei ihnen verachtet

sind! Ich muß nun schon sagen, Hansjörg, — wenn ich auch gegen dich selber nichts habe —"

„Laßt mich reden!" entgegnete der Bursch. „Vor allem sag' ich euch: ich heirat keine andre, unter keiner Bedingung, als eure Tochter Rebeck'!"

„Wenn aber deine Leute nicht mögen?" rief die Bäuerin.

„Dann warten wir, bis sie mögen! — Ihr müßt's meinen Eltern nicht so gar sehr verdenken, daß sie nicht gleich von einem Plan abspringen, den sie Jahre lang im Kopf herumgetragen haben. Was sie Euch, in ihrem Verdruß über mich, zu wenig Ehr' anthun, das thu' ich Euch mehr an! Mir ist nicht nur eure Rebeck' die liebste zum Weib — mir seid auch ihr die liebsten und wertheſten zu Schwiegereltern von allen, die ich kenne!"

Diese aus dem Herzen kommende Betheurung verfehlte doch nicht, auf das wackre Paar eine besänftigende Wirkung zu üben. Ein Schein von Befriedigung ging über die beiden Gesichter. Nach kurzem Schweigen sagte der Vater: „Das mag sein, Vetter Hansjörg; aber das macht die Sache nicht anders. Wenn deine Eltern gegen die Heirat mit meiner Tochter sind, dann ist's meine Schuldigkeit —"

„Mir Euer Haus zu verbieten?"

„Dir in Güte zu sagen, daß du selber nicht mehr zu uns kommen mögest!"

„Das ist gar nicht Eure Schuldigkeit!" rief Georg mit allem Nachdruck der Ueberzeugung. „Wenn ich mich weggeworfen hätt' an ein Mädchen, die nicht meines Gleichen ist, — wenn

ich im Unrecht wär' gegen meine Eltern, ja, dann müßt' ich fortbleiben! Aber so ist's nicht! Ich hab nur im Sinn, was mir und meinen Leuten und Euch zur Ehr' ist; — und man soll sich nicht irre machen lassen auf einem Weg, den man für den rechten halten muß. Was unter den jetzigen Umständen unvernünftig wär', das thu' ich schon selber nicht. Zum Tanz können wir nicht mehr mit einander gehen, dazu ist die Sach' jetzt zu ernsthaft. Und ich will auch nicht allzuoft herkommen zu Euch und nicht auffallend. Aber Euer Haus ganz meiden? Nein, das könnt ihr nicht verlangen von mir, und das kann ich Euch auch nicht versprechen!"

Als er dieß mit bewegtem Ton dem Alten zugerufen hatte, kamen die beiden Schwestern in die Stube.

Georg, in der Erregung seines Herzens, ging auf sie zu, schüttelte ihnen die Hände und erklärte ihnen das Verhältniß in kurzen Worten.

Christine wendete sich hierauf zu den Eltern und sagte: „Ich glaub', daß ihr dem Vetter sein Verlangen nicht abschlagen könnt. Man soll nicht gar zu gut sein und nicht gar zu viel auf andre Leute sehen — sie sehen auch auf uns nicht! Der Hansjörg hat seinen Verstand; er wird nicht thun, was uns und ihn in's Geschrei brächte. — Denkt doch auch an euer Kind hier!" fügte sie, auf die Schwester deutend, hinzu.

Diese, neben Georg stehend, bot ein auffälliges Bild. Aus ihren Zügen sprach ein Ernst, wie man ihn noch nicht darin wahrgenommen hatte; und es schien, als wäre sie plötzlich nicht

nur in ihrem Innern gewachsen, sondern auch äußerlich größer geworden.

Durch die Erzählung von dem Streite Georgs mit seinen Eltern — durch die Ausdrücke, welche diese gegen sie gebraucht haben sollten, war eben sie am tiefsten verletzt worden. Sie wollte an Georg schreiben und ihm sein Wort zurückgeben. Aber die Liebe kämpfte mit dem Stolz und fand immer bessere und stärkere Gründe gegen diesen. Endlich siegte die Güte ihres Herzens — und ihr Entschluß, als sie in die Stube trat, war gefaßt.

Der Liebende hatte sie wieder bei der Hand genommen und rief: „Rebeck', red' auch du! — Willst du meine Geliebte bleiben, trotz allem, was vorgefallen ist? Willst du warten, warten mit mir, bis du meine Frau werden kannst?"

„Ja, Georg," erwiderte sie, „das will ich!"

„Und willst du mir dein ganzes Vertrauen schenken? Glaubst du, daß ich dir treu bleib' unter allen Umständen und daß ich keine andere zum Weib nehm', als dich?"

„Ja," rief sie mit glänzenden Augen, „das glaub' ich."

Georg schüttelte ihr die Hand. „Und willst du," fügte er mit einem zugleich hoffenden und bittenden Ausdruck hinzu, „meinem Vater und meiner Mutter es nicht gar so übel nehmen, daß sie dich mir noch nicht lassen wollen, weil sie eben bis jetzt eine andre gehabt haben für mich? Willst du nicht unversöhnlich sein? Willst du's ihnen nicht nachtragen?"

„O gar nicht!" erwiderte das Mädchen. „Zuerst hab ich's ihnen freilich sehr übelgenommen, das will ich dir gestehen! Es hat mir in der tiefsten Seele wehgethan, und ich bin ihnen

gradezu bös geworden! Aber dann hab' ich drüber nachgedacht, und da hab' ich eine andere Meinung bekommen! Sie kennen mich halt noch nicht! Wenn sie mich kennten, wie ich bin, dann würden sie mich nicht geringschätzen."

„Nein!" rief der Bursch mit allem Feuer bewundernder Liebe. „Wenn sie dich kennten, nur ein bischen kennten, dann würden sie dir nachlaufen und dich bitten, daß du zu ihnen kommen möchtest."

Rebecka lächelte zärtlich. „Weil's aber nicht so ist," fuhr sie fort, „so müssen wir eben ihren Zorn und ihren bösen Willen aushalten. Und das muß ich thun, wie du's thust. Du hast einen großen Streit gehabt mit ihnen, und ich kann mir denken, was du alles von ihnen hast anhören müssen. Du hast alles ertragen um meinetwillen und bist wieder hergekommen zu mir: was wär' ich für ein miserables Mädchen, wenn ich nicht auch etwas ertragen wollte für dich!"

„O," rief Georg mit strahlenden Augen. „Das ist eine Red'! — Jetzt ist's mir lieb, daß meine Leute nicht nachgegeben haben, und ich dank's ihnen!"

Rebecka, durch alle diese Beweise der Liebe und Treue im Innersten beglückt, schaute wieder mild und sanft wie sonst. „Mir ist's," fuhr sie fort, „als ob diese Feindschaft nur eine Zeitlang dauern sollt', und als ob sie nichts ausrichten könnt' gegen uns. Wir haben uns lieb und wir lassen uns nicht; ich bin deines Gleichen und meine Familie steht im Ansehen, wie die deine — was können deine Leute, wenn sie gerecht sein wollen, gegen mich haben? Auf die Länge wird's ihnen nicht

möglich sein, in ihrem Zorn auszuhalten. Und weil wir besser dran sind, als sie, und weil sie wirklich nichts gegen uns machen können, drum wollen wir Geduld haben mit ihnen und uns alles gefallen lassen und ihnen nie mehr bös werden, sie mögen thun, was sie wollen. Daß wir von einander lassen, das können wir ihnen nicht zu Liebe thun; sonst wollen wir ihnen aber alles zu Liebe thun und alles Gute zudenken, was wir können. Und wenn sie's jetzt nicht haben wollen von uns — warten wir, bis sie's annehmen, und gern annehmen!"

„Ja," rief Georg ergriffen, „so wollen wir's halten!" Und Christine, mit Thränen in den Augen, sagte: „Ich hab' eben doch eine brave Schwester!" Sie streichelte ihr die glühende Wange und setzte hinzu: „Glaub' nur, Rebeck', dir wird's noch gut gehen, und ihr werdet euch beide noch kriegen, weil ihr's verdient!"

Man ging auf die Eltern zu, die gerührt auf die Kinder schauten. Der Vater schüttelte mit nassen Augen dem Burschen die dargebotene Hand und sagte: „In Gottes Namen!"

X.

Wochen — Monate gingen hin; — die schönen Hoffnungen, welche die Liebenden in ihrer erhöhten Stimmung gefaßt hatten, wollten sich nicht erfüllen!

Georg, in dem unumgänglichen Verkehr mit den Seinen, erlangte mehr und mehr wieder den früheren Gleichmuth, und mit dem Vater bildete sich ein leidliches Verhältniß. Aber die Mutter behielt das kurze Wort, den bittern Ton und den verdrossenen Blick der Gekränkten unverändert. Sie war leidenschaftlich eingenommen für die junge Bäuerin, die ihr glich, mit der sie sich im Gespräch immer aufs beste verstand, und die sie sich zur Nachfolgerin erwählt hatte, glücklich darüber, daß sie dem Sohne geneigt war! Und sie grollte nun der andern schon als der Feindin ihres lange gehegten Wunsches, abgesehen davon, daß die zarte Gestalt dem Mannweib Geringschätzung einflößte und ihre Schönheit ein gewisses Aergerniß. So blieb sie fest. Der Sohn mochte sich benehmen, wie er wollte, er erhielt keinen guten Blick und kein freundliches Wort von ihr.

Die Nachbarstochter, wie es schien, empfing keinen ander=

weitigen Antrag, oder sie hörte wenigstens nicht darauf. Sie ging ihren Weg mit ruhig stolzer Miene, grüßte die Base, wenn sie ihr zufällig begegnete, mit Würde und einem gewissen Ausdruck von Wehmuth, ließ sich aber in kein Gespräch mit ihr ein. Als acht Wochen verflossen waren, ohne daß man von einem neuen Heiratsplan erfuhr, sagte die Haselbäuerin zu ihrem Mann: „Siehst du, daß ich recht prophezeit hab'? Die Marev' besinnt sich und wartet; sie hofft immer noch auf unsern Buben!"

Der Gatte stand nachdenklich. „Aber der Bursch," versetzte er, „gibt ihr noch allweil kein Recht dazu!"

„Es wird kommen," rief die Frau, „wenn er sich überzeugt, daß eher unser Haus einfällt, als daß wir unsern Sinn ändern! Wir müssen ihn nur immer behandeln, wie er's verdient! Er darf kein gutes Wort mehr hören von uns! Wir müssen immer aussehen, daß er in seinem Herzen denken muß: da ist keine Hoffnung!"

Der Gatte schwieg. Er schien beizustimmen. —

Wenn sich der fortgesetzte feindselige Unmuth den Eltern durch seine Zweckmäßigkeit empfahl, so kamen sie bald in die Lage, ihn keineswegs heucheln zu müssen. Georg, seit jenem Tag der Verständigung, hatte die Geliebte vorsichtig und selten besucht. Aber endlich wurde er doch bemerkt, und es kam den Seinen zu Ohren, welche Wege er ging.

Die Mutter, wenn sie sich auch hätte denken sollen, daß es geschah, war über die bekannt gewordene Thatsache doch außer sich. Gleich nach der Meldung lief sie auf den Sohn zu und

rief: „Du hörst also nicht auf, uns ungehorsam zu sein, und gehst immer noch zu dem Mädchen dadrüben, obwol wir dir gesagt haben, wir lassen sie dir nicht?“

Georg, nach kurzem Schweigen, erwiderte: „Hab' ich dir versprochen, daß ich wegbleiben will?“

Die Frau maß ihn mit erzürnten Blicken. „Es ist gewissenlos von dir, einem Mädchen nachzulaufen, die du nie zum Weib kriegen wirst — und es ist schlecht von den Leuten dort, daß sie deine Besuche dulden! — Ich hätt' ihnen mehr Ehrg'fühl zugetraut!“

„Darüber,“ entgegnete der Sohn mit bitterm Verziehen des Mundes, „denken wir verschieden und werden's immer thun! — Ich seh wohl, daß du von deinem Sinn nicht lassen willst; aber ich geh noch viel weniger von meinem ab!“

„Das wird dich nichts helfen,“ entgegnete das Weib. „Aus diesem frechen Trotz wird dir nichts Guts entstehen — das sag' ich dir, deine Mutter!“ Sie kehrte ihm den Rücken zu und ging hinweg.

Es kam eine schlimme Zeit für unsern Burschen! Das Zusammenleben im Hause wurde aufs neue verbittert, um nicht zu sagen, vergiftet. Auch der Vater glaubte gegen den Sohn wieder schroffer und verletzender werden zu müssen, nachdem die Mutter ihm das Benehmen desselben als geradezu bösartig geschildert hatte; und sie selber that, was ihre Absicht heischte, mit der Kraft unversieglichen Grolles.

In diesen Tagen traf mit dem Haselbauer, der in Wallerstein Geschäfte hatte, auf der Straße, ohnweit ihres Hauses,

die Hofschreinerin zusammen. Sie stellte ihn und wollte die Gelegenheit benützen, ihrem jungen Günstling das Wort zu reden. Es war auch in der That schön und durchaus verständig, was sie von dem Glück der Liebe, von der geringeren Bedeutung des Heiratsgutes und von der Pflicht reicher Leute sprach, den einzigen Sohn nach seiner Neigung heiraten zu lassen. Aber sie hatte ihre Zeit schlecht gewählt! Der Haselbauer, nach sehr befremdetem Zuhören, entgegnete verdrießlich: diese Sache gehe ihn allein an; — er könne sich hier nichts dreinreden lassen von gutmüthigen Weibern, die gerne kuppelten und immer die Partie der Verliebten nähmen, man wisse das! — Die Frau, die wegen der ehemaligen Beziehungen zwischen ihnen eine freundlichere Antwort erwartet hatte, sah ihn verhofft an und sagte: „Du bist ja grob geworden, Haselbauer? Sieh, sieh — was doch ein guter Umgang macht! — Was ich dir gerathen hab'," fuhr sie mit Ernst fort, „das hat mir die Vernunft gerathen, nicht das Vergnügen am Kuppeln, das du wo anders suchen mußt, als bei mir! Du kennst deinen eigenen Sohn nicht, sag' ich dir; aber lang steht's nimmer an, so wirst du ihn kennen lernen!" — Der Bauer erwiderte hierauf: „Behüte dich Gott, Hofschreinerin," wendete sich und ging weiter. Die Frau schaute ihm nach. „Den Mannsbildern," sagte sie, „bleibt doch gar nichts übrig von ihrer früheren Höflichkeit! Wie hat mir dieser Mensch flattiren können! Und jetzt benimmt er sich nicht viel anders als ein Flegel! — Nun so hab' du, was du haben willst!" —

Der Winter ging hin. Im Hause des Haselbauern war's

nicht anders geworden. Beim Kreuzbauern aber hatte sich nach und nach eine gedrückte, traurige Stimmung festgesetzt.

Georg, dem die Seinen auf eine günstige Beilegung des Streites jede Aussicht entzogen, konnte die Geliebte nicht mehr wie früher mit Worten der Zuversicht ermuthigen. Er war ein zu ehrliches Herz; — gute Miene zu machen zum schlechten Spiel, war nicht seine Stärke. Und wenn er nun zu ihr und ihrer Familie kam, suchte er mehr Trost, als er ihn brachte. Er, der sich ganz in seinem Recht fühlte, war entrüstet über das Ausharren der Seinen im Unrecht; er entlastete sein Herz über die Feindseligkeiten, die man ihm zu beweisen fortfuhr, gegen die wackern Leute, und bedachte nicht, welche Wirkung das auf sie, — und namentlich auf Eine hervorbringen mußte.

Rebecka war eine gute, höher gestimmte, wir dürfen sagen, edle Seele. Aber ihr fehlte die kräftig frische Natur und der gleiche Humor, der ihre Schwester Christine zum echten Bauernkind machte. Sie konnte den Vorsätzen, die ihr ganz aus dem Herzen gekommen waren, nicht nachleben, weil sie der schützenden Hülfe eines robusten Sinnes entbehrte. Die Zartheit ihres Leibes und ihrer Seele wurde in der peinlichen Spannung der Verhältnisse zur Empfindlichkeit, sie nahm alles schwerer auf, als sie selbst es billigen konnte; wenn sie aber dagegen kämpfte, bewirkte sie nicht eine Erhebung darüber, sondern — Ergebung! — Sie fand sich in die Stimmung, die ihr Herz beschlich; sie gab ihr nach, und befreundete sich mit ihr!

Und als der Frühling kam, kränkelte sie. War es die Beengtheit ihrer Lage, die Ungewißheit der Zukunft, und das

Herzeleid darüber, welche ihren Körper geschwächt hatten? Oder war es ein Leiden des Körpers, welches der Seele den Stand der Dinge so niederschlagend hatte erscheinen lassen? Wie dem sei — sie verlor ihre Farbe und ihre bisherige Fülle. Ihr Aussehen flößte dem Liebenden und den Ihren Mitleid und ernstliche Befürchtungen ein.

Man ließ einen Arzt kommen. Dieser verschrieb einen Trank aus vielen Ingredienzien, der sehr übel zu nehmen war, aber doch keine sonderliche Besserung herbeiführte.

Die Seele Georgs war von einer neuen Last gedrückt! Er sah die Geliebte hinwelken! Und wenn sie auch immer lieblich blieb, ja für sein fühlendes Auge neue Reize erhielt durch die stille — die holde Geduld, womit sie das Leiden trug: ihn durchschauerte doch der Gedanke, daß er sie verlieren könnte! Und wenn er sich nun vorstellte, wie seine Eltern dieses Unglück durch ihre Hartherzigkeit herbeiführten, dann erhob sich in ihm ein Ingrimm, der sich in wilden Klagen entlud. Der Sohn verdammte die Habsucht und den Hochmuth, die ihm und ihr das Lebensglück untergruben — und er hielt sich zu allem berechtigt, was ihm diese Feinde aus dem Felde zu schlagen versprach.

Wenn er von der Geliebten nach Hause kam, forschte er in den Gesichtern der Seinen, ob sich in den Herzen nichts geändert hätte, was ihm Gelegenheit bot, einen neuen Angriff zu unternehmen. Aber sie waren und blieben abschreckend. Wie lieb wäre es ihm gewesen, wenn die Mutter ihn wegen seiner fortgesetzten Besuche beim Kreuzbauern wieder hätte zur Rede setzen wollen! Allein sie — als ob sie in dieser Beziehung

anders hätte denken lernen! — kam sie nicht mehr darauf zu sprechen und verharrte nur in ihrem lieblosen Benehmen gegen ihn.

In dem Hause zu Wallerstein, wo er so oft Ermuthigung geholt hatte, fand er jetzt keine mehr. Die Hofschreinerin hatte ihm erklärt, sie könne nichts ausrichten bei seinem Vater, der gegen sie grob geworden sei zum Verwundern! Und Sophie war aus dem Tone des Trostes, der ihr so wohl angestanden hatte, mehr und mehr in einen Ton des Bedauerns, ja der melancholischen Ergebung gefallen. Sie und die Mutter gingen in Trauer um den nahverwandten Gottfried Weidner, der seinen Leiden erlegen war. Den jüngern Stiefbruder der Margret schien die gleiche Krankheit befallen zu haben, und der Antheil an dem betrübenden Schicksal der ihr so werthen Familie lastete auf der Seele der bisher Frohmüthigen, daß sie selber der Erhebung bedurfte und ihr Bräutigam oftmals genöthigt war, ihr Trost einzureden.

Georg war ganz auf sich gewiesen! Was sollte er aber in seiner Lage beginnen? Wie konnte er sich und die Geliebte aus einem Zustand befreien, der nachgerade unerträglich zu werden anfing? — Das waren die Fragen, die sich ihm vor die Seele stellten.

Ein halbes Jahr hatte er die peinliche Ungewißheit ausgehalten — seine Geduld war erschöpft. Diese war überhaupt nicht seine Stärke. Eine Zeitlang allerdings konnte er sie haben; aber dann riß ihm der Faden mit einemmal! Seine Seele neigte mehr zu kräftigen Entschließungen. Nach einer

solchen schaute er sich jetzt um — und er kam auf einen seltsamen Gedanken.

In den letzten Jahren hatte er sich eine neue Fertigkeit zu eigen gemacht: er hatte die Büchse und die Flinte handhaben lernen! Das Spiel zog ihn an, er übte sich fleißig — und endlich figurirte er unter den guten Schützen der Umgegend. Wenn er nun in's Schwarze der Scheibe traf oder mit jungen wallersteiner Jägern, die er kannte, einen Hasen oder einen Fuchs erlegte, da hatte er ein mächtiges Wohlgefühl, und sein Gedanke war: ich hätte wol eben so gut oder besser einen Förster abgeben können, als einen Bauern! In der Noth seines Herzens nahm seine Phantasie eine andre Richtung. Ein gefährlicheres, unter Umständen aber lohnenderes Ziel stellte sich ihm vor die Seele; und nach einem längeren Besinnen bei einsamer Arbeit rief er sich aufrichtend: „Ja, das ist's — und das thu' ich! Sie sollen ihren Bauernhof behalten — ich brauch' ihn nicht mehr — ich werde Soldat!“

Der Entschluß, im Drang der Umstände und im leidenschaftlichen Unmuth gefaßt, hielt bei nachträglicher Ueberlegung Stand. Unser Bursche dachte nicht gering von sich, er hatte Muth und Selbstvertrauen; das „Entweder, oder“ gefiel ihm, und er glaubte mehr an das Emporkommen im Krieg, als an den Untergang; sein Geist erzeugte schmeichelhafte Bilder, die ihn ergötzten und lockten! Auf der andern Seite war der beabsichtigte Schritt ganz geeignet, seine Eltern zu erschrecken und ihnen den unerschütterlichen Ernst seiner Seele zu beweisen. Nichts konnte sie erweichen, nichts erschüttern! Aber wenn der

einzige Sohn fortging und Leib und Leben in die Schanze schlug, so machte das vielleicht doch eine Wirkung! „Lauf nur weg“ hatte die Mutter gesagt: „Du wirst wieder kommen!“ Sie sollte sehen, daß er nicht wieder kam, wenn er einmal fort war; — sie sollten in Bangen und Sorge leben, wie sie es verdienten! Die Selbstbeherrschung, womit er im Hause geblieben war, — die Gutmüthigkeit, womit er ihnen in allem gehorchte, außer in Einem, — der Fleiß, womit er ihnen alle Arbeit that — das hatte Nichts geholfen bei ihnen! So mußte denn ein Gewaltstreich helfen! Das Leben, wie es in der letzten Zeit gewesen war, konnte er nicht fortführen! Es mußte etwas geschehen; — und das war das Einzige, was er konnte und was ihm eine Aenderung verhieß!

Für die Geliebte war es das Einzige, was sie retten konnte! Sie schwand hin; blieben die Verhältnisse hoffnungslos, wie sie waren, so drohte sie in's Grab zu sinken. Die Erschütterung durch ein Wagniß von seiner Seite, das er nur um ihretwillen unternahm, würde aber ihren Geist erheben, ihr neue Kraft zum Widerstand, neuen Lebensmuth einflößen. — Er wollte ihr nicht ausdrücklich mittheilen, was er im Sinne trug. Nur vorbereiten wollte er sie und gefaßt machen auf einen Schritt, von welchem er das Beste erwartete für sich und für sie — und von dem sie Nachricht erhalten sollte, wenn er geschehen war.

Im Lauf einer Woche kam der bedrängte, nach einem Ausweg spähende, herzhafte Bursche durch Nachdenken von seinem Vorsatz nicht ab, sondern er vertiefte sich in ihn und ward ganz

von ihm in Besitz genommen. Alles, was dagegen sprach, sah er nicht und wollte er nicht sehen.

An einem schönen Abend im Ausgang des April traf er die Geliebte im Garten ihres Vaters allein. Nach den ersten Reden des Wiedersehens erhob sie die Augen gegen ihn und sah ihn mit einem fragenden Blick an, der von einem wehmüthigen Lächeln begleitet war. Georg, ihn deutend, sagte: „Sie bleiben die gleichen, alle beide! Ja, ich muß es ehrlich sagen, wie's ist: sie geben mir weniger Hoffnung, daß sie ihren Sinn ändern werden, als früher. Sie sind ordentlich eingewöhnt in ihr Benehmen gegen mich, und sie thun, als ob's gar nicht anders sein könnte! Ich hätte geglaubt, daß wenigstens mein Vater billiger denken und sein Unrecht erkennen würde; aber er ist nicht besser als meine Mutter, und wird ihr immer ähnlicher!"

Das Mädchen schwieg. Dann sagte sie mit Ergebung: „Mir ist's manchmal, als ob ich früh sterben und mein Leben lassen sollte in meiner Jugend! —. Nun," fuhr sie mit aller Bitterkeit fort, deren ihre Seele fähig war, „dann würde ich deinen Leuten doch eine Freude machen, — das erstemal!"

„Oh!" rief der Bursche erschreckt. „Um Gotteswillen — was red'st du da? Nein, Rebeck', du wirst nicht sterben! Es gibt ein andres Mittel, uns zu helfen und den Sinn dieser harten Leute zu brechen! — Hör' mich an, ich hab' dir was zu sagen! — Willst du auf mich bauen? Willst du an mich glauben unerschütterlich, auch wenn du hörst, daß ich etwas gethan hab',

was du zuerst vielleicht selber nicht begreifst? Willst du Vertrauen zu mir haben — unbedingtes Vertrauen?"

Einen Augenblick schaute sie ihn an, dann erwiderte sie: „Ja, Georg. Wenn ich an allen Menschen zweifeln müßte, an dir zweifl' ich nicht!"

„Aber ich kann dir noch nicht sagen," fuhr der Bursch fort, „was ich thun will!"

„Dann will ich's auch noch nicht wissen!"

Auf dieses herzliche Wort der Geliebten traten dem Jüngling die Thränen in die Augen. „O du bist gut!" rief er, indem er sie an sein Herz drückte. „Du bist das Weib, das unser Herrgott geschaffen hat für mich! Wie grausam versündigen sich meine Eltern an dir! Aber sie sollen's erkennen! Sie sollen's noch einsehen, und es soll ihnen dann wie Feuer auf die Seele brennen!" — Nach kurzem Innehalten fuhr er fort: „Ich bin noch nicht vierundzwanzig Jahr alt und du noch nicht achtzehn. Wir haben uns kennen gelernt und halten in treuer Liebe zusammen — das ist und bleibt die Hauptsache! Und weil das ist, so haben wir nicht nöthig, daß wir jetzt gleich heiraten. Wir können warten, wenn's sein muß und wenn unser Glück davon abhängt — ein, zwei, drei Jahre!"

„O," versetzte Rebecka, „recht gut! Und wir können dann noch lang genug glücklich sein mit miteinander, wenn unser Herrgott uns das Leben gibt!"

„Willst du warten?" rief Georg mit zärtlichem Lächeln. „Und könntest du, wenn's zu unserm Glück nöthig wär', am Ende auch noch ein paar Jahre länger warten?"

„Aber, was willst du —“

Auf einen erinnernden Blick des Geliebten schlug das Mädchen mit einer Ergebung die Augen nieder, die nicht ganz ohne Humor war, und schwieg.

Georg nahm sie bei der Hand. „Rebecka,“ sagte er, „alles, was ich thue, geschieht um deinetwillen! Ich unternehm' etwas, das uns aus dieser Klemme losmachen soll, in der wir nicht vorwärts und nicht rückwärts können. Sobald es geschehen ist, thu ich dir's zu wissen. Wenn ich Glück hab', hab' ich's nur für dich, — und ich mein' eben, ich müßt' es haben!“

„Nun in Gottes Namen, so such's halt! Ich warte, bis du's gefunden hast! Ich warte gern! Von mir aus kannst du alles thun, was du für gut hältst!“ —

Als Georg von der Familie Abschied nahm, begleitete ihn Rebecka in den Hof. Es war Nacht geworden. Der Liebende nahm sie in seine Arme und hing mit ihr zusammen in einem langen Kusse.

Am andern Morgen war er aus seinem Hause verschwunden. Die Eltern erwarteten ihn zum Frühstück — er kam nicht. Sie schauten sich um und suchten ihn im Haus und im Hof — er war nicht zu finden. Böses ahnend liefen sie umher und fragten und hatten ihrer Angst kein Hehl — Niemand hatte ihn gesehen. Endlich entdeckte man auf einem Tischchen in seiner Kammer einen Brief mit der Aufschrift: „An meine Eltern.“ Derselbe lautete: „Ihr laßt mir diejenige, die ich liebe, nicht zum Weib; — ihr seid unbeugsam, und werdet nur immer grausamer gegen mich! Lang

hab' ich's ertragen, so lang ich konnte — jetzt kann ich's nicht mehr! Gebt euern Hof einem Andern, der euch lieber ist, als euer Sohn; — ich verlaß euch und werde Soldat. Entweder mach' ich mein Glück und bin dann mein eigener Herr, oder ich finde den Tod im Krieg! Ich fürcht' ihn nicht; er ist mir lieber, als das Leben, das ich im letzten Jahr bei euch geführt habe.“

XI.

Die Wirkung dieses Briefs auf den Haselbauer und seine Frau war eine furchtbare. Beide machten die Erfahrung, wie viel leichter es ist, in der Leidenschaft auszurufen: „Lauf, wohin du willst," als die Flucht des einzigen Sohnes und Kindes wirklich zu ertragen. Nach Lesung der letzten Zeilen standen sie, als ob ihnen die Seele aus dem Leibe genommen wäre. Aus den erblaßten, starren Gesichtern sprach die Verzweiflung.

Sie liebten ja den Sohn; — sie waren stolz auf ihn, die Mutter noch mehr als der Vater! Beide hatten die feste Ueberzeugung gehabt, ein besseres Weib als die Marev' könne er für sich nicht finden; und ihre hartnäckige Forderung, daß er zu dieser zurückkehren solle, stammte eben so wohl aus der Sorge für sein Lebensglück wie aus dem Bewußtsein ihres älterlichen Herrenrechts. Und nun machte der junge Mensch Ernst! Er ging in den Krieg, — er konnte den Tod finden, und sie hatten dann kein Kind mehr! All' ihr Arbeiten und Sorgen, all' ihr Mühen und all' ihr Glück war für nichts gewesen! — In der Pein dieser Vorstellung kam beiden der Gedanke, daß beim

Heiraten doch wohl auch auf die Neigung derer etwas ankomme, die sich heiraten sollen, und — daß sie gegen den Sohn vielleicht zu hart gewesen!

Was war zu thun? Wie konnten sie das Unglück, das ihnen drohte, von sich abwenden? — Man mußte dem Flüchtling Leute nachschicken! — Aber wen? Und wohin? — Konnte er, wenn man ihn fand, nicht schon angeworben und es dann gar nicht mehr möglich sein, ihn wieder frei zu machen? Konnte man ihn zwingen, wieder heim zu kommen, wenn er nicht wollte?

Sie waren rathlos, alle beide, sie, die so entschlossen gewesen! An ihrer Unfähigkeit, sich zu entscheiden, war aber doch auch der trotz allem fortbestehende Widerspruch schuld, sich für besiegt zu erklären und den Ungehorsamen seinen Willen haben zu lassen! —

Mit großer Schnelligkeit wurde das Ereigniß erst im Dorf und dann in der Umgegend bekannt und machte außerordentliches Aufsehen. Der alte und der junge Haselbauer waren im Ries historische Personen; und daß der einzige Sohn reicher Leute davon läuft, um in den Krieg zu gehen, das hörte man grad' auch nicht alle Tage! Man ergriff Partei und disputirte, in manchen Häusern leidenschaftlich. Wenn die Jungen dem Georg, die Alten den Eltern Recht gaben, so waren unter den gestandenen Leuten doch manche, welche die letzteren tadelten, daß sie immer höher hinauswollten und gar nicht genug kriegen könnten! Sie fanden es ganz natürlich, daß dem jungen Bursch die sauberste unter den Bauerntöchtern am besten gefalle, und

erklärten, daß der Haselbauer niemals einen vernünftigen Grund gehabt habe, sich gegen diese Heirath zu sperren.

Die Eltern waren auch am andern Morgen noch zu keinem Entschluß gelangt. Sie hatten Erkundigungen einziehen lassen und erfahren, daß der Sohn von einem Hausirer auf dem Weg nach Harburg gesehen worden sei. Den Schritt, der ihn band und seine Loslösung mit jedem Tag schwieriger machte, konnte er nun schon gethan haben! Aber sie zauderten, das einzig Mögliche in's Werk zu richten — in einer dumpfen Hoffnung, es falle ihnen vielleicht doch noch etwas Klügeres und Besseres ein.

Während sie, um die Mitte des Vormittags, brütend — bangend und zagend im Kanzley saßen, klopfte es an die Thüre der Stube, und auf ihren Zuruf erschien — die Hofschreinerin.

Die stattliche Frau grüßte die Verwandten mit Würde und erklärte, sie sei gekommen, weil die Sorge um ihre werthen Freunde ihr keine Ruhe lasse. Sie habe gehört, der junge Vetter sei aus ihrem Haus verschwunden und wolle unter die Soldaten gehen. Ob das wahr sei? Und was sie gethan hätten, um die Gefahr abzuwenden, daß ihnen der einzige Sohn todtgeschossen werden könnte?

Nochmal rührte sich der Trotz im Herzen des Vaters. Während die Bäuerin auf die in gewisser Beziehung höher gestiegene Jugendfreundin, die sich jetzt in ihre häuslichen Angelegenheiten mischen wollte, einen Blick eifersüchtigen Befremdens heftete, versetzte er: „Was können wir thun?“ Er

ist fortgelaufen, der undankbare Mensch — und wir lassen ihn laufen!"

„Das könntet ihr auch," entgegnete die Hofschreinerin, — „wenn er unrecht hätte! Wenn er fortgelaufen wär' aus frechem Uebermuth, weil ihn eben der Teufel geplagt hätte, dann könnt' er gehen und es wäre nichts an ihm verloren. Aber er ist fortgelaufen, weil er das Leben bei euch nicht mehr hat aushalten können! Nehmt mir's nicht übel, aber es muß jetzt heraus aus mir, was mir schon so lang' das Herz drückt!" Und mit allem Ernst einer berufenen Richterin fuhr sie fort: „Ist das eine Art, wie ihr euch benehmt? Traktirt man so seinen einzigen Sohn? Ihr wollt ihm eine Person aufnöthigen, die er nicht mag — die er nicht leiden kann! Und mit der soll er leben und vergnügt und glücklich sein — weil sie euch gefällt! Ist darin auch nur ein Funke von Vernunft? Glaubt mir nur: was bei dem gewöhnlichen Bauernbursch angeht, das geht bei euerm Hansjörg nicht an! Der folgt seinem Kopf, weil er einen Kopf hat und weiß, was er will! Er hat sich ein Mädchen aus einer Familie ausgesucht, die zu den vornehmsten gehört bei uns herum; ein Mädchen — ich selber hab' sie noch nicht gesehen, aber meine Sophie, die sich auf so was versteht, ist ganz vernarrt in sie! Nicht nur soll's die schönste sein von allen Bauerntöchtern, die sie bis jetzt gesehen hat, sondern ein so treuherziges und liebes Ding, daß man ihr gut sein muß auf den ersten Blick. Euer Sohn verlangt durchaus nichts Unbilliges! Denn auf die lumpigen paar tausend Gulden, die ihr weniger in's Haus kriegt, kommt's bei euch

nicht an; wenn ihr's nicht wißt, spürt ihr's nicht! Und deßwegen müßt ihr jetzt „hufen" (rückwärts gehen) — es geht nichts anders; ihr müßt den Hansjörg heimholen lassen und ihr müßt ihm seinen Schatz zum Weib geben! Denn sonst kommt er nicht; und wenn er gekommen wär', blieb' er nicht!"

Dieser energische, grad' auf den Zweck losgehende Angriff konnte die stolzen Herzen zunächst freilich nicht beugen, mußte sie vielmehr in ihrer Sprödigkeit befestigen. Die Haselbäuerin hatte bei dem Lob Rebecka's tiefen Widerwillen blicken lassen, und der Alte schüttelte zu der Mahnung, womit die Base schloß, heftig den Kopf. „Diesem unkindlichen Menschen," rief er, „der sich aus seinen Eltern und aus ihrem Kummer gar nichts macht, nachlaufen! Ihm Alles thun, was er verlangt, während er für uns gar nichts thut und uns durch sein Davongehen in eine Schande gebracht hat, daß wir uns schämen müssen vor der ganzen Umgegend!"

„Aber was hat ihn denn fortgetrieben?" rief die Hofschreinerin dagegen. „Die Verzweiflung hat ihn fortgetrieben! Ihr habt ihn fortgetrieben! Ihr habt euch die Schande angethan, die ihr jetzt beklagt, und ihr, wenn euer Sohn den Tod findet, ihr seid an seinem Tode schuld! Und dieser Ausgang, wenn der Hansjörg Soldat wird, ist von allem das Wahrscheinlichste! Der Bonaparte sorgt allweil für Krieg; und wenn der arme Gesell nicht in der ersten Schlacht bleibt, dann bleibt er in einer andern; drankommen wird er sicherlich einmal! Er selber bildet sich vielleicht ein, er steige auf und werde was Rechts, denn eine kleine Meinung hat er nicht von sich.

Aber das geht nicht so hitzig, wie sich's ein junger Bursch vorstellt, und da würde er bald sehen, wie schlimm er sich verrechnet hätt'! — Wie geht man im Krieg," fuhr sie mit wahrem Kummer fort, „mit den Menschen um! Welche schrecklichen Sachen können ihm da begegnen! Man traut sich gar nicht davon zu reden!"

Hier konnte der Vater nicht umhin, einen unartikulirten Laut hören zu lassen, der wie ein Seufzer aus tiefer Seele klang. Die Mutter schaute mit starren Augen in's Weite, als ob sie den Sohn auf einem Schlachtfeld niedergestreckt und seinen Leiden erliegen sähe.

Die Hofschreinerin, die Wirkung ihrer Rede bemerkend, fuhr fort: „Ihr müßt eine Einsicht haben, liebe Leute; und wenn der junge Mensch aus Desperation toll geworden ist, so müßt ihr eben gescheidt sein. Seid ihr nicht berühmt als kluge und verständige Menschen? Ihr müßt dieser Sach' ein End' machen, daß die Schande, die euch so unlieb ist, aufhört und daß ihr Lob habt von euren Freunden und von allen, die's hören!"

„Aber wie denn?" rief der Bauer. „Was sollen wir denn thun?"

„Die Geschichte," versetzte die Wallersteinerin, „ist nicht so schlimm, wie sie aussieht. Euer Hansjörg ist ohne Zweifel nach Dillingen gelaufen, wo die Bayern conscribirt werden. Dahin müßt ihr ihm Leute nachschicken, und das die rechten! Hat nicht die Bas' einen Bruder in Nördlingen, der früher beim Markgrafen in Ansbach Soldat gewesen ist und in

solchen Affairen sich auskennt? Nehmt noch einen andern gewitzten Mann dazu und gebt ihnen Geld mit — viel Geld! Denn mit Geld macht man alles eben! Hauptsächlich aber laßt eurem Sohn sagen: wenn er wiederkomme, dürfe er seine Rebeck' heirathen! Da wird sein Soldateneifer mit einemmal aufhören; er wird heimeilen zu euch, alles wird gut werden, und er wird euch auf den Händen tragen."

Das Gesicht des Vaters hatte sich bei diesen Worten unwillkürlich aufgehellt; aber sein Mund entgegnete: „Das glaub' ich, wenn wir ihn Herr und Meister sein lassen!"

„Umsonst ist der Tod," versetzte die Base; „umsonst kann man auch von einem Kind nichts verlangen. Daß der Hansjörg seine Rebeck' zur Haselbäuerin machen darf, wenn er wieder kommt, das versteht sich von selbst, davon reden wir gar nicht mehr! Spreizt euch doch nicht gegen die vernünftigste Heirath, die seit langer Zeit zu Stande gekommen ist! Laßt von euren alten Bauerngedanken auch etwas nach und nehmt ein wenig Rücksicht auf den Zeitgeist! Es geht nicht bloß auf die Manier, wie ihr meint, es geht auch auf eine andre. Gelt, als ich damals den jungen Schreiner geheirathet hab', da ist allgemein gethan worden, als wär's ganz aus der Weis' und wir müßten verderben! Und jetzt bin ich Hofschreinerin, hab' ein schönes Haus und so viel Ansehen, wie die vornehmste Bäuerin! — Kurz, macht ein End'! Sagt Ja, und holt euch euer Kind wieder!"

Der Haselbauer stieß einen tiefen Seufzer aus. „Ach, der Bub'! der Bub'!" rief er. „Wer hätte das gedacht!"

„Ihr gebt also nach?“ rief die Hofschreinerin. „Ihr laßt ihn heimholen?“

„In's Teufel's Namen!“ entgegnete der Alte, indem er sich abwandte.

„Das heißt, in Gottes Namen,“ versetzte die Wallersteinerin gelassen. „Unser Herrgott weiß schon, wie du's meinst. — Und die Bas' Haselbäuerin, was meint die?“

„Ich thu,“ versetzte diese gemessen, „was mein Mann thut!“

„Sieh, sieh,“ rief die Hofschreinerin. „Das ist eine Red'!“ Und mit wahrem Beifall ihre Hand ergreifend, fügte sie hinzu: „Wie hab' ich aber dir auch was Andres zutrauen können, als das Verständigste?“

Die Gelobte machte ein eigenes Gesicht. Sie hatte ihre Zustimmung mit dem Gedanken gegeben: „wenn wir ihn wiederhaben, dann ist immer noch Alles möglich!“ Begreiflicherweise ließ sie aber davon nichts merken, und die Beschützerin des Liebespaares konnte alles für gewonnen halten. Sie setzte sich jetzt erst und nahm eine Aufwartung an. Sie rühmte dieselbe, dankte den lieben Freunden wiederholt und nahm endlich den herzlichsten und — klügsten Abschied, indem sie das Triumphgefühl ihrer Seele gänzlich niederhielt und nur tiefe Anerkennung des ausgezeichnet schönen Benehmens auf ihre Miene kommen ließ.

XII.

Georg, mit den wenigen Gulden, die er zufällig in der Tasche hatte, war in der That nach Dillingen gelaufen. Er kam spät an, nahm in einer billigen Herberge Nachtquartier und schlief nach dem scharfen Marsch tief und lange. Am andern Morgen, nachdem er sich vorher die Stadt besehen hatte, ging er auf's Landgericht und verlangte, als Freiwilliger in die Armee einzutreten. Auf die Frage, warum er in seinem Alter (das er angegeben hatte) noch nicht Soldat sei, und warum er es jetzt werden wolle, versetzte er: als einziges Kind seiner Eltern habe man ihn nicht ausgehoben; aber er fühle eine unüberwindliche Neigung zum Soldatenstande, und seine Eltern wären noch rüstig, daß sie ihrem Bauerngut recht wohl ohne ihn vorstehen könnten. Der Beamte schüttelte den Kopf, ging aber auf sein Verlangen ein. Das bayrische Heer stand damals im Feld und die Wachen in der Stadt wurden von Bürgern versehen; ihnen sah sich Georg zugewiesen. Man gab ihm Essen und Trinken, behandelte ihn freundlich und unterließ, ihn mit Fragen zu belästigen, wie er eigentlich dazu komme, Soldat

zu werden. Das war ganz nach seinen Wünschen, und er konnte sich nicht beklagen. Allein etwas besonders Anregendes oder gar Begeisterndes hatte dieser Anfang seiner militärischen Laufbahn in keiner Weise. Die Bürger, mit denen er zusammenkam, waren nichts weniger als geeignet, ihn in seinem Vorhaben zu ermuthigen. Es fand sich keiner unter ihnen, der etwa gesucht hätte, durch merkwürdige Beispiele ihm klar zu machen, wie hoch man jetzt im Krieg hinaufzukommen vermöge, wenn man Courage, Geschick und Glück habe. Im Gegentheil, sie unterhielten sich von Stadt- und Hausgeschichten, die dem Burschen gar kein Interesse boten und auf die er bald nicht mehr hörte. Nach und nach stellte sich nun bei ihm eine geistige Ermüdung und Langeweile ein, und der Gedanke, daß er sich in seinem Plane verrechnet, in seinen Erwartungen getäuscht haben könnte, begann langsam und langsam in ihm sich zu erheben.

Wie gut war es, daß er gleich nach dem Bescheid auf dem Landgericht in seiner Herberge den Brief an Rebecka geschrieben hatte! In der frohen Erregung nach dem ersten gelungenen Schritt hingeworfen, war diese Zuschrift voller Muth und Trost; — an die Hoffnungen, die er aussprach für sich und die Geliebte, glaubte der Schreiber noch mit ganzer Seele! „Man hat mich gezwungen, Soldat zu werden,“ hieß es darin, „aber ich hab' dazu eine ganz besondere Liebe, ich weiß, daß ich geschickt dazu bin, und ich fühle die größte Zuversicht, daß ich es bald zu etwas bringen werde. Mir ist, als ob mich keine Kugel treffen könnte und als ob ich die Gedanken, die ich im Kopf

habe, ausführen müßte einen nach dem andern. Hab' also gar keine Sorg' um mich und warte, bis ich wiederkomme, wie du mir's versprochen hast. Ich will dir so oft Nachricht geben, als mir etwas passirt, und ich hoff', daß ich dir gute Dinge melden kann. O, meine liebste Rebecka — daß ich dich nicht mehr vor mir sehe, das thut mir freilich weh! Aber was ich thu', geschieht ja nur zu unserm Besten, und darum müssen wir uns beide drein fügen. Schöner wär's freilich, wenn wir uns jetzt schon haben und auf meinem Hof mit einander leben könnten. Weil aber andre Leut' uns daran hindern und wir ganz außer Schuld sind, so glaub' ich fest daran, daß wir später zusammenkommen und daß dann die Ehre und die Freude nur um so größer sein werde."

Am zweiten Tag hätte er diesen Brief nicht mehr so schreiben können. Da er für jetzt nicht einexercirt werden konnte und im Grunde nur herumlungerte, so wurde der an Thätigkeit gewöhnte junge Mensch von einer unwiderstehlichen Verdrossenheit befallen. Er begann die Dinge zu sehen, wie sie waren — oder vielmehr schlimmer, als sie waren. Ihm, welchem zuerst alle Aussichten gegeben waren, schienen auf einmal alle genommen zu sein!

Am dritten Tag saß er in der öden Wachtstube und starrte auf den Boden. Die Ungewißheit seines Looses, das Unnütze seines Thuns drückte ihn tief darnieder: er fühlte, daß ihn dieses Leben, wenn es länger dauerte, zur Verzweiflung brächte. Welch ein Glück wäre es gewesen, wenn ihn ein Korporal sogleich tüchtig unter die Fuchtel genommen hätte! Wenn er

etwas gelernt hätte, um in's Feld abgeschickt zu werden und mitmachen zu können! Vom Fleck mußte etwas gehen bei ihm, geschehen mußte etwas, wenn ihn die Ungeduld nicht übermannen und verzehren sollte! Alles konnte er aushalten, nur nicht faules Stillsitzen und Hinbrüten!

Sein Herz klopfte in bangen Schlägen. Eine Art Gebet erstand in seiner Seele, daß er aus dieser armseligen Lage befreit und in den Stand gesetzt werden möchte, sein Schicksal herauszufordern, indem er sein Leben in die Schanze schlug. Er faßte den Entschluß, auf's Landgericht zu gehen, und die Verwendung, um derentwillen er hierher gekommen, mit allem Ernst zu begehren.

Da hörte er draußen auf der Straße seinen Namen nennen, und darnach die Antwort eines der wachthabenden Bürger: „Ja, der ist hier." Er fuhr von seinem Sitz auf. Es war möglich, daß sein Wunsch erhört wurde und daß er eine Anweisung erhielt, die ihn auf den Weg führte, wo es vorwärts ging!

Die Täuschung sollte nicht lange währen. Mit dem Bürger traten zwei Männer in die Wachtstube, deren Anblick ihn in große Bestürzung versetzte. Es war seiner Mutter Bruder, Michael Metzler aus Nördlingen, und ein anderer Vetter aus seinem Dorf, genannt der Gallenbauer.

Der erstere, mit sichtlichem Vergnügen, aber auch mit einem gewissen Spott in seiner Miene, rief: „Da ist er ja, der Ausreißer! — Nun, Hansjörg," fuhr er fort, „du kannst dir wohl denken, warum wir hier sind! — Darf ich," sagte er zu dem

Bürger, „mit ihm allein reden? — „Alles, was ihr wollt,“ entgegnete dieser, und ging hinaus.

Georg hatte sich unterdessen gesammelt, und da er wohl sah, was ihm bevorstand, so faßte er schnell seinen Entschluß.

„Hansjörg,“ begann der Vetter aus der Stadt, „wir sind hergekommen, um dich wieder zu deinen Eltern heimzubringen.“

„Das geht nicht mehr,“ antwortete Georg. „Ich bin Soldat.“

„Ich acht',“ entgegnete jener, „wir können dich wieder frei machen.“

„Aber ich will nicht frei werden!“ rief der Bursch. „Ich will bleiben, was ich bin — und ich hoff', daß ich bald in's Feld rücken kann.“

„Nun, nun,“ entgegnete der alte Soldat mit behaglichem Spottlächeln, „sei nur nicht gar so hitzig!“ Und der Gallenbauer, mit würdevoll ernsthafter Miene, fügte hinzu: „Deine Eltern wollen, daß du mit uns wieder heimgehst — und der Sohn muß seinen Eltern folgen!“

„Meine Eltern,“ erwiderte der Bursch, „haben sich nicht so gegen mich benommen, daß ich ihnen zu Lieb' von meinem Plan abgeh'! Macht euch keine unnütze Mühe, ich geh' nicht mit!“

Der Nördlinger Bürger trat nun an ihn heran und sagte: „Würdest du auch nicht gehen, Vetter, wenn deine Eltern dich des Kreuzbauern Rebeck' heirathen ließen?“

Georg wurde roth über und über und sein Herz begann so mächtig zu schlagen, daß es ihm die Rede hemmte. Nach einer

Weile zur Ruhe sich zwingend, sagte er: „Habt Ihr einen Auftrag, mir das zu versprechen?"

„So gradezu nicht," antwortete Vetter Michael. „Aber ich hab' aus den Reden deines Vaters abnehmen können, daß sie nicht mehr so ganz gegen diese Heirath sind, wie früher."

„Wenn es nicht mehr ist," entgegnete der Bursch, „wenn Ihr mir nicht das ausdrückliche Versprechen bringt, daß ich hier freie Hand hab', dann geh' ich nicht mit Euch! Unter keiner Bedingung!"

„Ei," rief jener, „du bist ein scharfer Gesell! Nun, so will ich dir in Gottes Namen Alles sagen. Dein Vater, wie ich ihn gefragt hab' in dieser Sache, hat mir geantwortet: er soll heimkommen, und heirathen, wen er mag!"

Diese Nachricht entriß dem Burschen einen freudigen Ausruf. Aber gleich fügte er hinzu: „Und meine Mutter, wie ist die gesinnt? Ich weiß, was auf sie ankommt!"

„Ich glaub'," versetzte der Nördlinger Vetter nicht ohne Unmuth in seinem Blick, „du hast genug an dem, was dein Vater gesagt hat!"

„Siehst du denn nicht," fiel der Gallenbauer ein, „daß du am besten zu deinem Ziel kommst, wenn du wieder mit uns heimgehst? Handle, wie man's von einem gehorsamen Sohn erwarten kann — dann wirst du auch die guten Folgen davon haben!"

„Der Vetter Gallenbauer hat Recht," versetzte Michael Metzler. „Was hilft's denn, wenn deine Eltern dir auch Alles versprechen? Mach' sie wieder gut — mach' ihnen wieder

Freude — und benütze die Zeit, wenn sie dir gut sind! Dein Vortheil ist's, daß sie dir nicht nur deinen Willen thun, sondern daß sie's gerne thun!"

Georg schwieg. Sein Verstand und sein Herz mußte den erfahrnen Männern Recht geben; — er war erschüttert! Die Aussicht, daß seine Eltern dem freiwillig Heimkehrenden die Geliebte zur Frau lassen könnten, überwältigte ihn! Ja, er mußte ihnen etwas zu Liebe thun, damit sie auch für ihn etwas thun könnten, — und er wollte es! „Nun," versetzte er endlich, „so geht auf's Landgericht und versucht Euer Glück! Wenn sie mich dort wieder los lassen, dann geh' ich mit Euch nach Hause."

Die Männer lobten ihn erfreut und entfernten sich. Eine Stunde wartete der Zurückgebliebene in mächtiger Aufregung — und in einem wunderlichen Durcheinander von Gefühlen. Entgegengesetzte Vorstellungen bekämpften sich in ihm; aber der Gedanke, daß er in Kurzem der Mann Rebecka's werden konnte, siegte über alle Bedenken und Einwendungen. Er harrte auf seine Befreiung — er sehnte sich darnach.

Und sie ward ihm! Mit seinen Vettern trat der königliche Landrichter in die Wachtstube und erklärte ihm: er sei frei und könne mit seinen Verwandten nach Hause gehen!

Der alte Soldat Metzler, mit den damals üblichen Werbungen bekannt, hatte sich die Befreiung des Gesellen schwieriger vorgestellt, als er sie in der That befand. Welche Mittel der Ueberredung er gebrauchte, hat er Georg nie sagen wollen. Auf die Frage desselben während der Heimfahrt er-

widerte er nur: er habe es glücklicherweise mit einem guten und verständigen Herrn zu thun gehabt.

Auf der Heimfahrt wurde sonst wenig gesprochen. Dem Burschen, als der Wagen dahin rollte, kamen die Erlebnisse der letzten Tage wie ein Traum vor, und er mußte sich ordentlich besinnen, um an ihre Wirklichkeit zu glauben. Seine Aufgabe den Eltern gegenüber stand nichts desto weniger klar vor ihm! Er wollte sich die Zusage, die man ihm gemacht hatte, von ihnen selbst wiederholen lassen, und zwar sobald als möglich. Erlangte er ihre Einwilligung zu der Heirath mit Rebecka und machte er diese zur Haselbäuerin, dann war Alles, was er gethan hatte, gerechtfertigt — und Er triumphirte!

In Nördlingen stieg Vetter Michael aus und wünschte dem Heimkehrenden gutes Glück, indem er ihm noch einige Ermahnungen mit auf den Weg gab. Es war dunkle Nacht geworden. Unerkannt fuhren der Gallenbauer und Georg durch das Dorf Rebecka's. „Wenn sie's wüßte!“ rief's in der Seele des Burschen. „Aber sie soll's morgen erfahren, durch mich erfahren — und dann soll alle Noth ein Ende haben!“

Eine Viertelstunde darauf rollte der Wagen in den väterlichen Hof. Die Eltern kamen aus dem Hause, die Bäurin mit einer brennenden Ampel. Sie begrüßten den Gallenbauer, und der Vater sagte: „Ich dank' dir Vetter, und will dir diesen Freundschaftsdienst nie vergessen!“

Alle begaben sich in die Stube. Da zwischen den Eltern und dem Sohn immer noch kein Wort gewechselt wurde, so fühlte sich der „Freund“ berufen, das Stillschweigen zu brechen.

„Ich muß es doch sagen, wie's ist," begann er, „der junge Vetter hat sich nicht lang gesträubt, mit uns wieder heimzufahren; und aus allem kann ich sehen, er wird sich jetzt benehmen, wie es einem Sohn gegen seine Eltern zukommt."

„Das soll mich freuen," erwiderte die Haselbäurin, „aber ich muß es erst sehen! — Sind das Geschichten! Ist das eine Schande für die Familie! Ich möchte doch wissen, wodurch wir's verdient hätten, daß wir mit unserm einzigen Kind so unglücklich sind!"

„Nun, nun, Frau Bas'," erwiderte der Gallenbauer, „das Unglück ist so groß nicht mehr! Jetzt kommt's nur darauf an, daß ihr euch unter einander vertragt, und ich glaub', das könnt ihr."

„Jetzt," nahm endlich Georg das Wort, „ist weiter nichts nöthig, als daß man mir das Versprechen hält, das man mir hat geben lassen."

„Ich hab' nichts versprochen," rief die Mutter.

„Aber der Vater hat etwas versprochen," entgegnete der Sohn, „und ich zähle darauf, daß er's halten wird."

„Ich," versetzte der Haselbauer, „werde thun, was man von mir mit Rechtem verlangen kann. Für heut' wollen wir aber die Sache ruhen lassen: das hat alles noch Zeit genug!"

„Ich kann warten," versetzte der Bursch. „Aber das Eine muß ich Euch heut' noch sagen: macht Eure Rechnung nicht ohne meinen Entschluß, daß ich nur nach meiner Neigung heirathe — denn sonst wird sie falsch! Seid in dem Einen Punkt gute Eltern, dann werd' ich gegen Euch in allen Punkten ein

guter Sohn sein! — „Meine Lagerstatt," fuhr er fort, „ist ohne Zweifel hergerichtet, und Appetit hab' ich nicht mehr! Ich sag' also dem Vetter Gallenbauer meinen besten Dank — und Allen Gutenacht!"

„Liebe Leute," versetzte der Gallenbauer, als Georg sich entfernt hatte, „um die Geschichte kommt ihr nicht herum! Befreundet euch mit dieser Heirath — anders kann der Handel nicht ausgehen!"

XIII.

Es war Zeit, daß Georg wieder nach Hause kam — nicht um seiner Eltern willen, wie sehr sie durch seine Flucht in Angst versetzt waren und litten, sondern um Rebecka's willen!

Indem der junge Mensch auf eine phantastische Neigung hin und von seinen Eltern zu einem entscheidenden Schritte gedrängt, sein Glück im Heeresdienst versuchen wollte, hatte er nicht bedacht, welchen Eindruck die Nachricht auf die Seele eines Landmädchens hervorbringen mußte. Rebecka konnte ihm die Zusage geben, daß sie ihm vertrauen und auf das Gelingen seines Planes warten wollte; aber dieß geschah nur unter der Voraussetzung, daß sein Plan sich auf ein friedliches Unternehmen bezog, wodurch er zu Gelde und gegenüber seinen Eltern zu Ansehen kam. Was er just unternahm, das brauchte sie nicht zu wissen: in dieser Beziehung vertraute sie seinem Verstand und seiner Geschicklichkeit; daß er aber die Absicht haben könnte, Soldat zu werden, das zu denken, war ihr vollkommen unmöglich. Soldat werden, hieß in jener Zeit, mit dem Leben abschließen. Soldat wurde daher nur derjenige, den man da=

zu nöthigte, oder der sich ein andres Unterkommen nicht mehr wußte. Derjenige, der zu leben hatte und der Aushebung entging, pries sich glücklich; und die Scheu, seine Existenz aufs Spiel zu setzen, ging bei einzelnen Dorfburschen so weit, daß sie, um einen Einstandsmann zu kaufen, ihr halbes Vermögen opferten. Daß nun ein Mensch wie Georg, der einzige Sohn reicher Leute, freiwillig den Soldatenstand wählte, das anzunehmen konnte einem Bauernmädchen nicht im Traum einfallen. Man denke sich also, welche Wirkung auf Rebecka der Brief des Geliebten machen mußte, den sie am zweiten Tag nach seiner Absendung empfing. Sie traute ihren Augen nicht, als sie die Zeilen las, und es fehlte nicht viel, so wäre sie ohnmächtig niedergefallen. In der höchsten Bestürzung lief sie zu ihren Eltern und theilte ihnen den Inhalt mit. Und auch diese — auch die übrigen Kinder hielten es für das größte Unglück, das sie treffen konnte. „Er hat einen unsinnigen Streich gemacht,“ rief der Bauer, „er ist verloren!“ Und dieses Bauernurtheil traf in der That nicht sehr daneben. Wenn Georg als Soldat auch eine Zeitlang glücklich war, aber später den russischen Feldzug mitmachte, hatte es alle Wahrscheinlichkeit, daß er nicht mehr in seine Heimath zurückkehrte. Sind doch (um dieß nebenbei zu bemerken!) von seinem Dorfe, das nur zu den mittelgroßen gehört, nicht weniger als sieben junge Leute dort geblieben!

Der Bursch, in dem Drang der Verhältnisse und in der Leidenschaft seiner Seele, hatte sich als einen sehr schlechten Herzenskundigen bewiesen. Die Versicherungen, die er, der

verhältnißmäßig Gebildete, der Geliebten schrieb, konnten für das natürliche Bauernkind gar keine Bedeutung haben. Sie mußte seine Hoffnungen für thöricht, für bodenlos halten, und an die Stelle der Zuversicht mußten Zweifel und Verzweiflung treten.

Der Schlag, der sie traf, war für ihre verletzliche Natur zu stark. Bald nach der ersten Aufregung fühlte sie eine große Schwäche, — sie mußte sich niederlegen. In derselben Zeit, wo Georg durch den Ort fuhr, lag die Geliebte bleich und zitternd in ihrem Bette, das die Ihrigen mit banger Besorgniß umstanden.

Als unser Bursch am andern Morgen nach der Heimkehr sich im Hofe befand, kam sein Freund Ludwig, — seit einigen Wochen der erklärte Bräutigam Christine's, — durch das Thor. Die Miene des jungen Bauern war ernst bis zur Strenge, und er sagte mit einem Ton bittern Spottes: „Bist du wieder da? — Du bist schnell wiedergekommen, herzhafter Hansjörg; aber gescheidter wär's gewesen, du wärst nie fortgegangen.“

Georg, der niemand gegen sich einen solchen Ton gestatten konnte, sah ihn mit Unmuth und drohenden Blicken an.

Jener fuhr fort: „Ich hab' dir nur zu sagen, daß die Rebeck', seitdem sie deinen Brief gelesen hat, krank zu Bett liegt. Es ist freilich zu verwundern, daß sie bei den guten Nachrichten, die du ihr gegeben hast, nicht aufgeschrieen hat vor Freude! Aber sie verstehts halt nicht besser! Du mußt ihr verzeihen, daß ihrem Bauernverstand das große Glück,

einen Soldaten zum Bursch und künftigen Mann zu haben, nicht recht eingehen will."

Georg war erschreckt. Mit einemmal begriff er Alles. „Ludwig," sagte er, „ich hoff', es wird nicht so schlimm stehen. Was ich gefehlt hab', will ich wieder gut machen — und das im Augenblick! Adies!"

Er eilte in's Haus; — wenige Minuten nachher trat er die Wanderung an.

Als er durch das Hofthor des Kreuzbauern ging, sah er diesen und die Bäuerin vor dem Hause stehen. Beide, ihn erblickend, schrien laut auf. „Hansjörg!" rief der Alte, „du bist hier? Du bist nicht Soldat?"

„Nicht mehr!" versetzte Georg, während er zu ihnen trat.

„Also bist du's gewesen!" rief die Frau. Und mit vorwurfsvoller Miene setzte sie hinzu: „Aber wie hast du uns das anthun können, Hansjörg? Hast du gar nicht an die Rebeck' gedacht?"

„Ich hab' halt nicht alles überlegt!" entgegnete der Bursch. „Aber meine Absichten waren gut; und wenn sie mir nicht durchgegangen sind, wie ich mir's vorgestellt hab', so glaub ich doch, was geschehen ist, wird uns nicht zum Schaden sein." Mit Ernst und einer gewissen Scheu erkundigte er sich nach dem Befinden Rebecka's. Nach der allgemeinen, tröstlichen Antwort sagte er: „Ich hoff', wenn sie erfährt, wie die Sachen stehen und was ich ihr sagen kann, dann wird sie wieder gesund werden!"

„So," versetzte der Vater, „du kannst ihr etwas sagen?"

„Ja, Vetter, das kann ich!“

„Nun,“ sagte die Mutter mit einem Schein von Glück in ihren Zügen, „dann hoff' ich auch, daß sie bald wieder aufstehen wird. Aber zuerst laß mich mit ihr reden.“

Sie ging in's Haus. Nach wenigen Minuten kam sie wieder, und sagte: „Komm!“ Beide traten in die Kammer. Als Rebecka des Geliebten ansichtig wurde, erhob sie sich im Bette, die bleichen Züge lächelten wehmüthig und glücklich — sie reichte ihm die Hand. Georg ergriff diese und preßte sie, indem er auf die Leidende mit einem Blick der innigsten Liebe sah.

„Was hast du gethan!“ rief sie mit gutmüthiger Klage. „Ich wär' beinah gestorben!“

„Verzeih mir, Liebste,“ erwiderte Georg; „ich hab's wahrlich nicht schlimm gemeint! Ich hab' keinen andern Ausweg gesehen, als diesen, drum hab' ich da mein Heil gesucht. Und nun ist's merkwürdigerweise für uns doch ein Ausweg geworden, und wird an unserm Glück schuld sein!“

Die Kranke schaute ihn an. „Wollen deine Leute —“

„Sie haben mir's versprochen, und ich halt' sie beim Wort.“

„Ah,“ rief die Gute. „Gott sei Dank!“

„Wir müssen ihnen nur noch einige Zeit lassen,“ fuhr Georg fort, „bis sie sich ganz drein gefunden haben. Zurück können sie nicht mehr; aber laß uns warten, bis sie alles, was sie uns versprochen haben, mit Freuden thun. Mein Vater ist schon auf dem Weg — und meine Mutter wird nachkommen.“

„O ich kann warten! Ich brauch nicht mehr! An dem Glück, daß du wieder da bist, kann ich lange zehren!“

Als Rebecka mit aller Innigkeit ihrer Seele diese Antwort gab, war die Farbe auf ihre Wangen wiedergekehrt; ja, diese glühten rosiger als jemals. Nochmals versicherte Georg ihr seine gute Meinung bei dem „Streich“ — nochmal bat er sie um Vergebung! Aber die hatte er längst! Die blauen Augen ruhten auf dem Wiedergewonnenen mit Wonne und gingen über bei den Zärtlichkeiten, die er ihr mit der guten Laune des Liebenden erwies. „Ich will gern alles erduldet haben!“ sagte sie endlich. „Ach es ist doch schön auf der Welt! Ich hoff', lang wird's jetzt nicht mehr anstehen, bis ich wieder in der Höhe bin! Und dann wollen wir fröhlich sein miteinander!“ —

Georg theilte mit der Familie das Mahl. Er mußte alles erzählen, was er erlebt hatte, und er that es nicht nur mit gutem Humor, sondern er versäumte auch nicht, seine Flucht nach Möglichkeit zu rechtfertigen.

„Aber wie bist du denn grad auf d e n Gedanken gekommen?“ fragte der Sohn Hans.

„Ach, mein guter Freund,“ erwiderte Georg lächelnd, „Soldat zu sein, ist was Schön's, trotz allem, was man sagt. Und wenn einer Glück hätte und hinaufkäme —!“

„Geh,“ rief der Bauernbursch, „das sind überrichte (überspannte) Sachen!“

„Manchem,“ versetzte Georg, „ist's doch gelungen und er

ist zu hohen Ehren gekommen, wie man das in Büchern und Zeitungen lesen kann!"

„Das Bücherlesen," erwiderte Hans, „das hat dir halt den Kopf heiß gemacht! Du bist eben ein halber Herr; und ich weiß nicht, ob ihr beide, die Rebeck' und du, grad so gut zusammenpaßt, wie du meinst."

„O," rief der Liebende, — „aber ich weiß es!"

„Nun," versetzte Christine, „ein b'sonderer Mensch bist du schon, Hansjörg; das merkt man immer wieder aufs neu'. Aber mit der Rebeck', wenn ihr einmal geheiratet seid, wirst du doch gut hausen; denn sie hat dich gar zu gern!" —

Als der Bursch wieder heimgekehrt war, fragte ihn die Mutter mit einem seltsamen Ausdruck: „Wo bist denn heut auf einmal hingerannt?"

„Du kannst dir's wol denken," entgegnete der Sohn, „und aus deiner Miene seh' ich, du weißt es! Ich hab' dadrüben etwas gut zu machen gehabt," fuhr er fort. „Ich hab' nicht alles bedacht, ich muß es selber sagen, und den größten Schreck hat mein Fortgehen derjenigen gemacht, die mich am meisten liebt. Sie ist krank geworden darüber und liegt zu Bett!"

„Krank!" rief die Bäuerin mit unwillkürlicher Geringschätzung. „Immer gleich wieder krank!"

„Weils ihr eben schrecklich gewesen ist, daß ich im Krieg umkommen könnte."

Die Mutter schwieg. Dann sagte sie: „Es gibt doch Menschen, die gar nichts aushalten können! Und von denen glaubt man dann, daß sie viel besser sind als andre, die sich

nicht gleich alles anmerken lassen, weil unser Herrgott sie handfester und standhafter gemacht hat. Nun, ich seh' schon, wie's gehen will. Ich hab' das Meinige gethan und werd' es auch ferner thun. Aber Hoffnung hab' ich nicht mehr viel. Meinetwegen. Wenn das geschieht, was ich für ein Unglück anseh', und wenn ich dann Recht bekomm', dann hab' ich für meine Person wenigstens ein gutes Gewissen."

XIV.

Wochen gingen hin, und noch war es Georg nicht gelungen, eine Entscheidung herbeizuführen. Wenn die meisten Menschen durch bloßes Verschieben einer schwebenden unangenehmen Sache etwas zu gewinnen meinen, so liegt das Gehenlassen und Abwarten besonders im Charakter des Landvolks. Rasche Entschließungen kommen hier sehr selten vor; — was man nicht gerne thut, das hat immer Zeit, und darum vergeht die Zeit, und es geschieht nichts.

Der Haselbauer sagte nicht mehr Nein; aber er sagte auch noch nicht Ja. Wenn Georg von seinem Anliegen reden wollte, dann gab es immer etwas Nöthigeres zu thun — und morgen war auch noch ein Tag. Der Bursch konnte der Geliebten und den Ihren nicht sagen: „Meine Eltern haben ihre Einwilligung gegeben — wir sind Brautleute."

Und das erzeugte nun in der Familie des Kreuzbauern doch wieder Gefühle der Kränkung und eine trübe Stimmung. Warum wollten die Haselbauersleute der Sache kein Ende machen? Weil sie die Verheiratung Georgs mit ihrer Tochter

eben immer noch für ein Unglück ansahen! Darin lag für sie eine Heruntersetzung, und es mußte sie verdrießen. Sie konnten sich nicht denken, wie sie mit diesen stolzen, eigensinnigen — überzähen Leuten überhaupt in guter Freundschaft leben sollten!

Rebecka hatte sich erholt, und Georg besuchte die Familie so oft es ihm gefiel; darin entschlug er sich gegen die Seinen jedes Zwanges. Aber weil er nichts Gewisses zu melden hatte und immer wieder Nachsicht und Geduld anrufen mußte, konnte das liebende Mädchen doch nicht von Herzen fröhlich werden und gedeihen. Sie half wieder bei der Arbeit im Haus und Feld; aber ihr Aussehen, bei aller Fassung, hatte etwas Gedrücktes und Müdes; ihre Sanftheit hatte den Charakter der Entsagung.

Es versteht sich von selbst, daß Georg sehr bald nach seiner Wiederkehr das Haus des Hofschreiners aufgesucht hatte. In Rücksicht des Ausgangs hatte man hier über seine Flucht mehr Worte der Verwunderung als des Tadels. Die Hofschreinerin, mit der Parteilichkeit entschlossener Frauen, ging weiter und sagte zu ihm: „Du hast ganz recht gethan, deinen Leuten diesen Schreck einzujagen! Wo nichts anderes hilft, da muß man zu solchen Mitteln greifen! Und jetzt, wenn die Sache auch noch nicht fertig ist, steht sie doch viel besser wie vorher.“ Sie schaute ihn an und lächelte mit beifälliger Schlauheit. „Du bist klüger,“ sagte sie, „als ich gedacht hab'! Du weißt dir zu helfen! In der Sach' hast du das Gescheidteste gethan, was geschehen konnte.“

Die Frau, wie man sieht, erblickte in der Entweichung

Georgs vornehmlich ein Werk der Berechnung. Dieser Ansicht pflichtete der Hofschreiner, welcher das Diplomatische liebte, mit Vergnügen bei — und so wurde Georg in dem Hause wegen einer Fähigkeit anerkannt, von der er bis jetzt noch sehr wenig Proben gegeben hatte.

Zwei Wochen nachher, als man wieder einmal beisammen saß, fragte Sophie nach dem Stande der Dinge.

Georg beklagte sich über seine Eltern.

Die Hofschreinerin schüttelte den Kopf mit Unwillen. „Da muß eben ich wieder hinter sie rücken!" versetzte sie. „Ich thu's in den nächsten Tagen und bin ordentlich neugierig, was sie jetzt noch wissen!"

Aber zu diesem Angriff kam es nicht — er war nicht mehr nöthig. Unserem Liebespaar erstand ein Helfer, der gegen den Haselbauer und sein Weib eigenthümliche, schwerwiegende Vortheile besaß. Es war dieß der königliche Rentbeamte von Nördlingen! In seiner Stellung mit den beiden Familienhäuptern bekannt und beide schätzend, namentlich aber eingenommen für Georg, mit dem er sich wiederholt unterhalten hatte, achtete der wohlwollende, klarsehende Mann es endlich für seine Pflicht, den Haselbauer ernstlich in's Gebet zu nehmen. Er traf an einem Sonntag Morgens vor der Kirche bei ihm ein und hielt ihm vor, was der Bauer freilich schon von andern gehört hatte, was aber vom Munde des Herrn Rentbeamten durchaus neu und schlagend wirkte. Er zeigte auf die Geltung und die wirkliche Bravheit der Familie des Kreuzbauern hin, auf die Schönheit und die Sittigkeit Rebecka's, auf die zärtliche

Liebe der jungen Leute, die ganz für einander geschaffen wären, und zuletzt auf den Charakter Georgs, der niemals eine andre zur Frau nehmen würde, als die Geliebte, weil er zu seinen Eltern mit Recht sagen könne: ihr wißt nichts an ihr auszusetzen! Alle wackern und verständigen Leute, die es den Eltern jetzt sehr übel nähmen, daß sie sich noch immer sperrten, würden sie dann loben, und sie würden dann alle miteinander geachtet und glücklich sein!

Der Bauer, nachdem er alles dieß mit dem entsprechenden Respekt vernommen, sagte, den Kopf senkend: „Ja, ja, Herr Rentamtmann, eigentlich haben Sie nicht unrecht. Es ist so, wie Sie sagen — und die Sache währt jetzt wirklich schon lang genug; im Grunde sollte man jetzt damit ein Ende machen!"

„Nun also?" rief der Beamte.

Der Bauer schwieg. „Ich glaube zwar heut noch," versetzte er dann, „daß die Tochter unsers Nachbars für meinen Sohn ein besseres Weib wäre! Aber wenn Sie sich auch auf seine Seite schlagen, Herr Rentamtmann, dann muß ich am Ende doch nachgeben."

„Ihr sagt also Ja?"

„Ja, Herr Rentamtmann," antwortete der Bauer nach einem schweren Aufathmen, — „ich sag' Ja!"

„Nun," rief jener, „das lob' ich! — Jetzt holt mir aber gleich Eure Frau!"

Der Bauer entfernte sich. Nach einer Weile trat er mit der Bäuerin in die Stube. Die Achtung, welche diese dem Beamten schuldig war, und der Widerwille, der sie auch jetzt

noch beherrschte, mischte sich in ihrer Miene zu einem sonderbaren Ausdruck scheuen Lauerns, der aber ihrer Haltung keinen Eintrag that. Nach gehörter Ermahnung sagte sie: „Wenn so ein Herr auch gegen uns ist und dem Sohn gegen die Eltern hilft, dann können wir uns freilich nicht länger dagegensetzen. Wir zwei sind jetzt ganz allein, und da ist's am End' keine Schand', wenn wir uns unnütze Mühe sparen und uns in Gott's Namen drein ergeben. Ich sag' also auch Ja, wie mein Mann Ja gesagt hat. Dann kann ich aber nur wünschen, daß diese Heirat auch wirklich so gut ausfallen möge, wie alle Leute sagen, die wider uns sind!"

„Sie wird gut ausfallen!" rief der Beamte mit Nachdruck.

„Wenn sie das gewiß wissen, Herr Rentamtmann," versetzte das Weib, „dann ist ja alles gut, und ich als Mutter kann dann ruhig sein!"

Dieser spitzigen Bemerkung antwortete der wackre Herr mit einem Lächeln. „Ich glaube," sagte er dann zum Bauern, „das Beste ist, wenn wir den Handel gleich ganz fertig machen. Laßt doch Euern Sohn kommen, der draußen im Hof herumgeht, wie ich gesehen hab'."

Der Bauer trat an's Fenster, öffnete es und rief dem Sohne zu, er möge hereinkommen. Georg erschien. „Hansjörg," sagte der Vater mit Würde, „bedank dich bei dem Herrn Rentamtmann, der für dich und für die Heirat mit der Tochter des Kreuzbauern so gesprochen hat, daß wir nicht mehr widerstehen können. Wir, deine Mutter und ich, wir geben unsre

Einwilligung. Du kannst dich von uns aus mit dem Mädchen versprechen, und auf den Herbst, so Gott will, soll die Hochzeit sein!"

Georg, obwol er die Ansicht des Beamten kannte und die Absicht des frühen Besuchs errathen hatte, stand doch einen Moment wortlos. Sein Gesicht war purpurroth, seine Augen waren feucht geworden. Mit einemmal ging er auf den Beschützer zu, drückte ihm die Hände und dankte ihm aufs wärmste; das Gleiche that er seinen Eltern. Mehr der Mutter (die noch immer nicht recht wußte, was für ein Gesicht sie machen sollte!) als dem Vater rief er zu: „Laßt's euch nicht reuen! Ich werd' euch alle Lieb' erweisen, die ein Sohn seinen Eltern anthun kann. Ihr kennt mich und ihr wißt, was ich sag', das ist so!"

In diesem Augenblick schlugen die Glocken auf dem Kirchthurm feierlich zusammen. „Nun," sagte der Beamte, „können wir in die Kirche gehen und alle, wie wir sind, unserm Herrgott danken!"

Georg, bevor er dieser Aufforderung nachkam, fand noch Zeit, mit Bleistift einige Zeilen auf ein Stück Papier zu werfen und den Brief einem seiner Knechte zur schleunigsten Beförderung zu übergeben. Die Zeilen lauteten: „Liebste Rebecka! Meine Eltern haben mir endlich ihr Jawort gegeben — freiwillig und gern! Du bist jetzt meine Verlobte, und auf den Herbst wirst du Haselbäuerin sein. Heut Nachmittag komm' ich zu dir! Adieu, Liebste! Nicht wahr, es ist doch noch gut gegangen?"

Eine Stunde später kamen Vater und Sohn mit dem Rentbeamten von der Kirche nach Hause. Die Bäuerin lud den Herrn ein, beim Mittagessen ihr Gast zu sein. Man speiste in der obern Stube, auf Tellern von Steingut und mit silbernen Bestecken. Bier und Wein standen auf dem schneeweißen Tischtuch nach der Wahl, und die Hausfrau trug nach einander auf: Reissuppe, Kalbsbraten mit gerösteten „Erdbirn" und Dampfnudeln vom feinsten Mehle. Der Beamte, der hungrig war, lobte nicht nur jedes der Gerichte, sondern bekräftigte sein Wort auch durch wiederholtes Zulangen. Mit Freuden nahm er wahr, daß die Haselbäuerin am Schlusse des Mahls bereits um vieles menschlicher aussah, als noch bei der Ertheilung ihres Jaworts.

Eine Schale Kaffee wurde dem Herrn nicht geschenkt. Der Trank war stark; denn wenn es sich bei einer gestandenen Bäuerin um die Ehre handelt, spart sie nicht. Der wohlwollende Gast erklärte, daß ihm seit langer Zeit Essen und Trinken nicht so gut geschmeckt habe! Wenn die Frau hierauf den Kopf schüttelte als eine, die wol wisse, wie sie das zu nehmen habe, so waren doch ihre Züge durch ein Lächeln verschönt, wie man es lange nicht von ihr gesehen hatte.

Als der Besuch Abschied nahm, um, das angebotene Fuhrwerk verschmähend, an dem schönen Tag zu Fuß heimzugehen, bemerkte Georg: „Ich will den Herrn ein Stück weit begleiten." — Der Vater nickte mit Laune und sagte: „Wie weit, das kann man errathen!" Die Mutter, nach einem Moment des Besinnens, schaute den Sohn an und versetzte dann — mit

großer Würde freilich, ohne eine Spur von Empfindsamkeit und mit der Haltung einer Herrin: „Sag' den Leuten dort von mir, ich lasse sie grüßen!"

Die Beiden gingen; und Georg unterhielt den Gönner mit der Fröhlichkeit eines Glücklichen. Auf dem Feldweg neben dem endlich erreichten Dorf empfahl sich ihm unser Bursch. „So lang ich leb'," sagte er, „werd' ich Ihnen diese Freundschaft nicht vergessen, Herr Rentamtmann. Meine Rebeck' soll's augenblicklich erfahren, wer den langen Handel mit einem Schlag zu Ende gebracht hat, und sie wird Ihnen dann ihren Dank persönlich abstatten." Der würdige Fünfziger lächelte mit Humor und sagte: „Dafür hab' ich's schon thun können!"

Als der Bursch in den Hof des Kreuzbauern eintrat, liefen ihm die beiden Schwestern, die auf ihn gepaßt hatten, mit jubelnden Grüßen entgegen. Rebecka führte ihn an der Hand in die Stube. Die Eltern und Bruder Hans kamen auf ihn zu; man drückte sich die Hände, wünschte sich Glück, lobte und dankte Gott — und Georg, die Geliebte umarmend, erklärte sie feierlich für seine Braut. Bei dem schönen Wort ging in allen Gesichtern ein noch helleres Licht auf, und den beiden Alten kamen Thränen in die Augen.

Georg, als man am Tisch Platz genommen hatte, mußte erzählen. Sein Bericht fand unwillkürlich eine Fassung, welche den Hörern rein erfreulich in die Ohren klang. Große Verwunderung erregte die Freundlichkeit des Rentbeamten, und alle nahmen sich vor, ihm dafür erkenntlich zu sein; die höchste Wirkung machte aber der Gruß der Haselbäuerin.

„Wirklich?“ rief Rebecka. „Einen Gruß an uns hat sie dir aufgetragen?“ Georg betheuerte die Thatsache, und das herzliche, gütefrohe Mädchen umschlang ihn, während ihre Augen sich mit Thränen füllten. „O, nun ist alles gewonnen!“ rief sie. „Nun werden wir gut miteinander hausen auf deinem Hof!“

Die Haselbäuerin hatte den Vortheil davon, daß sie am längsten spröde gewesen! Ihre geringe Wendung zur Güte beglückte am meisten.

Ein leckerer Duft frischgebackener „Küchlen“ durchdrang das Haus; und bald erschien Christine mit Kaffee, und die nachfolgende Magd setzte eine große Schüssel voll des leichten feinen Backwerks auf den Tisch, womit ländliche Wirthe ihre Gäste am meisten zu ehren denken.

Irgend einmal erleben die Menschen im irdischen Dasein ihr höchstes und reinstes Glück; — dieser Moment war jetzt für Georg und die Familie des Kreuzbauern erschienen! Aus den Gesichtern allen leuchtete der Sonnenschein der tiefsten und süßesten Befriedigung. Die Leute auf dem Kreuzbauernhof gehörten zu jenen guten Seelen, die kein größeres Wohlgefühl empfinden, als wenn sie aus dem Streit in den Frieden kommen. Und diesen hatten sie jetzt. Ihre Feinde waren ihre Freunde geworden! — Wie füllten sich ihre Herzen mit Liebe zu den Eltern Georgs — und wie nahmen sie sich vor, ihnen alle mögliche Freundschaft zu erweisen!

Rebecka, unter den Glücklichen die Glücklichste, bot einen rührenden Anblick. Welche Strahlen gingen aus ihren Augen!

Wie hold, wie schmeichelnd klang ihre Stimme! Welche liebe Dinge sagte sie allen und jeden!

Die Freude blieb nicht auf die Familie beschränkt. Nach und nach kamen die noch übrigen „Ehehalten“ herbei und gratulirten und schmunzelten und waren ordentlich stolz auf ihre Braut und freuten sich „grausam“ auf die Hochzeit. Rebecka dankte ihnen und stopfte ihre Taschen mit Küchlen.

Georg konnte sich an ihr, die nun ganz die Seine geworden war, nicht satt sehen. Ein Beben erstand in seiner Brust und eine Verwirrung überkam ihn, wenn er an die Zukunft dachte. Sie blühte wie eine Rose! Die Freude hatte ihr allen Glanz der Gesundheit und ihre ganze makellose Schönheit wiedergegeben! — —

Als unser Freund spät nach Hause wanderte, sagte er zu sich: „Nun ist mir nichts, gar nichts zu viel, was ich durchgemacht und ausgestanden hab'! Fast wollt' ich, es wär' mehr gewesen!“

Wünsche, die auf mehr Noth gerichtet sind, sollte man in diesem Leben nicht aussprechen. Es gibt der Möglichkeiten allzuviele, ihnen Erfüllung zu bringen!

XV.

Am nächsten Markttag nach dem entscheidenden Sonntag begab sich Rebecka mit einem weiten „Gretzen“ in's Rentamt zur Frau Rentamtmännin. Knixend richtete sie einen schönen Gruß aus von ihrer Mutter; die lasse die Frau Rentamtmännin bitten, mit einem kleinen Präsent vorlieb zu nehmen. Während sie das sagte, hob sie aus dem Gretzen eine Schüssel mit einem großen Ballen Butter und setzte sie auf den Tisch.

Die Frau, eine schlanke Gestalt mit aristokratischen Gesichtszügen, schaute das Mädchen an und lächelte. „Was fällt aber deiner Mutter ein?“ rief sie. „Wie kommt sie dazu, mir ein solches Geschenk zu machen?“ — Rebecka wurde roth. „Der Herr Rentamtmann,“ sagte sie mit einem Lächeln, das nicht ohne Laune war, „hat uns eben einen gar großen Gefallen erwiesen, und da möchten wir für jetzt wenigstens ein bischen was dagegen thun!“ — „Ah so,“ erwiderte die Frau, die in alles eingeweiht war — „meinem Manne gilt es? Ja, dann muß ich ihn selbst holen lassen!“

Nach einer Weile erschien der Beamte, und Rebecka bestellte

den Gruß ihrer Mutter noch einmal. Jener dankte und betrachtete sich die Jungfrau mit den frohen Blicken eines Kenners. „Herr Rentamtmann,“ fuhr diese fort, „Sie sind gegen uns so gut gewesen — in unserm Leben können wir das nicht verschulden! Wo wären wir jetzt noch, wenn Sie sich der Sache nicht angenommen hätten? Mein Bräutigam hat mir alles erzählt, und wir werden es Ihnen nicht vergessen, so lang wir leben!“ Zur Bekräftigung dieser Rede wollte sie ihm die Hand geben; aber sie bedachte zu rechter Zeit noch, daß sich das wol nicht schicke! Der Beamte, der ihre Absicht wahrgenommen, faßte die schüchtern zurückgehaltne Rechte seinerseits und schüttelte sie kräftig. „Ich hab' euch den Dienst gern erwiesen,“ versetzte er; „und ich wollte, ich könnte mit allem, was ich gethan habe, so zufrieden sein! — Ihr seid ja,“ fuhr er fort, „schon förmlich ein berühmtes Paar! Man spricht von euch in Dorf und Stadt — und bei eurer Hochzeit wird das Wirthshaus nicht ausreichen! Es ist eine Freude, Glück wünschen zu können zu einer solchen Verbindung!“

Unser Landkind stand auf diese ehrenvollen Reden in angenehmer Verwirrung; und der joviale Herr weidete sich daran.

Was das Geschenk betraf, so war er viel zu gesittet, um es nicht mit der besten Manier anzunehmen. Er betrachtete und prüfte den Ballen Butter in seiner Blätterumhüllung mit Vergnügen, lobte die gelbe Farbe und sagte mit entsprechender Schalkheit: „Meine Frau wird sich freuen, das in ihre Speisekammer bringen zu können! Ein solches Präsent weiß sie zu schätzen — dafür kenn' ich sie!“ — Und die Gattin versetzte:

„Ich freu' mich auch wirklich, denn so was Gutes ist für Geld nicht zu haben!"

Rebecka sah, daß die Leute freundlich und aufmunternd sein wollten, und es wurde ihr darum ganz heimlich bei ihnen. Sie nippte von dem Wein, den man ihr vorgesetzt hatte, beantwortete die theilnehmenden Fragen, die man an sie richtete, und verließ endlich das Haus mit den angenehmsten Empfindungen über die große Leutseligkeit der Herrschaften.

Am darauffolgenden Sonntag gab es wieder eine Art Fest beim Kreuzbauern: die Sophie machte der Familie ihren ersten Besuch. Von Georg hergefahren, wurde das „Bäschen," welches die Schwestern von jenem Kirchweihtag her kannten, mit Freudenrufen empfangen und auf's beste bewirthet. Man denkt sich, wie gut die Glücklichen sich unterhielten. Die drei Mädchen hatten so viel mit einander zu reden, daß Georg den Zuhörer und Zuschauer spielen konnte, was er mit Vergnügen zu thun schien, eben so wie die tief zufriedenen Eltern.

Auf der Heimfahrt lobte Sophie gegen den Burschen die Rebecka mit den wärmsten Ausdrücken! „Ich hab' eigentlich gar nichts an ihr auszusetzen," fügte sie hinzu, „als daß sie ein wenig einen singenden Ton hat beim Reden! Den sollte sie sich abgewöhnen!" — Georg sah sie mit Befremden an. „Ihr Ton gefällt dir nicht?" rief er. „Aber der ist mir ja grad von allem das Liebste an ihr!" — Sophie schwieg. Dann sagte sie: „Du mußt das am Ende besser verstehen, als ich! Aber wenn ich in dem Punkt unrecht hab', dann fehlt ihr wirk-

lich gar nichts und sie ist ganz vollkommen!" — Georg, den kleinen Stich würdigend, lachte. „Sie mag auch ihre kleinen Fehler haben," sagte er; „bis jetzt hab' ich sie nur noch nicht bemerkt! Von dem Ton ihrer Stimme kann ich aber keine Note abgeben. Das ist just eine von den Ursachen, warum ich sie heirate."

Sophie dachte im Stillen: „Wenn der nicht verliebt ist, dann ist's noch Niemand gewesen! Ich fürchte, ich fürchte, mein Candidat ist nicht so verblendet!" —

Ein wichtigerer Besuch fand am nächsten Sonntag statt: der Besuch Rebecka's beim Haselbauern.

Die Braut Georgs, die zu Wagen mit ihrem Bruder Hans erschien, wurde von den Eltern mit großem Anstand begrüßt und feierlich in die Stube geführt. Wir schweigen von der Bewirthung, die dem Selbstgefühl der Bäurin entsprach, und von den Höflichkeiten, die man sich spendete, wobei der Haselbauer, zur Ehre des Hauses, sich selbst übertraf. Der wackre Alte schien sich schon ganz in die Rolle des Schwiegervaters gefunden zu haben. Die künftige Söhnerin gefiel ihm, der auf diesem Felde stets ein guter Beurtheiler gewesen, und die Artigkeiten, die er ihr zu hören gab, kamen von Herzen.

Von der Mutter ist das Gleiche nicht zu sagen. Hielt sie es für Schwäche von der lange behaupteten Entgegensetzung auf einmal zu wirklicher Freundschaft überzugehen? Trug sie eine Scheu, die Schwiegertochter, die man ihr aufgenöthigt hatte, als eine selbstgewählte zu behandeln, weil sie damit ihre

Niederlage offenkundig machte? Nahm sie Aergerniß an den galanten Manieren ihres Mannes (der allerdings nach und nach eine förmliche Verehrung der Jungfrau zur Schau trug!) — und wollte sie, was er zu viel that, zu wenig thun? Wie dem sein mag; sie ging aus ihrer gemessenen und allerdings kalten Höflichkeit nicht heraus und das gute Kind mußte sich zuletzt noch überzeugen, daß Georg ihr über sie nicht die Wahrheit gesagt habe. „Sie hat eingewilligt,“ dachte sie bei sich, „weil's nicht mehr anders ging; aber in ihrem Herzen ist sie noch immer dagegen. Die Heirat ist ihr noch immer zuwider, und sie verachtet mich immer noch, weil ich nicht die andre bin!“

Allzuviel Freundschaft und Herzlichkeit hatte sie von der ihr bekannten Frau nicht erwartet; aber gar keine, das war zu wenig! — Sie wollte ihr entgegenkommen und stimmte beim Herumgehen in Haus und Hof, wo es so viel zu loben gab, ihre wärmsten und schmeichelhaftesten Töne an. Aber das half ihr bei dem Weibe nichts. Im Gegentheil: die strenge, kritische Seele merkte die Absicht, und es kostete sie Mühe, ihren Widerwillen nicht offenbar zu machen.

Der Tag verging; — und die Haselbäuerin und diejenige, die es werden sollte, waren sich nicht näher, sondern ferner getreten. Die Miene Rebecka's war nachdenklich, traurig; Vater und Sohn bemühten sich vergebens, sie wieder zu erheitern. Endlich erschien die Zeit des Aufbrechens und Abschiednehmens. Als das gekränkte Mädchen der Haselbäuerin die Hand gab und Behütgott sagte, richtete sie auf die Unver-

söhnte einen Blick der Klage und des Vorwurfs, der ihr durch die Seele drang!

Vom Hof, wo man den Wagen hatte fortrollen sehen, gingen Eltern und Sohn in die Stube zurück. Hier stellte sich der Haselbauer mit sehr ernsthafter Miene vor die Bäuerin und sagte: „Das ist aber doch wirklich arg, wie du dich heute gegen deine künftige Söhnerin benommen hast! Du hast ihr ja keinen guten Blick vergönnt, und es hat nicht viel gefehlt, so hättest du ihr Grobheiten gesagt!"

„Ich kann mich nicht so anstellen wie du!" entgegnete das Weib.

„Das ist lächerlich," versetzte der Mann. „Ich hab' gar nicht nöthig gehabt, mich anzustellen gegen das gute, liebe und wirklich bildhübsche Mädchen! — Hansjörg," fuhr er zum Sohne fort, „auf mich kannst du dich verlassen, — ich steh' auf deiner Seite!" Und er trat von seiner Frau weg und stellte sich neben den Sohn.

Dieser hatte in seiner Miene eine Aufregung gezeigt, die in wirklichen Zorn übergehen wollte. „Ich hätt' nicht geglaubt," rief er, „daß ich das mit ansehen müßt', was ich heut mit angesehen habe! Du bist also noch immer unsre Feindin? In deinem Herzen ist noch immer nur Widerwillen und Haß?"

Die Bäurin schien mit sich zu kämpfen; aber der Trotz behielt die Oberhand. „Ich kann mich nicht zwingen zur Lieb'!" entgegnete sie.

Georg, unwillkührlich auf sie zugehend, rief: „Du hast ein

Herz von Stein! Und ich, ich unglücklicher Sohn, bin mit der bösesten Mutter gestraft, die es geben kann!"

Auf diese Rede schwieg das Weib in sichtbarer Erregung. Sie suchte sich zu fassen. Nach einer Weile, mit immer noch stolzem Munde, sagte sie: „Uebertreibt nicht, ihr Mannsbilder! Ich bin eine aufrichtige Person, und was nicht in mir ist, das kann ich mir nicht geben! — Am End'," fuhr sie zögernd fort, „wahr ist's, ich bin heut ein bischen zu streng gewesen gegen das gute Ding, und ich hab's gemerkt, es hat ihr nicht wohl gethan! Nun, geschehen ist geschehen, da läßt sich jetzt nichts mehr ändern. Aber ich bin wirklich nicht ganz mit mir zufrieden, und ich gebe zu, daß ich bei dem Mädchen, die nun doch einmal in unsern Hof hereinkommen soll, etwas gutzumachen hab'. Daß ihr heut noch nicht alles nach Wunsch gegangen ist, das soll ihr nicht zum Schaden sein! Bei der nächsten Gelegenheit, wenn wir uns wiedersehen, will ich hereinbringen, was ich versäumt hab'! Und nun macht mir keine solchen Gesichter mehr — und wartet ab, was die Haselbäuerin thun wird!"

Die Frau sprach, wie sie fühlte. Sie war hart und herrschbegierig, und es schmerzte sie, daß sie hatte nachgeben müssen; aber sie war nicht böse. Darum erkannte sie nun, daß sie gegen die Braut ihres Sohnes nicht recht gehandelt und ihr gegen alle Sitte eine wehthuende Kränkung angethan habe. Aber eben durch diese war der Forderung ihres zürnenden Herzens genügt — es war heraus aus ihr — und nun konnte sie die Heirat von der bessern Seite ansehen und sich gegen

die Verlobte ihres Sohnes benehmen wie eine rechte Schwiegermutter!

Bei der nächsten Gelegenheit wollte sie das thun! Und sie wollte es ganz thun, und Alle sollten zufrieden sein!

Aber die Gelegenheit sollte ihr nicht mehr werden. Sie selbst, wenn auch ohne es zu wissen und zu wollen, hatte noch dazu beigetragen, die Ausführung ihrer guten Absichten unmöglich zu machen.

XVI.

Georg mußte am folgenden Tag in Geschäften des Vaters eine Reise unternehmen, die ihn nach Ansbach und Erlangen führte. Als er gegen das Ende der Woche zurückkehrte, fand er zu Hause eine Botschaft vor: Rebecka sei unpäßlich, er möge zu ihr kommen! Nach kurzer Rast eilte er zu ihr. Sie lag im Bette, matt, fiebernd; es schien aber nur einer der Anfälle zu sein, von denen sie sich schon öfters wieder erholt hatte. Das Gespräch mit dem Geliebten wirkte belebend auf sie und im Vergnügen ihrer Seele vergaß sie die Schwäche ihres Körpers gänzlich. Mit den besten Wünschen und der gewissen Hoffnung, daß er sie das nächstemal wieder auf treffen werde, verließ Georg das Haus.

Allein das Unwohlsein dauerte an und verschlimmerte sich. Georg besuchte sie jeden Tag. Eines Abends, als er sie im Fieber phantasiren hörte, theilte er die Angst der Ihren und holte noch in der Nacht den fürstlichen Leibarzt aus Wallerstein, damit er dem bisherigen städtischen Arzt mit seiner viel-

erprobten Geschicklichkeit zur Seite stehe. Aber dieser konnte den Lauf der Krankheit so wenig hemmen, wie jener.

Zehn Tage waren verflossen. Als Georg am Abend des eilften in die Kammer trat, standen Eltern und Geschwister weinend um das Bette der Leidenden. Diese war sichtlich verfallen. Das Erscheinen des Geliebten gab ihrer Seele wieder eine Richtung, ein Ziel — sie schaute mit einem rührenden Blick auf ihn her. Dann erhob sie sich in ihrem Bette, nicht ohne Anstrengung, und blieb eine zeitlang in halbsitzender Stellung. Endlich sagte sie, man möge sie mit Georg allein lassen.

„Hansjörg," sagte sie, als die Ihren sich entfernt hatten, mit einer sonderbaren Ruhe in ihrer Miene und mit einem gutmüthig ergebenen Klang ihrer Stimme, „mir ist, als ob ich bald sterben müßte, und da hab' ich mit dir noch einmal reden wollen!"

„Sterben!" rief Georg erschrocken und heftig. Und fast zornig fügte er hinzu: „Du wirst nicht sterben!"

Rebecka, die betroffen ein wenig zurückgefahren war, schaute ihn an. „Nun," sagte sie, „es kann ja sein, daß ich noch davon komme! Aber es kann auch anders gehen — schneller als wir meinen! Und für den Fall möcht' ich dir noch etwas sagen." Und während Georg stumm, in tiefster Erregung vor ihr stand, fuhr sie mit dem Ton der herzlichsten Empfindung fort: „Vor allem dank' ich dir für die Lieb', die du zu mir gehabt hast! Ich hab' mich über gar nichts zu beklagen bei dir — du hast mir nur Freude gemacht! Du hast viel ausgehalten um

meinetwillen und hast mich nur um so lieber gehabt. — Sei bedankt dafür!"

Ihre Augen waren bei diesen Worten übergegangen und sie streckte ihm die bleiche Hand entgegen. Georg ergriff sie und hielt sie gepreßt in der seinen.

„Du wirst nicht sterben!" rief er. „Du kannst nicht sterben! Jetzt, nachdem wir Alles durchgesetzt haben. Du! Du! In dieser Jugend!"

„Deßwegen," entgegnete die Kranke, „kann ich doch sterben! — Und wenn ich auch jung sterbe," fuhr sie mit bewegtem, aber gefaßtem Tone fort, „ich bin nicht umsonst auf der Welt gewesen. Ich hab' viel Glück gehabt, — ich kann gar nicht sagen wie viel. Meine Leute sind gut gewesen gegen mich und haben mich gern gehabt, so lang' ich denke. Dann haben wir uns kennen gelernt! Ach, Georg, welche Freude hab' ich gehabt auf unsrer Kirchweih' und auf der deinen! Ich hätt' gar nicht geglaubt, daß ein Menschenherz so glücklich sein kann, wie ich's da gewesen bin und immer auf's neue werde im Angedenken dran! — Wie vergnügt sind wir hier gewesen in unserm Haus! Wenn mir etwas Kummer gemacht hat und Herzeleid, dann ist gleich wieder ein Glück dagewesen und hat Alles ausgelöscht. Manches hat in seinem ganzen Leben nicht so viel Freude gehabt, wie ich in meinem kurzen Leben!"

Georg, der ergriffen zugehört hatte, fuhr bei dem letzten Wort auf. „Aber du sprichst ja," rief er mit schmerzlichem Vorwurf, „als ob du deinen Tod gewiß wüßtest!"

„Nein," entgegnete das Mädchen begütigend; „ich setze

nur den Fall! — Ach, ich möchte ja gern wieder gesund werden und lange leben mit dir! Wie schön wär's, wenn wir mit einander hausen könnten auf deinem Hof! — Aber," fügte sie nach einem Schweigen wehmüthig hinzu, „ich muß es nehmen, wie's kommt."

Der Liebende hatte kein Wort der Entgegnung.

„Unser Herrgott wird's recht machen," fuhr die Leidende fort. „Wir kommen ja nicht auf ewig auseinander, wenn ich sterbe; wir kommen ja wieder zusammen! — Was der Glaube werth ist, das empfind' ich jetzt. Ja, wenn das nicht wäre, dann könnt' ich nicht sterben! Dann müßt ich verzweifeln!"

Der Bursch, mit einer heftigen Bewegung, nahm sie bei den Armen und rief: „Denk' nicht an's Sterben! Denk' an's Leben! Du mußt nicht sterben wollen — du mußt leben wollen!"

Die Kranke lächelte traurig. „Ja," entgegnete sie, „wenn das so ginge! Und wenn ich's nicht besser wüßte!" — Nach einer Weile sagte sie: „Grüß' deine Leute von mir! Recht schön, ich bitte dich! Dein Vater hat mir neulich so viel Freundschaft erwiesen; er ist so gut, so herzensgut gegen mich gewesen! Und wenn mir das Benehmen deiner Mutter nicht gefallen hat, so sagst du ja, sie hab's nicht so bös gemeint —"

„Sie hat's bereut," rief Georg betheuernd, „bitter bereut! Sie hat's gut machen wollen, und sich darauf gefreut! Sie hat mir heute gesagt, daß sie dich besuchen wolle! Sie wird erschrecken, wenn ich ihr sag', daß du noch nicht besser bist!"

„Ah!" rief das Mädchen, indem ein Schein des Glücks in

ihrem Gesicht aufging. „Und das ist wahr, Georg? Das darf ich glauben? Sie ist mir jetzt gut — wirklich gut?“

„So wahr ein Gott im Himmel lebt!“ rief Georg feierlich.

„O,“ rief sie mit übergehenden Augen, „das thut wohl! Daß ich das noch gehört hab’, das ist mir lieb! Sag’s deiner Mutter, welche Freude sie mir gemacht hat, — sag’s ihr und dank’ ihr dafür!“

Dem Liebenden stürzten Thränen in die Augen. „Rebeck’,“ rief er mit erstickter Stimme, „du bist die beste Seele, die auf Erden existirt! Du verdienst ja zu leben und glücklich zu sein mehr als alle Menschen, die ich kenne! Es ist unmöglich, daß du stirbst! Nein, du kannst nicht sterben, du mußt wieder aufkommen!“

Rebecka schaute ihn mit einem liebevollen Blick an. „Ich will ja nicht behaupten,“ erwiderte sie, „daß ich gar nicht mehr aufkommen kann! Aber hier (fuhr sie auf ihre Brust deutend fort) ist etwas, das mir sagt: mach’ dich bereit und ergib dich drein! — Und ich ergebe mich drein!“

„Um Gotteswillen!“ rief Georg.

„Laß mich reden!“ entgegnete sie. „Hör’ mich ruhig an! — Wenn ich sterbe, Georg, bleib’ gut Freund mit meinen Leuten, die dich alle so gern haben! Wie haben sie sich gefreut und wie haben sie’s alle für das größte Glück und die größte Ehre gehalten, daß du mein Mann werden solltest. Bleib’ gut Freund mit ihnen und besuche sie oft! Besuche sie, wenn du auch —“

Sie brach ab. Was ihr in die Seele gekommen war, denken

konnte sie es, aber aussprechen wollte sie es nicht. „Vergiß mich nicht!“ fuhr sie fort. Vergiß mich unter keinen Umständen, Georg! Das mußt du mir versprechen, wenn ich ruhig sterben soll, daß du mich nicht vergessen willst, was auch kommen mag, so lang' du lebst!“

Georg ergriff sie bei den Händen und beugte sich über sie — die Thränen aus seinen Augen fielen auf ihre Wangen. „Ich hab' nie eine andre geliebt, als dich!“ rief er, „und ich werde nie eine andre lieben! Wenn du mir genommen wirst, dann muß ich verzweifeln, und ich seh' nicht ein, wie ich noch leben soll! — Vergessen! Dich vergessen! Ich werde gar nichts anders thun können, als an dich denken! Immer wirst du mir die Einzige sein, die nicht ihres Gleichen hat, und der ich keine an die Seite stellen kann! Keine! Keine! — Aber,“ unterbrach er sich plötzlich mit einer Art von Zorn, „ich red' da selber, als ob du nicht leben könntest —“

„O,“ fiel Rebecka mit einem tiefbeglückten Lächeln ein, „laß dich's nicht reuen! So red't nur einer, der so denkt! — Ach, Liebster, wie gut hat mir das gethan! Nein, ich kann mich nicht beklagen bei allem Unglück! Nichts Schöneres gibt's im Himmel und auf Erden, als eine treue Liebe; und die hab' ich gefunden und die hab' ich gehabt! So glücklich bin ich gewesen! — Gib mir deine Hand! Ich dank' dir, Lieber! Ich dank' dir, ich dank' —“

Vor Schluchzen konnte sie nicht weiter reden.

Eine Weile nachher trat Georg in die Stube, wo die Familie harrte. Der junge Mann, an dem man bis jetzt noch

kaum eine Thräne gesehen, hatte rothgeweinte Augen. Entsetzt starrten die Gesichter ihn an! Aber er rief: „Sie ist nicht todt! Sie lebt — und will euch sehen!“

Alle gingen in die Kammer. Man fand die Kranke besser aussehend — man tröstete sich und sie! — Später, als sie wieder schwerer athmete, betete man und weinte und hing an ihr mit den Blicken eines Kummers, wie ihn nur verzweifelnde Liebe fühlen kann! —

In derselben Nacht noch verschied die Leidende, „sanft und ruhig und ohne Schmerzen,“ wie es in der Aufzeichnung heißt, der wir folgen.

XVII.

Als das Jammergeschrei der Familie über das Ableben der Tochter verhallt war, trat Georg zur Leiche. Mutter und Schwester hatten sie zurecht gebettet — sie lag im Scheine zweier Ampeln, als ob sie schliefe. Ein wehmüthig zufriedenes Lächeln sprach aus den bleichen Zügen. Der Liebende schaute sie an, als ob er sich das Schmerzensbild auf ewig in die Seele prägen wollte; dann streichelte er die hellbraunen Seidenhaare, küßte die blaßglänzende Stirn, ließ Thränen auf das Antlitz fallen — und stand in sich erschauernd vor der unbegreiflichen Thatsache des Todes.

Durch die geöffneten Fensterläden schaute der frühe Morgen herein. Nun litt es den Erschütterten nicht länger im Haus, er entriß sich dem Anblick und nahm Abschied von der Familie. Seine stets wieder von Verzweiflung angefallene Seele trachtete nach Trost, und es gab nur Einen Ort in der Welt, wo er ihn fand. Er lief auf dem Feldweg hin, umging sein Dorf und eilte nach Wallerstein. Noch war es zu einem Besuch in der Freundesfamilie zu früh, und er trieb sich in den Alleen der

Residenz umher, bis die aufgegangene Sonne höher stieg. Dann suchte er das Haus in der Herrenstraße auf.

In der Stube, in die er eintrat, befanden sich Mutter und Tochter. Seine Miene sagte ihnen Alles. „Sie ist todt?" riefen beide. „Ja," versetzte Georg, „sie ist todt; — und ich wollt', ich wär' es auch!"

Die Frauen klagten und weinten und gaben ihm Beweise der innigsten Theilnahme. Mit dem Instinkt der Freundschaft vermieden sie es, ihm Trostesworte zu sagen, linderten aber seinen Schmerz, indem sie die Geschiedene priesen. Dann ermahnte die Base ihn, der nicht geschlafen hatte, sich in der Nebenstube niederzulegen.

Georg, von Müdigkeit übermannt, folgte der Aufforderung. Zwei volle Stunden ruhte er. Dann erhob er sich, und trat in die Wohnstube. Hier befand sich nun auch der Hofschreiner, der ergriffen auf ihn zuging und ihm sein Beileid aussprach. Georg dankte ihm, dann sagte er: „Könnt Ihr mich nicht bei Euch einige Tage beherbergen? Ich hab's überlegt, es ist mir unmöglich, ganz unmöglich, mit der Leiche zu gehen; und ich kann auch noch nicht nach Hause — ich kann meine Mutter nicht sehen! Bei Euch will ich bleiben. Ihr versteht mich und mit Euch kann ich reden. Laßt mich eine kurze Zeit hier —"

„Ja, ja," fielen die Frauen ein. „Bleib', so lang' du willst! Du bist bei uns zu Haus!" Und der Hofschreiner schüttelte ihm die Hand mit väterlichen Blicken.

Man richtete ihm eine Kammer her, deren Fenster auf den Garten ging.

Soweit es möglich war, die Pein in dem Herzen des Beraubten zu mildern, so weit gelang es diesen guten und liebevollen Seelen.

Aber die freundschaftliche Sorge der Sophie ging weiter. In der fürstlichen Residenz befand sich ein Bildhauer, der in der letzten Zeit ihre Büste modellirt hatte und dem sie durch ihren freundlichen Humor lieb geworden war. Diesen suchte sie auf. Eine Stunde später, nachdem sie mit ihren Eltern Rücksprache genommen, fuhr sie mit ihm nach dem Kreuzbauernhof. Und hier nahm der Bildhauer von dem verblichenen Bauernmädchen die Todtenmaske ab, um dem Liebenden darnach ein Abbild zu fertigen! Die Freundin ließ sich von der Mutter außerdem die letzten Arbeiten Rebecka's einhändigen — eine Halskrause, an der sie genäht, einen „Schneller," den sie gesponnen hatte, — und schnitt endlich einen Büschel von ihren Haaren ab.

Sie kannte den Freund! Sie wußte, wie theuer ihm alle diese Andenken sein würden sein ganzes Leben lang!

Als sie wieder heimgekommen war und ihm alles erzählte und alles mittheilte, gab er ihr die Hand und fiel ihr weinend um den Hals.

Auf dem Heimweg hatte Sophie auch seine Eltern gesprochen. Der Vater ließ ihm sagen, er solle nur bleiben und sich trösten, so weit es möglich sei. Die Mutter (theilte Sophie mit) habe dabei sonderbar ausgesehen: wie eine, die von ihrem Gewissen verklagt sei, aber sich dagegen wehre!

Als Georg in der endlich erschienenen Nacht sich nieder-

gelegt hatte und im Dunkel dalag, trat ihm die Geliebte wieder vor die Seele. Er sah sie wie sie war im Leben und im Sterben. Er besaß und verlor sie noch einmal — und er weinte und schluchzte in heftigem wildem Schmerz. Bittre Klagen mischten sich in sein Leid und fachten es immer auf's neue wieder an; Stunde um Stunde verging, ohne daß er den Schlaf zu finden vermochte. Zuletzt, todmüde, fiel er in einen unruhvollen Schlummer.

Am andern Morgen erhielt er mehrere Besuche von Männern und Frauen des Marktfleckens, die zu seinen nähern Bekannten gehörten. Die ganz besonders herzliche Theilnahme, die sein Schicksal fand, that ihm doch wohl, und die Gespräche lenkten ihn ab von seinem Leid.

Am dritten Tag fand die Beerdigung statt. Es war ein Feiertag — und dies mochte dazu beigetragen haben, daß die Zahl der Theilnehmenden außergewöhnlich groß war. Der Hauptgrund lag aber in dem Ruhm der Verstorbenen! Der Streit Georg's mit seinen Eltern war seit seinem Entweichungsversuch im ganzen Gau bekannt; man sprach immer wieder davon, und es wurde dabei immer wieder der Anmuth und Bravheit Rebecka's gedacht. Daß der junge Haselbauer den Eltern die Einwilligung endlich abgewonnen, hörte man allenthalben mit Freuden; und der plötzliche Tod des jungen Mädchens ergriff und rührte die Herzen. Das war kein gewöhnliches Schicksal! Auch Entfernterstehende konnten davon betroffen und zum Nachdenken bewegt werden; den Näherstehenden war es ein Ereigniß, das ihr inniges Mitgefühl erregte.

Hinter dem kränzegeschmückten Sarge, der von sechs Männern getragen wurde, ging der Vater der Verstorbenen mit ihrem Taufpathen, und ihr einziger im Ort anwesender Bruder, Hans, mit Ludwig. Die Mutter folgte mit ihrer eigenen Schwester, der Frau des Taufpathen. Mit Christine ging Sophie, und mit einer ältern Verwandten — die Haselbäuerin.

Diese hatte sich's nicht nehmen lassen, der Leichenfeier beizuwohnen, und war, zur Ehre der Verewigten, in tiefster Trauer erschienen.

Unter den Uebrigen, die den Kirchhof einnahmen, befanden sich alte Bekannte von uns. Vetter Metzler aus Nördlingen hatte sich, sobald derselbe gekommen war, dem Gallenbauer gesellt. Ohnweit von ihnen, in der Nähe des Grabes, stand der Rentbeamte mit seiner Frau. Wallersteiner und Nördlinger, die zu einer oder der andern Familie in Bezug standen, hatten sich in ungewöhnlicher Zahl eingefunden.

Der Geistliche war ein begabter, wissenschaftlich gebildeter, humaner Mann. Wir könnten seinen Namen nennen; denn er hat sich als Forscher in der Lokalgeschichte bekannt gemacht. Von dem rührenden Geschick, das sich hier erfüllt hatte, selbst in seinem Innern bewegt, hob er am Grabe nicht nur die Liebenswürdigkeit und Herzensgüte der Geschiedenen hervor, sondern mit besonderem Nachdruck die Sittsamkeit und Ehrbarkeit ihres Verhaltens, wodurch sie sich die allgemeine Achtung erworben habe.

Die Angehörigen, die um das Grab standen, weinten laut, und kaum blieb ein Aug' ohne Thränen.

Unter den Leidtragenden zog die Mutter Georg's von Anfang an besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sie war mit einem tiefen Ernst erschienen und hatte diesen behauptet, ohne sich von den Blicken, die sich aus nahe liegenden Gründen nicht immer freundlich auf sie richteten, stören zu lassen. Während sich neben ihr erschütternde Klagerufe hören ließen, blieb sie stumm und starr. Aber diejenigen, die in's Innere zu sehen vermochten, wie der Rentbeamte und seine Frau, erkannten doch, was in ihr vorging. Und als der Geistliche von den Aussichten sprach, welche der Verewigten im Leben geboten waren, und des Jünglings gedachte, der durch ihren Tod in tiefen Jammer versetzt worden sei, da bewegte sich die Brust, in der so lange das Herz unbeugsam geschlagen, und aus den Augen brachen Thränen — heiße, bittre Thränen! Sie flossen über die graubraunen Wangen herunter in immer wieder erneuten Strömen, und aus dem tiefsten Innern unter heftigem Schluchzen drang ein Stöhnen der Reue und des Leides hervor.

Der Tod ist ein großer Bekehrer — ein großer Versöhner! Der Schmerz der Bäuerin kam aus den tiefsten Tiefen ihres Wesens. Jetzt, wo die Jungfrau im Sarge lag, trat die ganze herzige Güte derselben vor ihre Seele, sie erinnerte sich ihrer Feindseligkeit und Rauhheit gegen sie — und ihr harter Sinn zerbrach und schmolz gänzlich dahin!

Die Umwandlung eines Weibes, deren Verhalten gegen die Verblichene nahezu von allen Anwesenden gekannt war, machte auf die tiefern Seelen einen rührenden Eindruck. Mancher Erfahrne schaute sie an, als wollte er sagen: „Siehst du?

Nun ist dir's endlich auch gekommen, du vornehme, stolze Bäuerin!" — Auch der Geistliche, dem sie gegenüberstand, warf im Weggehen einen bedeutsamen Blick auf sie, und die Mutter der so über alles Erwarten Geehrten sah die Weinende mit wahrem Dankgefühl an. Den nächsten Verwandten allen war dieses Benehmen der Mutter Georg's eine große Genugthuung und ein wirklicher Trost.

Als der Gottesdienst in der Kirche zu Ende war, fand Sophie Gelegenheit, den Geistlichen um eine Abschrift der Rede am Grabe und der Predigt zu ersuchen; „für den Bräutigam," wie sie hinzufügte. Sie wurde ihr bereitwillig zugesagt, mit herzlichen Grüßen an ihn.

Die Freundin eilte vom Trauerhause sobald als möglich heim, um Georg und den Ihrigen Bericht von der Feier abzustatten. — Alles, was sie sagte, that dem Liebenden mitten in seinem Schmerze wohl und wirkte beruhigend auf seine Seele; am meisten, was sie ihm von seiner Mutter berichtete! — Die Geliebte, wenn auch im Grabe, hatte gesiegt über die Gegnerin, die sich ihr so hartnäckig und so lange widersetzt hatte! Sie hatte vollständig gesiegt! — und ihm war die Mutter wieder eine Mutter geworden!

Noch einen Tag blieb er in der Freundesfamilie. In den ersten Morgenstunden desselben stieg ein Gewitter auf und tobte, als ob es auf den Untergang der Landschaft abgesehen wäre. Der Aufruhr der Natur flößte dem jungen Mann Gefühle ein, wie er sie noch nicht an sich erfahren hatte. Die plötzlich hereinbrechende grauenvolle Nacht war ihm ein er-

hebender, labender Anblick gewesen, die furchtbaren Donnerschläge thaten ihm in der Seele wohl, und er athmete freier und aufgerichteter, als der Regen wolkenbruchähnlich niederrauschte.

Der Mittag brachte die Sonne wieder und der Abend war ungewöhnlich mild und schön. — Georg, um die sechste Stunde, verließ das Haus, ging zu den Wirthschaftsgebäuden des frühern Schlosses empor und bestieg den Felsen. Hier suchte er eine einsame Stelle auf, wo er das Dorf sehen konnte, dessen Friedhof die Reste der Geliebten barg. Er setzte sich auf ein Felsstück und schaute hinüber zu Kirche und Kirchthurm, auf deren westlicher Seite das Gold der Abendsonne lag. Lange saß er da. Trauer erfüllte sein Herz; aber sie hatte einen sanftern Charakter.

Der Mensch, der einen großen Verlust erlitten hat, sieht und fühlt zuerst nur ihn, und sein Herz leidet nur Pein. Nach und nach stellt sich ihm aber auch wieder dar, was ihm bleibt. Und sein Auge hängt daran, sein Herz findet Nahrung, sein Schmerz Linderung.

Als Georg, halb schauend, halb träumend saß, erstand ihm die Geliebte — das lebende Bild der Geliebten — in der Seele. Er sah sie, wie sie gewesen war in den holdesten Augenblicken — und sie glänzte vor ihm in der schönsten Blüte. Und auch die Freuden erstanden wieder in ihm, die er gefühlt hatte an ihrer Seite, an ihrem Herzen! Und sie durchflossen, durchschauerten und beglückten ihn wieder!

War es ein Glück voller Wehmuth, so that es ihm doch innig wohl und war ihm ein Trost.

Der beste Trost wurde ihm aber die Liebe, die er zu der Geschiedenen fühlte, jetzt wie nur jemals, und von der er wußte, daß sie nie vergehen würde!

Was wir lieben, besitzen wir. Wir besitzen es nicht ganz; und immer wieder kann eine glühende Sehnsucht nach dem völligen Besitz uns anfallen und übermannen. Aber in Momenten, wo der Geist mächtiger sich erhebt, sehen wir über das Fehlende hinweg; wir lassen uns genügen an dem Schatz der Seele, und für den Mangel des wirklichen Lebens tritt die Hoffnung auf eine Wiederkehr desselben ein.

In der Stimmung, in welche dieses wogende Spiel von Gedanken und Empfindungen unsern Georg versetzte, dachte er mit einer eigenen Genugthuung an die Andenken von der Geliebten, welche die Freundin ihm verschafft hatte. Er fühlte sich glücklich, sie zu haben! Und die Aussicht, ihr Bild nach dem Leben zu erhalten, und es bei sich aufstellen zu können, durchdrang ihn mit einer tiefen Genugthuung.

Das ist die Bedeutung der Erinnerungszeichen! Das Phantasiebild, welches in höchster Schönheit vor uns aufglänzen kann, ist nur für den Geist, und besucht uns nur wie ein höheres Wesen, um wieder zu verschwinden. Aber die sinnlichen Zeichen können wir mit den Händen fassen — und sie bleiben! — Sie sind die wahre Ergänzung des Gedenkens in der Seele.

Als der junge Mann nach Hause kam, fiel den theil-

nehmenden Herzen sein gefaßtes Wesen auf. Sie ließen sich von ihm sagen, wo er gewesen, und freuten sich der wenn auch melancholischen Ruhe, womit er auf alles Antwort gab. Er verlangte die Arbeiten Rebecka's, welche Sophie in einem Schrank aufbewahrt hatte, und schlug sie in Papier ein, um sie mit in seine Kammer zu nehmen. — Zum erstenmal fand er hier einen längern und ruhigern Schlaf.

Am andern Morgen nahm er von der Familie Abschied. Er sagte allen seinen Dank auf's herzlichste und konnte sich kaum genug thun; und sie entließen ihn „auf baldiges Wiedersehen!“ Im lichten Sonnenschein ging er den Fußweg über die frischgrünen Wiesen und am Felde hin nach Hause. In seinem Hof erblickte er den Vater, der an einem Leiterwagen etwas zurecht machte. Er rief ihm den Gruß des Tages zu. Der Alte, nachdem er aufgesehen, ging ihm entgegen, gab ihm die Hand, sprach von dem Unglück, das ihn getroffen, und sagte ihm Worte des Trostes. Es waren die gewöhnlichen Gründe und Ermahnungen, aber sie kamen aus einem so guten Herzen, daß Georg mit Rührung zuhörte.

Beide mit einander gingen in die Stube zur Mutter. Georg trat stumm auf die Entgegenkommende zu, faßte aber ihre Rechte und drückte sie so sprechend, daß sie ihn gleich verstand. „Ich dank' dir,“ rief er aus tiefer Seele; „du weißt, wofür!“

Die Frau schaute ihn an — und in ihre Augen kamen Thränen. Die Zärtlichkeit, die sie so lange zurückgehalten hatte, drang jetzt unaufhaltsam in ihr hervor und gab sich in

Händedrücken und Worten innigen Bedauerns kund. Unheil und Herzeleid auf der einen — Schuldgefühl und Reue auf der andern Seite hatten die getrennten Seelen wieder zusammengeführt und enger verbunden als vorher.

Die Bäuerin war in der That verwandelt; ihr besseres Ich war dauernd emporgekommen. — Sie hatte sich in ihren Gedanken eine Schwiegertochter erwählt gehabt und für sie gekämpft, so lang es möglich war. Der Widerwille gegen die Erkorene des Sohnes wurde aber durch reinere Erkenntniß besiegt, und nun blieb sie mit derselben Entschiedenheit auf dieser Seite. Die Gefühle, die von da an in ihr herrschten, machten ihre Züge nicht nur milder, sondern gaben ihr auch eine Anmuth, wie sie ihr früher nicht eigen gewesen.

„Was hast du denn da?“ sagte sie auf das Päckchen deutend, das Georg unter'm Arme gebracht und auf die Wandbank gelegt hatte. Der Sohn wickelte die Krause und den Schneller heraus und zeigte sie der Mutter. „Es sind die letzten Arbeiten meiner seligen Braut,“ bemerkte er. „Die Sophie hat sie sich von der Mutter für mich geben lassen!“

Die Haselbäuerin nahm die Krause, betrachtete sie und nickte Beifall. Das Gespinnst anfühlend, sagte sie: „Der Faden ist fein und gleich, als ob er von Seide wäre! Sie hat's verstanden!“ Nach kurzem Schweigen, mit einem Seufzer, murmelte sie: „Es ist Schade!“

„O Mutter!“ rief der Sohn, indem er sie bei der Hand faßte. „Ja freilich, es ist Schade!“ —

An demselben Tag sollte der Bursch noch etwas nicht Er-

wartetes und seinem Herzen Wohlthuendes erleben. Er ging gegen die Vesperzeit in seinen Garten, der an den Anger des Baches gränzte, wandelte herum und stellte sich endlich in den Schatten eines alten Apfelbaumes von breiten und herabhängenden Aesten, der in der Nähe des Nachbargartens stand. Da sah er, über den niedrigen Zaun hin, zwei Mädchen vom obern Dorf herabkommen, deren Zusammengehen ihn überraschen mußte; es war die Marev' und Margrete Weidner. Vor der Thüre des Nachbargartens blieben sie stehen. Georg, von ihnen unbemerkt, konnte sie sehen und hören. Und er hörte Dinge, die ihm eigen in's Ohr klingen mußten!

Sie waren mitten in einem Gespräch begriffen, und sie sprachen von ihm und von der Verstorbenen und kürzlich Begrabenen, was freilich nahe lag.

„So ist der Mensch eben nichts!" sagte Margrete mit einem eigenen Ernst. „Ich für meine Person hab' kein schöneres Mädchen gekannt, als die Rebeck'. Und wie ich sie zum letztenmal gesehen hab', vor vier Wochen, in Nördlingen, hat sie noch ausgeschaut wie's Leben! Jetzt liegt sie im Grab! — Ich kann mir den Kummer des Hansjörg denken," fuhr sie nach kurzem Schweigen fort. „Er hat sie über die Maßen gern gehabt, das sieht man aus allem; und wer sie gekannt hat, der begreift's auch! — Aber so geht's in der Welt! Was man am liebsten hat, muß man verlieren!"

Indem sie die letzten Worte sprach, hatte ihre Stimme einen traurigen Klang und es sah fast aus, als ob ihr Thränen in die Augen gekommen seien.

Dieses Mitgefühl in dem Herzen der Guten müssen wir erklären. Sie selbst hatte einen Verlust erlitten! Ihr zweiter Bruder, an dem sie zärtlich gehangen hatte, war trotz ihrer aufopfernden Pflege vor Kurzem gestorben; — und die durch eigene Trauer weiche Seele war nun um so empfänglicher für das Leid eines Andern.

Was die Neigung betraf, die sie Georg früher zugewendet hatte, so war sie nach dem Bekanntwerden seines Verhältnisses mit Rebecka, wenn nicht ganz vergangen, doch verwandelt in eine Art freundschaftlichen Gernsehens. In dieser Beziehung finden einfache, natürliche Menschen und wackre Herzen gar bald das Rechte. Den Burschen, der einer andern gehörte, konnte Margrete nicht mehr zum Mann haben — auf ihn konnte sie nicht mehr hoffen, ihn sah sie daher auch nicht mehr an, wie man einen ansieht, den man heiraten kann. Das Gefühl ihrer Seele konnte damit nach und nach gar wohl ein anderes werden. Sie konnte noch immer ein Wohlgefallen an Georg haben, aber ohne leidenschaftliches Verlangen; und sie konnte ihn, der für sie nicht mehr in Betracht kam, derjenigen gönnen, der er nun einmal gehören wollte. Die erste Nachricht über den Vorrang, welcher der Andern zu Theil geworden, hatte ihr gar nicht wohl gethan, vielmehr, wenn wir es recht sagen wollen, ihr unvorbereitetes Herz tief betrübt. Aber das war nun lang überwunden, und ihre Ergebung in die vollendete Thatsache war ihr schon zur Gewohnheit, zur andern Natur geworden.

Die Marev', die von ganz andern Empfindungen bewegt war, sagte mit einem Klang von Spott: „Du sprichst ja, als

ob du dich ganz besonders darüber grämtest, daß die Rebeck' gestorben ist!"

„Sie dauert mich wirklich," entgegnete Margrete. „Und der Hansjörg noch mehr!"

„Aber," versetzte die Marev', „den hast du ja selber einmal gern gesehen?"

„Ist das eine Folge, daß er mich jetzt nicht dauern sollt'? Im Gegentheil — gerade deßwegen! — Hast du denn gar kein Mitleid mit ihm?"

Maria Eva schwieg. Dann sagte sie: „Mir hat er's gar zu arg gemacht! Mich hat er gar zu sehr gekränkt! Und wenn er nun auch Kummer hat, wie ich ihn gehabt hab', dann geschieht's ihm recht!"

„Du trägst's ihm noch immer nach?" versetzte Margrete.

„Ich kann mir nicht helfen!" erwiderte jene. Und mit bitterm Munde setzte sie hinzu: „Ich bin eben keine so gute Seele, wie du!"

Margrete zuckte ein wenig die Achsel. „Von uns," entgegnete sie, „ist eben jede, wie sie ist; und ich will mich nicht anders haben, als ich bin."

„B'hüt dich Gott!" rief die Marev' mit einem Kopfnicken von oben herab und trat durch die Thüre in ihren Garten. Margrete ging allein weiter.

Georg sah ihr nach. „Das ist ein gutes Mädchen!" sagte er zu sich. „Von der Marev' wundert mich nicht, was sie gesagt hat; jedes Wort sieht ihr gleich. Aber daß man so gut sein kann, wie die Margret, das hab' ich kaum geglaubt! — Es ist doch was Schönes um ein solches Herz; und sie hat recht, daß sie sich nicht anders haben will, als sie ist!"

XVIII.

Ein Jahr verfloß.

Wir wollen das Gemüthsleben Georg's und das Gedenken an Rebecka nicht weiter ausmalen. Die Zeit übte auch auf ihn ihre beruhigende Macht; aber sie lehrte ihn freilich nur Ergebung, keinen neuen frischen Lebensmuth. In sich gekehrt, von wenig Worten, melancholisch ging er seinem Geschäft nach. Lärmende Zusammenkünfte mit Kameraden und Lustbarkeiten mied er gänzlich; am liebsten waren ihm einsame Spaziergänge.

Auf diesen fiel er nicht selten in ein leidenschaftliches Gefühl seines Verlustes zurück, und sein zürnendes Herz belangte das Schicksal. „Warum," rief er, „mußte gerad' ich dieses Unglück haben? Warum mußte gerad' mir die Braut sterben? Etwa deßwegen, weil ich sie am meisten geliebt habe, und sie mich? — Wir haben treu zusammengehalten und Alles ausgehalten, um endlich zusammenzukommen; und wie's gewonnen war — wie nichts mehr für uns übrig blieb, als glücklich zu sein, da stirbt sie! Das ist wahrlich, als wär's mit Fleiß so eingerichtet worden! — Ach, ich hab's ja gewußt: zum Glück bin ich nicht auf der Welt, und unser Herrgott scheint nicht sehr viel auf mich

zu geben! — Eine kurze Zeit ist schön gewesen; aber jetzt muß ich sie büßen und jede Minute des Glücks mit einer Marter zahlen. — Traurige Welt! Armseliges Leben!" —

Wie der Mensch aber in guten Tagen bedrückende, bängliche Gefühle haben kann, so lassen die schlimmen auch erhebende, stärkende in ihm aufkommen; und dieser Wechsel allein erhält ihn.

Unserm beraubten Freund wurden sogar Augenblicke wirklicher Befriedigung zu Theil. Der Vetter Hofschreiner hatte ihm auf seinen Wunsch einen polirten Schreibeschrank gefertigt. Diesen stellte er in der obern Stube auf, und mitten in der Trauer war es ihm eine Freude, die Reliquien Rebecka's in dem Hauptfach so schön bewahren zu können. Einen Theil der lichtbraunen Haare hatte er vom Goldarbeiter zu Nördlingen in einen Ring flechten lassen, den er trug. Die größte Genugthuung empfand er aber, als der Bildhauer den nach der Todtenmaske ausgeführten Kopf der Geliebten überbrachte. Die Stelle auf dem Schrank war vom Hofschreiner vorgesehen; man setzte das Bildnis auf, stellte es in's beste Licht — und dem Bauernsohne fehlten auch die Tröstungen der Kunst nicht!

Das Versprechen, das er der Sterbenden gegeben, ihre Familie zu besuchen, erfüllte er treulichst. Am meisten war da natürlich von Rebecka die Rede. Georg ließ sich von Mutter und Schwester erzählen, was er vom Leben der Verstorbenen noch nicht wußte; und sie theilten ihm Züge mit, welche seine Kenntniß ihres Wesens bereicherten, aber freilich dem Bild, das er von ihr in der Seele trug, nur weitre Zierden liehen.

Wie oft wurde hier das Wort der Haselbäuerin wiederholt: „Es ist Schade!“ Wie oft kamen den guten Leuten Thränen in die Augen, während Georg mit wallender Seele düster saß und eine Anklage gegen die Vorsehung in sich kaum unterdrücken konnte!

An Feiertagen wallfahrte er zum Grabe der Geliebten. Er selbst hatte angegeben, mit welchen Blumen der Hügel bepflanzt werden müßte; und noch im Spätsommer ward ihm die Genugthuung, diese ausgeschlagen und die Ruhestatt vor den übrigen durch ihren Schmuck ausgezeichnet zu sehen.

Das andere Ziel seiner Besuche blieb das Freundeshaus in Wallerstein. Hier überwog in den Gesprächen bald das befreiende, stärkende Element, indem der Candidat ihnen eine Richtung in die Moral, um nicht zu sagen in die Philosophie zu geben wußte. Im Winter setzte Georg das Singen mit Sophie, das Klavierspiel und das Bücherlesen fort; und er machte die Erfahrung, daß er nach seinen Erlebnissen in Lust und Leid die Werke der Dichtkunst viel besser aufzufassen vermochte, wie zuvor! Mit dem Willen seiner Eltern schaffte er sich selbst ein Klavier an, brachte es in die obere Stube und spielte und sang in Stunden der Muße — vor dem Bildniß Rebecka's!

Beim ersten Wiedersehen nach jenen schweren Tagen hatte er der jungen Freundin die belauschte Unterredung zwischen der Marev' und Margrete mitgetheilt. Sophie erwiderte: „Daran erkenn' ich sie beide. Was ist aber das Margretle für ein gutes Ding! Und sie weiß es selber nicht! — Es freut mich, daß ich mit ihr Geschwisterkind bin! Solche, mein lieber

Freund, gibt's nicht viele!" — „Nein," versetzte Georg mit Humor, „sondern äußerst wenige!"

Der Frühling erschien mit sanften und lieblichen Tagen. Der Beginn der schönen Jahreszeit wirkt auf tiefere Gemüther, wie das schon öfters bemerkt worden ist, keine fröhliche Stimmung. Das allgemeine Erwachen der Natur regt auch in ihnen Gefühle der Hoffnung an; aber sie wissen: die rings ergossene Schönheit, gekommen wie im Traum, wird wieder vergehen wie im Traum; — und sie denken an die Flüchtigkeit aller irdischen Güter, an die Hinfälligkeit ihrer eignen Besitzthümer.

Das Herz erweichen und die Gefühle mildern, — die Trauer gelinde, ja süß machen, das kann der Frühling! Und diesen Liebesdienst leistete er auch unserm Georg. In gewissen Momenten träumender Vertiefung sprang dieser, der wegen seines Geschicks mit Gott gerechtet hatte, sogar auf die entgegengesetzte Seite über — und, von den Bildern der Erinnerung wundersam beglückt und ergriffen, dankte er Gott, daß er ihn die seligen Tage mit der Geliebten doch habe erleben lassen, wenn sie auch so bald ein Ende genommen! „Es wäre ja auch möglich gewesen," (fuhr er fort), „daß ich sie gar nicht kennen gelernt hätte! Und wozu wär' ich dann auf der Welt gewesen?"

Die Erinnerung des Liebenden auch an die verlorne Geliebte ist immer noch ein Glück! Es ist ein großes, rührendes Glück des Lebenden, durch die erstaunliche Gabe der Einbildungskraft sie, die lebensvoll geblüht hat, für sich wieder erwecken zu können — mit ihr reden und von ihren Lippen die

holdesten Worte hören zu können! Das ist Poesie — die Poesie des Gedenkens! — Und sie hatte unser begabter Freund in den schönen Tagen, wo der Schwarzdorn am Wege blüht und die Lerche singend in den Himmel steigt, in reichem Maße! —

Mit seinen Eltern lebte er durchaus in Frieden. Sie ließen ihn gehen und der Oekonomie vorstehen: sie wußten, wie gut sie versorgt waren! Die Reden, die sie an ihn richteten, hatten jetzt einen herzlichern Klang, als selbst in den Tagen vor ihrem Streit mit ihm. Auf den frühern Plan mit der Nachbarstochter kam auch die Mutter nicht mit der leisesten Anspielung mehr zurück. Maria Eva war noch immer, Georg wieder frei; aber wenn den Eltern die Verbindung auch jetzt noch wünschenswerth erschienen wäre, sie hätten um alles nicht gewagt, es gegen den Sohn auszusprechen! Wie sehr sie Bauern waren, sie erkannten doch in ihrer Seele, daß man ihm, welcher die Braut verloren hatte, die er über alles liebte, nicht zumuthen könnte, die Ungeliebte zur Frau zu nehmen!

Im Monat Mai feierten Ludwig und Christine ihre Hochzeit, die hauptsächlich wegen der Trauer um Rebecka vom Herbst auf das Frühjahr verschoben worden war. Georg wohnte ihr als Gast bei. Aber er blieb in seinem dunkeln Gewande den ganzen Tag und tanzte nicht. Unter den weiblichen Gästen befand sich auch Margrete. Als er an diese in der Stube, in welche vom Tanzboden her Musik und Jauchzen erscholl, einige Worte richtete, sagte sie: „Du machst dich heute nicht lustig, Hansjörg? Ich begreif's wol, und es gefällt mir von dir.“ — Georg erwiderte: „Du verstehst mich, das weiß ich schon

länger. — Wenn ich mit einer tanzte, thät' ich's mit dir, Margret. Aber —“ Er schüttelte den Kopf. — „Ich tanz' auch nicht,“ versetzte das Mädchen. „Ich bin noch in der Trauer um meinen Bruder — und ich spür' auch gar keine Lust dazu!“

Im Laufe des Sommers besuchte der Bursch häufig die jungen Gatten. Sie lebten vergnügt, wie das bei ihren Charakteren vorauszusehen war. Einmal, an einem Sonntag Abends, traf er die Bäuerin allein. Das Gespräch kam auf das eheliche Leben, und Christine rühmte ihren „Bauer“, wie gut er mit ihr sei. Dann, mit einem Lächeln, das nicht ganz ohne Befangenheit war, schaute sie zu ihm auf und sagte: „Wie steht's denn aber mit dir, Hansjörg? Hat man dir noch keine neue angetragen?“

Georg sah sie an — und machte eine Bewegung des Unmuths. Sein Auge funkelte beinahe zornig. „Ich wollt's keinem rathen!“ rief er.

Der Blick, den Christine nun auf ihn richtete, hatte etwas herzlich Erkenntliches. Dann sagte sie: „Es ist eine Ehre für meine selige Schwester, daß du sie in so gutem Andenken behältst; und ich“ (fuhr sie fort, ihm die Hand reichend) „ich dank dir dafür! Aber heiraten, Hansjörg, mußt du zuletzt doch! Das geht nicht, daß du ohne Frau bleibst — du, der einzige Sohn, ja das einzige Kind! — Du brauchst ja deßwegen meine Rebeck' nicht zu vergessen! Das ist gar nicht nöthig! — Auch ich“ (setzte sie mit feuchtgewordenen Augen hinzu) „ich vergesse sie nicht! Mitten in meinem Glück denk' ich an sie — und das

Wasser kommt mir in die Augen. Sie ist gar zu gut und gar zu lieb gewesen!“

„Also laßt mich in Ruhe mit euren Fragen!“ rief Georg mit Heftigkeit. „Wenn's dir so ist, dann kannst du dir denken, wie's mir ist! — Reden wir nicht mehr davon!“ —

Ein weitres Vierteljahr ging hin. Eines Morgens, da Mutter und Sohn im Kanzley noch beim Frühstück saßen (es war in der Mitte des November!) begann jene mit einem bedeutsamen Blick: „Weißt du, Hansjörg, was heut für ein Tag ist?“

Der Bursch besann sich. „Ach ja,“ rief er.

„Und hast du auch bedacht,“ fuhr die Mutter fort, „wie alt du heut wirst?“

„Das macht mir keine Sorge!“ entgegnete der Sohn.

„Aber mir, mein lieber Bub', machts nach und nach Sorge! Mir und deinem Vater! — Du lebst so dahin und redest nicht und deutest nicht! — Glaubst du denn, daß das so fortgehen kann? Du wirst doch hoffentlich kein alter Junggesell werden wollen?“

„Mutter, ich bitte dich —“

„Hansjörg,“ fuhr die Bäuerin mit Ernst fort, „das hilft dich jetzt nichts mehr! Länger dürfen wir's nimmer so mit ansehen! Endlich müssen wir reden von der Sach'!“

Georg warf einen argwöhnischen Blick auf die Mutter. Diese verstand ihn sogleich. „Da hab' keine Sorg'!“ entgegnete sie. „Die kannst du jetzt gar nicht mehr haben! Sie ist versprochen — sie heiratet ihren Vetter Gottlieb.“

„Gottlob!“ versetzte der Bursch nicht ohne Laune.

„Aber es gibt ja noch andre! Hier bei uns und auswärts! — Schau dich endlich um — es ist hohe Zeit! Wir reden dir nichts mehr ein. Wir vertrauen dir, daß du uns nicht zumuthen wirst, eine Schwiegertochter in's Haus zu nehmen, deren wir uns schämen müßten. Also bring' uns nur eine nach deinem Herzen; aber bring' uns eine!“

Georg schwieg. Endlich sagte er: „Der Gedanke will mir nicht in den Kopf!“

Die Mutter fuhr ordentlich erschrocken auf. „Aber willst du denn gar nicht mehr heiraten?“ rief sie erregt und heftig.

„Das will ich nicht sagen,“ erwiderte der Sohn. „Aber für jetzt fühl' ich nicht die geringste Lust dazu — und zwingen will ich mich nicht. — Bezähm' deine Ungeduld, Mutter! Du kommst damit nicht schneller zu deinem Zweck, das kann ich dir versichern! — Warten wir eben alle zwei, bis wir das, was sein muß, selber wollen und auch wirklich thun können!“

XIX.

Für jeden gibt es in der Welt ein Schicksal, und dieses erfüllt sich zuletzt. Auf das Meinen und Fühlen des Menschen in einem gewissen Zeitmoment kommt es dabei nicht an. Es kann einer verzweifeln zu müssen glauben und in der That nichts mehr hoffen. Aber es wartet im Leben doch noch ein Ziel auf ihn — ein schönes, wünschenswerthes, ja segensreiches Ziel; und wenn die andern Bedingungen zustimmen, so wird er endlich zu ihm hingeführt werden.

Wir wissen schon jetzt: wenn Georg ein Weib nahm, dann suchte er es nicht auswärts. Sollte er die Geliebte seiner Jugend, die Holdeste, die seine Augen jemals gesehen, nicht zur Ehefrau haben, dann konnte dieß nur die Beste werden, die er kennen gelernt hatte. Eine so schöne Jungfrau wie Rebecka gab es nicht mehr. Hätte er sie aber finden können, er hätte sie nicht gesucht! Eine so schöne wie Rebecka wollte er nicht mehr haben. Diese sollte ihm stets die Schönste bleiben von allen, und keine sollte sich neben sie stellen können. Darum, wenn er heiraten mußte (und sein Stand und seine Sohnes-

pflicht, allerdings, nöthigten ihn dazu!) — dann konnte er nur diejenige nehmen, die der Verlornen, wenn auch nicht an Liebreiz, doch an Herzensgüte gleichkam und eine festere Gesundheit und einen gleichmäßig frohen Humor vor ihr voraus hatte.

Da für die Wahl Margretes die besten, ja alle Gründe sprachen, so war der Entschluß Georgs nur noch eine Frage der Zeit. Und als noch ein ferneres halbes Jahr vergangen war, im Beginn des nächsten Sommers, wurde er gefaßt.

Wir dürfen nicht verschweigen, daß dabei der kluge alte Haselbauer seine Hand mit im Spiele hatte. Margrete war nach dem Tode ihrer beiden Stiefbrüder, als jetzt einziges Kind ihrer Eltern, auch die beste Partie für den Sohn, welcher durch diese Heirat nochmal die Anwartschaft auf zwei Bauernhöfe erhielt. Wie nun der Alte zu merken begann, daß Georg die Margrete schätzte und sie mit einer andern Art grüßte, als sonst eine im Dorf, da zog er den Schluß, daß man ihn noch am ersten zur Heirat mit dieser bringen könnte! Und er faßte sich kurz und ging zum alten Weidner, um die Möglichkeit der Verbindung mit ihm in's Auge zu fassen.

Der Bruder der Hofschreinerin war nicht einer der begütertsten, wol aber einer der geschicktesten Bauern in der Gegend. Er gehörte zu jenen Landleuten, denen der Bauernstand nicht nur der liebste ist, sondern die ihn ganz treuherzig auch für den ehrenvollsten und schönsten von allen erklären können. Darum zählte er — trotz dem, was er Schmerzliches

erfahren hatte — zu den glücklichen Menschen; und schon jetzt hatte er auch wieder das Aussehen eines solchen.

Der Vorschlag des Haselbauern leuchtete ihm augenblicklich ein. Er lächelte, während er seine „Ramsnase“ etwas einzog, mit großem Behagen, und zugleich mit einer gewissen Schlauheit. Den „Vetter“ begriff er vollkommen; denn zum Haselbauernhof noch den Weidnershof zu bekommen, und damit einer der ersten Männer im Ries zu werden, das konnte sich der Hansjörg wol gefallen lassen! — Aber grad dem gönnte er auch seinen Hof und sein Kind. Zwar gefiel ihm an dem jungen Menschen gar nicht alles. Daß dieser Klavier spielte, wie ein Schullehrer, und Bücher las, wie ein Pfarrer, und in seinem Anzug über seinen Stand hinauswollte, das hatte seinen Beifall keineswegs. Aber daß er trotzdem seine Felder so gut baute, wie er, der Weidner, die seinigen, das war doch eine große Tugend — das war eigentlich die Hauptsache — und so einem konnte er seine Margret anvertrauen.

Nach einigen „Hm's“ versetzte er: „Das könnte sich am End' machen, Vetter Haselbauer! Die Meine wird wol nichts dagegen haben; und was die Margret betrifft, so hängt sie an keinem andern — sie hat dazu noch gar keine Zeit gehabt! — und ich möcht' fast glauben, als ob sie nicht ganz ungern Haselbäuerin würde. — Du siehst, ich bin aufrichtig. Aber bevor ich mehr sag', muß ich natürlich erst mit meinen Weibsleuten reden.“

Der Vater Georgs wußte genug, und verabschiedete sich.

Der Weidner theilte den Gedanken zuerst seiner Bäuerin allein mit und fügte hinzu, daß diese Heirat seinen ganzen Beifall habe.

Die Frau, eine mittelgroße, rundwangige, noch immer wohlaussehende Person, war höchlich erfreut. Sie erklärte den Antrag für ein großes Glück und ging sogleich fort, die Tochter zu holen. „Was meinst du?" rief sie dieser zu, als sie mit ihr wieder vor dem Alten stand, — „was glaubst du, daß dein Vater mit dir im Sinn hat?"

Margrete schaute sie und den Vater an. „Wie kann ich das wissen?" entgegnete sie, nicht ohne Bewegung.

„Er will dich zur Haselbäuerin machen!" versetzte die Mutter grad heraus.

Das Mädchen fuhr zusammen, wurde roth über und über und stand in förmlicher Bestürzung da. Endlich rief sie: „Hat der Hansjörg —?" Mehr kam nicht aus ihrem Munde.

„Der Hansjörg selber hat nichts gesagt," begann jetzt der Weidner. „Aber sein Vater ist bei mir gewesen, und hat angefragt."

„Sein Vater!" entgegnete Margret mit dem Ton einer Enttäuschten.

„Nun," versetzte die Mutter, „das ist doch wol grad so viel?"

Margrete schwieg. Das Glück, das plötzlich vor ihrer Seele gaukelte, war ihr zu groß; sie trug Scheu — sie wehrte sich, daran zu glauben.

„Aber so sei doch nicht ungescheidt!" fuhr die Bäuerin mit

einer Stimme fast des Unwillens fort. „Glaubst du denn, wenn der Alte dich für seinen Sohn verlangt, dann hat er mit dem noch nicht drüber gesprochen?"

Margrete blieb stumm. Ihre Brust hob sich.

„Aber, Mutter," sagte jetzt der Bauer mit entsprechender Andeutung seiner wahren Meinung, „du verstehst sie vielleicht falsch! Vielleicht macht sie nur so ein Gesicht und will nicht 'raus mit der Sprach', weil sie den Hansjörg nicht mag!"

„O je!" rief die Bäuerin. „Schon als Kind ist der ihr der liebste gewesen von allen!"

„Das kann sein," entgegnete der Alte. „Aber das kann ihr jetzt wieder vergangen sein! — Nun," fuhr er zu der Tochter mit aller Ueberlegenheit und Sicherheit des Kenners fort, „wie steht's mit dir, Margret? Wenn's also nicht nur der Haselbauer wollte, sondern auch sein Sohn, der Hansjörg — würdest du sagen: ich mag nicht?"

Die Tochter schüttelte den Kopf, und ihr Mund begann zu lächeln.

„Also," fuhr jener fort, „zwingen müßten wir dich nicht dazu, scheint's?"

„Ja wol gar!" versetzte die Bäuerin. „Schau sie nur an!" Und zu Margrete sagte sie: „Du brauchst nicht zu reden! Was du denkst, das sieht man!"

Und in der That, aus dem Angesicht und aus den Augen der Jungfrau leuchtete die Freude wie eine Sonne. Jetzt, wenn er sie gesehen, würde Georg sie nicht nur für gut, sondern auch für schön erklärt haben!

Der Vater, der sein Kind zärtlich liebte, nahm sie bei der Hand und sagte mit einer Herzlichkeit, aus welcher die ganze Rührung seiner Seele herausklang: „Wir sind im Reinen, wie ich seh'! — Bald, hoff' ich, wird die ganze Sache im Reinen sein, — und dann geb' Gott seinen Segen dazu!“

Am selben Tage noch suchte er den Vater Georgs auf, und sagte zu ihm: „Vetter Haselbauer, ich hab' mit meinen Weibsleuten gesprochen! Meiner Bäuerin ist's recht — und meiner Tochter auch!“

„Das freut mich!“ rief der Andre und schüttelte ihm die Hand, indem er ihn hochvergnügt ansah.

Der Weidner, mit einem nicht minder zufriedenen Blick, fuhr fort: „Wenn dein Sohn meine Margret so gern hat, wie sie ihn, dann gibt's eine gute Haushaltung.“

„Mein Sohn,“ betheuerte der Haselbauer, „schätzt keine mehr, als deine Margret, das weiß ich ganz bestimmt!“

„Nun so sag' ihm unsre Antwort! Dann wollen wir die Sache richtig machen — und auf den Herbst eine fröhliche Hochzeit feiern!“ —

Der Haselbauer ging vom Anger, wo die Unterredung stattgefunden hatte, eilig nach Hause zu seiner Frau und theilte ihr, gegen die er bis jetzt geschwiegen hatte, sein Unternehmen und den bisherigen Erfolg mit. Die Bäuerin war sehr verwundert und sagte: „Sieh, sieh — du bist ein Schlauer!“

Jetzt, wo Margrete den Weidnershof erbte, stieß sich die Mutter nicht mehr an den Umstand, daß sie einen Kopf kleiner war, als die Marev'; ihr Gesicht klärte sich vollkommen auf

und sie rief: „Ja, ja, das ist die Rechte! Die paßt herein in unsern Hof! Sie paßt zu mir und zu dir und zum Hansjörg! Aber — ob sie der auch wirklich mag?"

„Das wollen wir gleich sehen," erwiderte der Bauer. — Er ging in den Hof, und kam nach einer Weile mit dem Sohn in's Kanzley zurück.

„Hansjörg," sagte er hier mit allem Ansehn eines Vaters, „es ist endlich Zeit, daß du unsern Hof übernimmst und heiratest. Zwingen wollen wir dich zu keiner — du hast die Wahl. Aber sagen will ich dir nur, daß du eine haben kannst, die ich und deine Mutter für die beste halten — die Tochter des Weidner."

Georg war betroffen und schwieg. Aber seine Miene drückte keinen Widerspruch aus.

„Hast du etwas gegen sie?" fuhr der Alte fort. „So red'!"

Georg, mit großem Ernst, versetzte: „Wenn ich einmal heiraten soll, dann weiß ich mir jetzt auch keine bessere, wie eben die! In Gott's Namen also! Sein muß es und ihr wollt's haben: so verlang sie denn für mich, Vater, und mach's mit den Leuten richtig! Ich will dann thun, was mir obliegt — und ich glaub', ich werd' nicht unglücklich dabei fahren!"

„Glücklich wirst du mit ihr hausen," rief die Mutter, — „wenn jemals einer glücklich gehaust hat! — Gott sei Dank! Endlich sind wir am Ziel!"

XX.

In der Mitte des September, an einem Dienstag, war in unserm Dorf alles in froher Bewegung. Die breite Gasse, die vom ersten Wirthshaus in die Kirche führte, war auf beiden Seiten von Weibern und Kindern besetzt, unter denen sich dießmal auch mehr als gewöhnlich Männer und Ledige und sogar Herren und Damen aus Wallerstein befanden. Alle, indem sie sich mit verschiedenartigen Reden zu unterhalten suchten, harrten der Dinge, die da kommen sollten. Der Gegenstand ihrer Neugierde ließ länger auf sich warten, als sie gemeint hatten; und endlich wurde auf den Gesichtern eine gewisse Ungeduld bemerklich. Glücklicherweise schien die Sonne durch den weißen Schleier dünner Wölkchen gedämpft, und in erquickender Luft konnte man einstweilen, in Ermanglung eines Bessern, sich wechselseitig selber mustern.

Unter den Harrenden in der Nähe des Wirthshauses standen auch alte Bekannte von uns — die drei Söldnerstöchter, welche die Frage, die jetzt ihre Entscheidung fand, zuerst in Betracht genommen hatten. Sie waren (um dieß nebenbei zu erwähnen)

mit ihren respektiven Burschen noch immer nicht verheiratet, ließen sich aber deßwegen keinen Kummer ansehen, und jetzt zeigten ihre Gesichter neben der herkömmlichen Zufriedenheit nur noch ein großes Verlangen nach dem zu hoffenden Schauspiel.

Plötzlich schlugen die Glocken auf dem Kirchthurm zusammen. Rechts und links ließen sich Ausrufe der Genugthuung hören, und die Augen richteten sich mit Spannung gegen das Wirthshaus.

Der Hochzeitszug, den man so sehr zu schauen begehrte, war in der That kein gewöhnlicher.

Eröffnet wurde er durch acht Musikanten, die einen stattlichen Marsch bliesen. Ihnen folgte der Geistliche mit dem Schullehrer, und hinter diesen erschien der Bräutigam zwischen seinem Vater und seinem Taufpathen. Unser Georg (denn von ihm ist die Rede!) — in schwarzem Tuchrock und rundem Hut, ging mit einer Miene, die man feierlich erregt nennen konnte, indem er weder rechts noch links sah. Nach ihm kamen die männlichen Hochzeitgäste, je zwei und zwei, ein Geleite bildend, wie man es bei ähnlichen Gelegenheiten so groß kaum noch gesehen hatte.

An der Spitze der Frauen erschien die Braut, Margrete Weidner, gleichfalls, protestantischer Sitte gemäß, in dunklem Gewande, aber das braune Haar mit dem reichsten Jungfern-Horbet geschmückt. Ihre Züge drückten die tiefe Freude ihres Herzens aus. Die Blicke der Zuschauer richteten sich auf sie mit herzlichem Antheil und sichtlichem Vergnügen; aber kaum weniger, ja in gewissem Betracht noch mehr Interesse flößten

ihre Begleiterinnen ein. Denn von wem wurde unsre Bauerntochter in die Mitte genommen und in die Kirche geführt? Von den beiden höchstgestellten Frauen des Gaues, wenn wir die fürstlichen und freiherrlichen Damen ausnehmen: von der Frau Landrichterin und der Frau Rentamtmännin der Stadt Nördlingen! Dieß war unerhört, ist auch ohne Zweifel im Ries das einzige Beispiel geblieben, und mußte, je weiter sich der Zug vorwärts bewegte, steigende Verwunderung und respektvolles Murmeln zur Folge haben.

Der „Hochzeitknecht“ mit blankem Säbel und die „Hochzeitmagd“ kamen hinter den dreien, und ihnen schloß eine entsprechend lange Reihe von Frauen und Jungfrauen sich an. Unmittelbar hinter der Hochzeitmagd, neben Christine, ging Sophie.

Die Zuschauer aus Wallerstein, unter denen sich der Hofschreiner mit seiner Gattin befand, und ein Theil dörflicher Weiber folgten dem Zug in die Kirche.

Als die letzten Hochzeitgäste an den Söldnerstöchtern vorübergezogen waren, sagte die Schlanke zu den Kamrädinnen (der Anzug der Braut und Anderer war schon vorher besprochen!) mit einem gewissen Ernst: „Das hätt' von uns keine mehr geglaubt, daß es doch noch die Margret werden sollte!“

„Sie selber nicht!“ versetzte die Blonde. „Aber in dieser Welt geschieht gar oft das Wunderbare! Grad die, die an's Glück nicht mehr denken, die haben's!“

„Sie freut sich darüber!“ bemerkte die Braune. „Die alte Lieb' ist ganz wieder in der Höh' — sie kann's gar nicht

verbergen! — Aber der Hansjörg, muß ich schon sagen, hat mir ein bischen zu ernsthaft ausgesehen!“

Die Schlanke warf einen Blick des Tadels auf sie. „Das ist doch wol natürlich bei dem!“ entgegnete sie. „Dem sein Gesicht hab' ich mir nicht anders vorgestellt! Wenn er sich jetzt freute, wär's gar nicht passend!“

„Das wohl!“ erwiderte jene. „Aber alles hat sein Sach'! So gern, wie sie ihn hat, hat er sie lange nicht!“

„Das wär' auch schwer!“ versetzte die Schlanke. „Aber sie kann recht wol zufrieden sein, wenn's auch etwas weniger ist. — Eine Ehre ist ihr heut schon widerfahren, wie sie bei uns 'rum noch nicht vorgekommen ist, — sie hat sich aber auch kaum recht aufzuschauen getraut! — Die Frau Landrichterin und die Frau Rentamtmännin! Was doch der alte Haselbauer alles machen und mit welchen Leuten der sich gut stellen kann!“

Die beiden andern nickten beifällig. Dann, mit einem Lächeln, sagte die Braune: „Heut Nacht also?“

„Kommen wir natürlich zum „Ansing“. Tanzen wir eben an andrer Leut' Hochzeiten, weil von uns doch immer noch keine zu der ihrigen kommt!“

„Der Jungfernstand,“ versetzte die Braune schelmisch, „hat auch sein Schönes!“ —

Das Fest wollen wir nicht beschreiben. Es war überaus glänzend und dauerte nach damaliger Sitte zwei Tage. Am zweiten, wo die junge Frau „unter der Haube“ im Wirthshaus

erschien, gab der alte Haselbauer seinen Gönnern und Freunden aus Nördlingen und Wallerstein ein Freimahl.

Wir haben nur noch einen kleinen Rückblick zu werfen auf die erste Unterredung des Paares, die nach der Verständigung zwischen den Eltern statthatte. Die jungen Leute befanden sich an einem Sonntag Nachmittags im Garten des Weidner. „Margret,“ begann hier der Bursch, „du weißt, was zwischen unsern Eltern ausgemacht worden ist. Ich sag' dir's auch von mir aus: ich kenn' keine, die ich lieber hätte und lieber zum Weib nähme, wie dich! Aber die Rebeck', die meine Braut gewesen und mir gestorben ist, kann ich nicht vergessen! Ich will dir's jetzt schon ehrlich sagen, die behalt' ich im Andenken, wie sie's um mich verdient hat, und du, wenn du meine Frau bist, darfst mir das nicht übelnehmen.“

Der herzliche Ton rührte das gute Mädchen. „Das thät' mir selber nicht gefallen, von dir,“ erwiderte sie, „wenn du die Rebeck' vergessen könntest! Ich weiß, daß es nicht möglich ist, und ich begehr's nicht. Wenn du mich nur daneben auch ein bischen gern hast!“

Bei diesen Worten sah sie ihn mit ihren graublauen Augen so treuherzig, mit einem so hoffenden Lächeln an, daß der Bursch ihre Hand ergriff und lebhaft rief: „Das thu' ich, Margret, sonst würd' ich dich nicht heiraten! Und wenn du so gut bleibst, dann werd' ich dich nur immer lieber haben — das weiß ich und das kann ich dir versprechen. — Ich bin ein aparter Mensch und denk' nicht in allen Stücken wie andre Leute. Laß

mir aber nur meine Weis', und wir werden glücklich mit einander leben!"

Im Wesentlichen, in den Gränzen des irdischen Daseins, erfüllten sich diese Hoffnungen.

Der junge Haselbauer führte mit seiner Bäuerin ein angesehenes Leben in Thätigkeit und Wohlstand. Seine Eltern bezogen die obere Stube; und da der jetzige Eigenthümer die Oekonomie noch kräftiger in die Hand nahm, als unter dem Vater, so redete dieser ihm nur sehr selten etwas ein und begnügte sich, bei gewissen Arbeiten zu helfen. — In der gegenwärtigen Muse fröhnte der Alte mehr und mehr seinem Hange zum Bücherlesen und zur Dichtkunst; die noch übrige Zeit aber benützte er, um durch stets erneuerte Rechnungen die Nummern zu finden, die in der Lotterie herauszukommen Aussicht gewährten. Alle Papiere und Briefe, die mit einer unbeschriebenen Seite in's Haus kamen, wurden mit Zahlen bedeckt. Allein in diesen Rechnungen mußten Fehler nicht ganz vermieden worden sein, denn ein Jahr um's andre verging, ohne daß in die obere Stube irgend ein Gewinn kam. Das Opfer, das unser „Austrägler" hiermit brachte, war indeß ein wohlbemessenes und im Vergleich zu den Zinsen, die er aus seinen Capitalien bezog, unbedeutendes. Das Vergnügen der Hoffnung, das er immer wieder genoß, überwog die kleine Ausgabe bei weitem.

Eben so gut wie der jetzige Haselbauer bei solcher Theilung der Arbeit mit dem alten, kam die junge Bäuerin mit der

Schwiegermutter aus. Das Verhältniß war aber hier einigermaßen umgekehrt, indem die junge die Erfahrung der alten bescheiden anrief und ihrer mütterlichen Autorität gerne sich fügte, bis die eigene Stärke in der Führung des Hauswesens den Beistand überflüssig machte. Da hatte aber die Betagte den guten Takt, ihre Belehrung zurückzuhalten und ihrerseits die Anordnungen der Gereiften, wenn sie darum ersucht wurde, behaglich ausführen zu helfen. Mit entschiedenen Naturen, wenn man sich wohl mit ihnen gestellt hat, ist immer am besten zu leben.

Der Charakter Georg's entwickelte sich consequent. Da er viel mit Wallersteinern und Nördlingern umging, so kleidete er sich wie sie; der Hofschneider der Residenz war auch der seine. Desgleichen bildete er sich zu einem der besten Schützen des Rieses aus und fehlte auf keinem Schießen, das in der Gegend abgehalten wurde. Seine Felder gehörten aber trotzdem zu den bestgebauten und ergiebigsten; und so ergab sich denn auch der alte Weidner in die unbäuerlichen Gewohnheiten des Schwiegersohns, wenn auch nicht ohne wiederholtes Kopfschütteln. Georg hielt seinen Hof nicht nur in Stand, er verbesserte ihn, trieb auch Bienenzucht und Gartencultur und machte nach landwirthschaftlichen Büchern, wie sie damals erschienen, Versuche, um probehaltige Neuerungen bei sich einzuführen. Nicht lange, so wählte man ihn zum Ortsvorsteher, und er versah dieses Amt mit einem Nachdruck und einer Uneigennützigkeit, wie man sie in seiner Sphäre selten treffen mag.

Natürlich war es, daß die Neigung zum Herrschen, die in

ihm lag, sich unter diesen Umständen immer mehr entwickelte. Und da war's gut, daß ihm in seiner Frau eine eben so große Neigung, zu dienen und sich zu fügen, entgegenkam! So hausten sie zusammen, wie sie sich's verheißen und wie sie's erwartet hatten. Die Kinder, welche die Gattin dem Manne schenkte, gediehen, wuchsen gesund heran, lernten unter nachdrücklichem Antreiben des Vaters Alles, was sie zu ihrem Stande bedurften, und endlich hatten die Eltern die Freude, sie alle nach Wunsch versorgt zu sehen.

Margrete, als Weib Georg's, hielt die Zusage, die sie dem Bräutigam ertheilt hatte: ihm sein Andenken an die verstorbene Geliebte nicht übel zu nehmen. Eins aber ging doch über ihre Kräfte; und hier war der Gatte genöthigt, ihr nachzugeben. Als nämlich der junge Bauer aus der obern Stube ziehen mußte, hatte er seinen Schreibeschrank in's Kanzley gesetzt und den Kopf Rebecka's wieder oben auf ihm angebracht. Nun würde das junge Weib es noch ertragen haben, das Bildniß der Verlebten so ausgezeichnet zu sehen, wenn auch die Art, wie Georg es manchmal betrachtete, einen Widerstreit der Gefühle in ihr hervorrief, der ihr nichts weniger als wohl that. Allein an Feiertagen kamen Besuche und schauten das Bild an und ließen sich darüber Auskunft geben und schüttelten nach erhaltner Antwort mit ländlichem Bedenken den Kopf; — und alles das brachte die Gute in oft erneuerte Verlegenheit und hinterließ in ihr bedrückende Gefühle. An sich war ein solches Andenken in einem Bauernhause ganz ungewöhnlich; eine solche Verehrung begriff

niemand; und verschiedene Basen entnahmen daraus nicht nur, sondern deuteten es auch merklich genug an: daß der junge Haselbauer die verstorbene Geliebte noch immer lieber habe, als sein lebendes Weib! Da nun in dem ganzen Benehmen Georg's, nach Verfluß einer gewissen Zeit, jene Ruhe sich einzustellen begann, welche junge Frauen nicht immer zu würdigen vermögen, so wurde die unsre traurig, glaubte, von ihrem Manne nicht mehr geschätzt zu sein, und vergoß hier und da eine Thräne.

Der Gatte bemerkte es, ahnte den Grund, erlangte durch die Art ihres Läugnens Gewißheit — und ging wieder einmal um Rath nach Wallerstein zu der Freundin. Er beschwerte sich gegen Sophie über sein Weib; aber die Unparteiische versetzte: das hieße von einer Bäuerin zu viel verlangen, — und sie selber, wenn sie in ähnlichem Falle wäre, könnte gar nicht für sich gutstehen. Der Friede des Hauses wäre denn doch die Hauptsache, und sie rathe ihm daher, das Bildniß der Seligen ihren Eltern zu übergeben.

Georg folgte der Verständigen und schaffte den Kopf Rebecka's in's Nachbardorf. Und auch die Kreuzbäuerin, nachdem sie denselben mit Rührung betrachtet hatte, meinte: sie könne es der jungen Haselbäuerin am Ende nicht übelnehmen und begreife hier eine kleine Eifersucht. Der Kopf sei bei ihr am besten aufgehoben, und Georg solle nur, um ihn anzusehen, recht oft zu ihr kommen!

Bald nach der glücklichen Beilegung dieser Angelegenheit erhielt der „Candidat" vom fürstlichen Haus eine Pfarrei

mitten im Ries und Sophie wurde Frau Pfarrerin. Die Freundschaft zwischen ihr und Georg hielt in allen Verhältnissen aus. Die Familien statteten sich in der guten Jahreszeit wechselsweis Besuche ab, freuten sich ihres Gedeihens und theilten sich alle wichtigen Ereignisse des Hauses mit.

Schon vor der Hochzeit der Sophie hatte Maria Eva ihren Vetter Gottlieb geheiratet. Man wird es gewiß gerne hören, wenn wir der Wahrheit gemäß berichten, daß sie mit diesem eben so gut gepaart war, als Georg mit Margret, indem ihrem gebieterischen Wesen in ihm eine große Gutmüthigkeit entsprach, welche um des Friedens willen in der Regel nachzugeben wußte. Auch die Verheiratete benahm sich gegen Georg immer sehr gemessen; sie konnte ihm nie ganz vergeben, weil sich ihr Herz nie ganz von ihm loszumachen vermochte. Ihre Bekanntschaft mit der jüngern Margrete reifte zwischen den Nachbarinnen allmählig zu guter Freundschaft; und da das Küchenfenster der Haselbäuerin auf den Garten der Schwanerin ging, so fand durch dasselbe gar manche wichtige Herzensergießung ihren Weg. Wie sich übrigens im Innersten der Maria Eva das Gefühl ihrer Jugend forterhielt, zeigte sich noch spät, als der Haselbauer seinen Erstgebornen zur Wanderung in die Welt ausrüstete. Die Nachbarin half dabei einen ganzen Tag und bewies einen Eifer und eine mütterliche Sorge für den jungen Burschen, welche dem Vater endlich das Herz rührte. Als sie nun Abschied nehmen wollte, trat er auf sie zu, gab ihr die Hand und dankte für ihre Freundschaft. Seine Stimme war bewegt, seine Miene ernst, man hätte sagen

mögen, befangen. In ihren Zügen aber ging ein Schein auf, der ihre Seele verrieth. Während ihr Mund, was sie gethan, für gering erklärte, sagte der Ausdruck ihres Gesichts: „Ich, die von dir so sehr gekränkt worden ist, habe dir doch nicht Böses mit Bösem vergolten; — ich habe Lieb' und Freundschaft bewiesen gegen deinen Sohn — ich bin besser als du glaubst, und als du je geglaubt hast!" —

Zu gleicher Zeit mit dem jungen Haselbauer wurde Ludwig in die Gemeindeverwaltung als der nächste nach ihm, als „Heiligenpfleger" gewählt. Obwohl sie nicht verschwägert werden sollten, hielten die Jugendfreunde doch treu zusammen, kämpften gemeinschaftlich für ihren Ort, führten und gewannen Prozesse und waren sich noch am Abend ihres Lebens der gelungenen Thaten mit Stolz bewußt.

Für einen Bauer lebte Georg ein reiches Leben, indem er einem unversieglichen Drange zur Thätigkeit genügte. Wie sehr ihn aber seine vielfachen Beziehungen in Anspruch nehmen mochten, immer blieb das Andenken an Rebecka — (wenn wir das Wort im natürlichen, schlichten Sinne nehmen wollen!) die Poesie seines Lebens. Nachdem er übergeben hatte und von seinem wohlerworbenen Vermögen lebte, übte er neuerdings das „Klavierschlagen" und versetzte sich durch das Spiel der alten Lieder und Tänze in die schöne, vielbewegte Zeit der Jugend zurück. Die Geschichte dieser Zeit schrieb er nieder. Er erlebte noch das erste Erscheinen der „Erzählungen aus dem Ries," die in dem Gau selber bei den Lesefähigen große Theilnahme fanden, und wußte es dem Autor Dank, daß ihn die

Hauptfigur in einer derselben an Rebecka erinnerte. So einem glaubte er seine Aufzeichnungen anvertrauen zu dürfen; und er that es — wenn auch nicht in der Absicht, damit selber eine „Erzählung aus dem Ries" zu veranlassen. Hätte der Novellist aber eine wirkliche Geschichte, die so schön und rührend — so poetisch an sich ist, nicht auch in die Form der Poesie bringen sollen? Wenn ihm dies nur gelungen ist, dann werden ihn die theilnehmenden Leser wohl freundlich absolviren.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Meyr, Melchior

Erzählungen aus dem Ries (Ludwig u. Annemarie. - Die Lehrersbraut. - Ende gut, alles gut.)

Bd.: 3

Berlin 1870